

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Der Krieg am Rhein im Jahre 1870**

**Grabowski, Stanislaus**

**Berlin, [ca. 1870]**

Zweiter Theil

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

Der  
**Krieg am Rhein**  
im Jahre 1870.

---

Historisch-romantisch dargestellt

von

**St. Graf Grabowski.**

(Verfasser von „Unter Preußens Fahnen 1866“.)

~~~~~  
Zweiter Theil.  
~~~~~

---

Berlin.

Verlag von Werner Grobe,  
Besselstraße 17.

Die  
Krieg am Rhein

im Jahre 1870.

Dr. Graf v. Schönbach


Leipzig 1871

Verlag

von C. Neumann, Neudamm

Verlag

Der Krieg am Rhein  
im Jahre 1870.

——  
Zweiter Theil.

Der Herr von ...

im Jahr 1870.

...

### Sechszehntes Kapitel.

#### Der Legationssecretair.

Aus dem Selbstgespräche des Legationssecretairs von der Hagen an jenem Abende, den er in Gesellschaft Frida Bornemann's und ihrer Tante im Theater zugebracht hatte, wird man ein tiefergehendes Urtheil nicht allein über seinen Charakter, seine Gesinnungen und Absichten, sondern auch über die Verhältnisse, in denen er augenblicklich lebte, gewonnen haben.

„Wenn ich einmal heirathen muß“, hatte Herr von der Hagen philosophirt — „und ich glaube, es ist hohe Zeit dazu, in den Hafen einzulaufen, um nicht Schiffbruch zu leiden!“

Sollte die Quelle, welcher dieser Stoßseufzer entflohen, unergründlich sein? — Bei unserer sogenannten Jeunesse dorée, in unserer Zeit, die man nun einmal die materielle nennt, überhaupt dürfte sie klar genug zu Tage liegen: Bruno von der Hagen mußte heirathen, weil er Schulden hatte, die ihm über den Kopf wuchsen, weil er die gesellschaftliche und auch amtliche Stellung, die er jetzt einnahm, nicht mehr behaupten konnte, wenn er ihr nicht eine neue, glänzende Unterlage gab.

Sein Vater war ein höherer Staatsbeamter gewesen, der ein ansehnliches Gehalt bezog und auch einiges Privatvermögen besaß; das gesellschaftliche Leben machte allerdings auch hohe Ansprüche an ihn, dennoch hinterließ er seine Wittve und den einzigen Sohn in den besten Verhältnissen — die öffentliche Stimme, die immer gern übertreibt, behauptete sogar, der alte Herr von der Hagen habe ein großes Vermögen gespart.

Daher kam es auch noch, daß Frau von Dollenbeck besondere Hoffnungen auf den jetzigen Legationssecretair setzte. Nach dem Tode ihres Gatten war Frau von der Hagen von jener Stadt, in der sie zusammen lebten, fortgezogen, und die Präsidentin hatte dadurch die Gelegenheit verloren, zu beobachten, wie ihre ehemalige Freundin sich einrichtete; als sie nach Jahren den Sohn in der Residenz wiederfand, — die Mutter ruhte schon im Grabe — überließ sie sich der gewöhnlichen Täuschung älterer Leute, in der Gegenwart die Vergangenheit unverändert zu erblicken, obgleich gerade in dieser Beziehung die Erfahrung an sich selbst sie zweifelhaft gemacht haben sollte.

Die verwittwete Frau von der Hagen besaß zwar, wie ihr Sohn ihr neulich nachgerühmt hatte, eine feine Nase und scharfe Augen für die Verhältnisse anderer Leute, aber die eigenen geregelt zu erhalten, verstand sie nicht am besten; dem zuweilen gefährlichen Grundsatz huldigend: „Leben und leben lassen“ — gab sie für ihre eigene Person viel aus und überließ auch dem Sohne, der von mütterlicher Liebe und Stolz seit jeher verzärtelt und verwöhnt worden war, sobald er herangewachsen und sich einigermaßen selbstständig gemacht hatte, unbeschränkte Verfügung über die Kasse.

Schon als kaum halbreifer Jüngling, wie er noch die oberen Klassen des Gymnasiums besuchte, hatte Bruno immer eine gefüllte Börse und trieb viel Allotria, die seinen Lehrern zu den ernstesten Vorstellungen und Beschwerden bei der Mutter Veranlassung gaben, aber Frau von der Hagen nahm dies höchstens übel auf und würde es auch beim besten Willen nicht mehr ändern gekonnt haben, denn der hoffnungsvolle Sohn war ihr schon vollständig über den Kopf gewachsen.

In seiner Universitätszeit erschöpfte Bruno von der Hagen bereits die meisten erlaubten und unerlaubten Genüsse, welche das Leben zu bieten vermag; daher seine frühe Blasirtheit, von der wir schon sprachen; glücklicherweise für ihn selbst hatte er einen Kopf, der ungemein leicht auffaßte, und den Stolz oder die Eitelkeit, sich eine Stellung in der Welt erwerben zu wollen, deshalb vernachlässigte er nicht gänzlich seine Studien; überdies war ihm eine gewisse Kälte aller Empfindungen schon angeboren worden, so leicht konnte ihn eine heftige Leidenschaft nicht erfassen,

und dies trug gewiß nicht wenig dazu bei, daß er seinen Platz immer mit allem äußeren Anstande behauptete.

Hundert andere junge Leute, die auf solche Abwege geriethen, würde man entschieden verurtheilt und als bereits moralisch verkommene Subjecte angesehen haben, und doch hätten sie nur mit einer heißblütigeren Phantasie gesündigt, was Bruno von der Hagen mit bewußter, kalter Ueberlegung that; dazu kam auch noch, daß er die Folgen eines schlimmen Streiches immer mit seinem Gelde verdecken konnte. Genug, man hielt ihn im Allgemeinen für einen in seinen Grundsätzen etwas leichten, aber liebenswürdigen und talentvollen jungen Mann, man entschuldigte bei ihm viel, was man bei Anderen, welche die Maske nicht so geschickt zu fragen verstanden, unbedenklich verdamnte; und da ihm sein Name, Vermögen und vielfache Connerionen, die sich aus den freundschaftlichen Beziehungen zu seinen Eltern herschrieben, zur Seite standen, konnte es ihm nicht fehlen, daß er eine günstige und vielversprechende Anstellung im Staatsdienste fand.

Uebrigens muß man ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Examina gut bestanden hatte — er besaß vielleicht weniger gründliche Kenntnisse, als das Geschick, sich den Anschein davon zu geben — und daß er eine natürliche Anlage gerade für den erwählten Beruf und das ihm anvertraute Amt mit sich brachte. Wie er sich darin zurecht fand und was er leistete, gehört nicht weiter hierher, weiß man doch schon, daß er sich eine ansehnliche Lebensstellung und Titel erworben hatte; noch ein bißchen Glück, Gelegenheit zur Auszeichnung und — vor Allem — das flotte Umschiffen jener Klippe, die jetzt so bedenklich in seinem Fahrwasser lag, und der Legationssecretair mußte für alle Zeiten ein gemachter Mann sein, der es bis zu den höchsten Staatsämtern und der Befriedigung des kühnsten Ehrgeizes bringen konnte; wurde es indessen bekannt, daß er bis an den Hals in Schulden steckte, daß er sich gewissermaßen nur mit erborgten Federn schmückte, so mußte, wie er recht gut begriff, der Nimbus, mit dem er sich bisher umgeben hatte, stark erbleichen und gerade seine Carriere konnte dann leicht einen unwilligen Abschluß finden; ein Diplomat muß in dieser Beziehung möglichst unabhängig und frei sein, er hat stets in den



höchsten Kreisen der Gesellschaft zu repräsentiren, und die Mittel, welche ihm der Staat dazu giebt, sind selten zureichend.

Eine reiche Heirath war also jetzt eine Nothwendigkeit für den Legationssecretair geworden; er dachte schon seit längerer Zeit daran, aber es wurde ihm schwer, einen Entschluß zu fassen, denn sein Herz drängte ihn nicht dazu, und wenn es einmal ein bloßes Geschäft abzuschließen galt, so wollte er dasselbe doch auch mit reiflicher Ueberlegung so günstig als möglich für sich machen; es kam ihm selbst vor, als ob er sich verkaufen sollte, wenn er auch nicht daran dachte, sich in seinem bisherigen Thun und Treiben durch Verpflichtungen, welche die Ehe auferlegt, zu sehr beschränken zu lassen.

Man sollte meinen, der junge, schöne, liebenswürdige, hochgestellte und für reich gehaltene Mann, der gewiß in den weitesten Gesellschaftskreisen zu Hause war, müsse für seinen Heirathsplan eine Auswahl gehabt haben, die ihn in Verlegenheit setzen konnte, aber dies war keineswegs der Fall, und wenn er selbst sich dies überlegte, wurde er jedesmal blaß vor Verdruß und biß sich auf die Lippen. Freilich gab es genug Väter und Mütter, die sich keinen besseren Schwiegersohn gewünscht hätten, auch genug junge Damen, welchen die Galanterien Herrn von der Hagen's ungemein schmeichelten, die freudig errötheten, wenn er mit ihnen converſirte oder tanzte, aber sonderbar! — auf einen vertraulicheren Fuß kam er selten mit einer von ihnen; es war, als ob eine Art Instinct sie vor ihm warne, und er selbst gestand sich, er habe kein Glück in der Liebe. Noch sonderbarer vielleicht, daß er sich selbst nicht den Grund dafür anzugeben mußte: ihm fehlte ja das Herz, und ein anderes verlangt doch, von einem solchen angesprochen zu werden! — Freilich gab es auch Manche, die ihm ihre Hand bereitwillig entgegenstreckten, aber da leuchtete die Speculation nur zu deutlich hervor, und gerade das, was er suchte, fehlte: das Vermögen. Man möge hierin den Grund dafür suchen, daß Bruno von der Hagen seine Bewerbungen ziemlich ernstlich Marien von Dollenbeck zutrug, obgleich er, wie man gehört hat, sie keineswegs liebte und nicht einmal fest überzeugt war, daß sie ein bedeutendes Vermögen besitze; die Präsidentin begünstigte seine Annäherung an ihre Tochter so augenscheinlich, und er hielt Marie für so vollständig

abhängig von ihr, daß er nicht die geringste Gefahr zu laufen glaubte, wenn er einen förmlichen Antrag machen wollte; die Zweifel an dem Vermögen der Dame waren übrigens in ihm erst aufgestiegen, seitdem er sein Interesse für Frida Bornemann, das seinen aristokratischen Vorurtheilen oder vielmehr den Rücksichten, die er bei Seinesgleichen auf solche zu nehmen hatte, doch so wenig passend erschien, vor sich selbst zu rechtfertigen versuchte; daß die Präsidentin eigentlich Gar nichts besaß und ihn gerade ebenso zu betrügen hoffte, wie er sie, ahnte er nicht und rechnete doch mit Sicherheit auf eine Mitgift, die wenigstens hinreichen würde, seine Schulden zu bezahlen und vom Capitale dann noch einige Jahre glänzend leben zu können, bis er in ein hohes Staatsgehalt rückte. Dann, wenn die Mitgift ihre Dienste gethan hatte, wäre ihm die Frau freilich überflüssig und unbequem geworden, und er wußte schon im Voraus, wie schwer er bereuen würde, Marie von Dollenbeck geheirathet zu haben, mit der er so wenig sympathisirte; eine unglückliche Ehe war gewiß, und dennoch erschien dieselbe jetzt fast als unumgängliche Nothwendigkeit.

Wenn man nun fragt, wie Herr von der Hagen seine ganz hübsche Erbschaft verthan und sich in Schulden gestürzt hatte, ohne daß er doch in dem Rufe stand, ein Verschwender und lüderlicher Mensch zu sein, so ist die Antwort theils in der vornehmen Gleichgiltigkeit, mit der er, von Jugend auf nicht daran gewöhnt, sich Rechenschaft von seinen Bedürfnissen und Ausgaben abzulegen, das Geld überhaupt behandelte, theils in seinen kostspieligen Launen zu suchen; wie gesagt, hatte er keine große Leidenschaft, aber um so mehr kleine Launen, die gebieterisch Befriedigung verlangten. Was er einst besessen, hätte bei geordneter Anwendung gerade hingereicht, den zuweilen großen Opfern, die ihm seine gesellschaftliche Stellung auferlegte, zu genügen, aber alle sogenannten noblen Passionen der schon vorerwähnten Jeunesse dorée einer großen Residenzstadt ließen sich damit nicht bestreiten. Eine Zeitlang hielt sich der Legationssecretair kostbare Pferde zum Reiten und Fahren im Cabriolet, dann spielte er wieder, fetirte sogenannte gute Freunde oder machte den Damen vom Theater den Hof — kurz, er trieb, je nach Laune, von Allem Etwas, ohne sich dabei doch besonders

zu amüsiren, und als ihm die eigenen Mittel ausgingen, dieses Schmetterlingsleben zu fristen, suchte er sich dieselben ohne große Bedenklichkeit anderweitig zu verschaffen, weniger, weil er dem vermeintlichen Vergnügen nicht entsagen gekonnt hätte, als weil er es für schimpflich und lächerlich hielt, einzugestehen, daß er nicht mehr wie bisher leben könnte.

Genug, er war nun in die Hände von Wucherern gefallen, die immer ein scharfes Auge auf lebenslustige junge Cavaliere haben und im passenden Momente bereitwillig den kleinen Verlegenheiten derselben abhelfen, und weldi freßender Krebszshaden diese Hilfe ist, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. Bruno von der Hagen hatte genug Erfahrung, um dies voraussehen zu können, aber hochmüthiges Selbstvertrauen ließ ihn die Gefahr unterschätzen, bis er sich endlich gestehen mußte, daß er sich doch zu tief in dieses Netz verstrickt habe; seitdem fühlte er sich zuweilen sehr unbehaglich und war genöthigt, ein wenig ernster als bisher an seine Zukunft zu denken, deren Heil ihm nur noch in einer reichen Heirath zu liegen schien.

Die Zweifel darüber, die sich in jenem Selbstgespräche ausgedrückt hatten und denen, wie schon angedeutet, wenigstens der Anklang einer wärmeren Empfindung zu Grunde lag, wiederholten sich am nächsten Morgen, ungeachtet der Legationssecretair bereits am vergangenen Abende zu dem Resultate gekommen war, daß er sich Frida Bornemann aus dem Kopfe schlagen müsse.

Ja, wenn sich solche Vorsätze so leicht durchführen wie fassen ließen! — Vorläufig brachten sie bei ihm eine äußerst schlechte Laune zu Wege, und je mehr er bemüht war, sich derselben zu ent schlagen, desto näher wurde er wieder auf die erste Veranlassung zurückgeführt; endlich gelangte er zu einem Entschlusse, der eigentlich seinem Verstande ebenso wenig Ehre machte, wie seinem Herzen, denn er wick von dem richtigen Urtheile, das er gestern über Frida Bornemann gefällt hatte, weit ab.

„Warum sollte sie gerade anders sein, wie alle Uebrigen ihres Geschlechts?“ sagte er zu sich — er dachte dabei natürlich nur an die Damen seiner intimeren Bekanntschaft, mit denen sie auf eine Stufe zu stellen bisher doch durchaus kein Grund vorlag. „Nehmen wir die Sache einstweilen von der leichtesten Seite, im schlimmsten Falle entwickelt sich der Ernst daraus

immer noch zeitig genug. Die Tante habe ich ganz auf meiner Seite; sie ist eitel genug, um sich blenden zu lassen, wie es mir beliebt, und sie besitzt Anlagen zur Intrigantinn, das hat sie gestern schon bewiesen. Das Fatalste ist, daß die Präsidentinn in dem Bornemann'schen Hause wohnt, das nöthigt mich zur größten Vorsicht, denn eine Hinterthür möchte ich mir dort doch immer vorbehalten."

Herr von der Hagen nahm sich einstweilen vor, noch an diesem Vormittage Frau Virginie seine Visite abzustatten; dieselbe ließ sich durch das Zusammensein am vergangenen Abende wohl rechtfertigen, er konnte sich nach dem Befinden der Damen erkundigen, und wenn er damit auch das lebhafteste Interesse, das er an Frida Bornemann genommen hatte, sehr offenkundig darlegte, so konnte ihm dies bei ihr selbst und Frau Virginie schwerlich zum Schaden gereichen; es lag ihm nur daran, daß die Präsidentinn und ihre Tochter Nichts von diesem Besuche erführen, möglichst auch nicht die übrige Familie Bornemann, mit der er sich um so weniger näher einzulassen wünschte, als seine Absichten ja, wie er sich offen eingestand, nicht die redlichsten waren; er wußte recht gut, daß gerade im gebildeten Bürgerstande der gesunde Sinn, der praktische Blick steckt, der sich, wo nicht eine thörichte Eitelkeit in das Spiel kommt, so leicht nicht durch den Schein täuschen läßt; diese Eitelkeit eben traute er aber Frau Virginie im vollkommensten Maße zu und hielt sich deshalb ihrer Unterstützung gewiß.

Ehe er indessen zur Ausführung seines Vorsatzes gelangte, hatte er noch eine Menge von Geschäften zu erledigen, von denen die seines Amtes am wenigsten in Betracht kamen.

Herr von der Hagen hatte eine recht elegante Junggesellenwohnung inne. Sie befand sich in einer der frequentesten Straßen der Friedrichsstadt und nahm drei Zimmer der Beletage eines der stattlichsten Häuser ein. Das Meublement stammte zum großen Theile noch aus der mütterlichen Hinterlassenschaft und war nach der neuesten Moderichtung durch ihn ergänzt worden, und da es ihm weder an Geschmack noch an den Mitteln zu kostspieligen Beschaffungen gefehlt hatte, konnte auch ein verwöhntes Auge durch die ebenso bequeme als glänzende Einrichtung, wie man sie bei einem Junggesellen eigentlich nicht erwartet,

überrastet werden. Den sinnlichen Neigungen des Bewohners war übrigens auch in manchen Beziehungen Rechnung getragen worden, besonders durch eine Auswahl von Delgemälden, die weniger künstlerischen Werth besaßen, als durch Stoff und Farbenpracht die Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Wenn der Legationssecretair in dem langen Schlafrocke von violettem Sammet, mit dem rothen Fes auf dem Haupte und dem Bernsteinstücke der langen Wasserpfeife oder der echten Havannacigarre im Munde, auf einem der schwellenden Divans, in Gesellschaft der so lebendig und farbenreich aus den goldenen Rahmen hervortretenden Ddalisken, ruhte und seinen Gedanken Audienz gab, konnte man sich wirklich versucht halten, in ihm einen der glücklich träumenden Bewohner des Orients oder der Selben aus Tausend und Einer Nacht zu sehen. Aber solche Ruhe pflegte ihm selten lange gegönnt zu sein; die prosaische Klingel des Vorflurs ertönte sehr häufig, und die Art und Weise, wie sie gezogen wurde, belehrte ihn gewöhnlich schon über den zu erwartenden Besuch.

Da kamen die guten Bekannten, junge Collegen, Offiziere oder müßige Pflastertreter, die sich in der glücklichen Lage befanden, ihre reichlichen Lebensbedürfnisse nicht im Schweiße ihres Angesichts verdienen zu müssen, — natürlich sämmtlich elegante Gentlemen vom ältesten Adel oder Solche, die das leere Wappenschild mit blankem Golde zudecken konnten, — und das ungestüme Reissen an besagter Klingel schien darauf zu deuten, daß sie große Eile hatten, zu leben, und jeden Augenblick des Wartens für einen verlorenen hielten. Theils waren es bloße Höflichkeitvisiten, die der Legationssecretair von ihnen erhielt, weil sie eine halbe Stunde gerade nicht besser zubringen wußten, als eine seiner guten Cigarren zu rauchen und mit ihm über die alltäglichsten Dinge zu plaudern, theils brachten sie Vorschläge für ein interessantes gemeinsames Abendvergnügen oder bestürmten ihn, sie zum Frühstück zu begleiten.

Im Ganzen machte sich Herr von der Hagen nicht viel aus allen diesen Bekanntschaften, und wenn er die Klingel in der bewußten Weise läuten hörte, lächelte er gewöhnlich ziemlich zweideutig vor sich hin oder gähnte auch, sich schon im Voraus langweilend.

Die sanften, bescheidenen Klingelzüge schienen seine Nerven aber doch noch viel empfindlicher zu berühren, denn gewöhnlich faltete sich seine Stirn dabei und er konnte einen Seufzer oder auch einen Ausruf des Verdrusses nicht unterdrücken. Diese bescheidene, behutsame Anmeldung lag nicht in dem Wesen eines Einzigen seiner guten Bekannten — „nur der Lump ist bescheiden“, sagt man — sie war nur die Maske jener Geschäftsfreunde, die sich dem Herrn Legationssecretair so überaus gefällig gezeigt hatten und nun Ansprüche auf ein gleiches Benehmen von seiner Seite machten, d. h. seiner zahllosen Gläubiger, die, des langen Wartens auf Einlösung seiner Verbindlichkeiten überdrüssig geworden, zuerst mit Güte, mit Vorstellungen und Bitten, dann mit Drohungen zu dem Thringen zu kommen suchten.

Das waren immer harte Prüfungen für die häßliche Gastfreundschaft Herrn von der Hagen's, die er als Mann von Welt und Ton doch nicht gern außer Augen setzte. Sein Georg, der Kammerdiener und Reitknecht, — er trug für jede dieser beiden Functionen eine eigene Livree — war zwar hinreichend instruirte und selbst scharfsichtig genug, um sehr unliebsame Besucher möglichst mit der Versicherung abzuweisen, daß sein Herr nicht zu Hause sei, aber immer ließ sich dies doch nicht thun, und in dem kleinen orientalischen Paradiese gab es dann manche unerquickliche Scenen.

Aber genug von diesen Andeutungen, die wir hier hauptsächlich geben, um zu erklären, daß der Legationssecretair nicht immer Herr seiner Zeit war und, zu seinem großen Verdrusse und bitterer Ungeduld, auch an diesem Vormittage davon abgehalten wurde, seinen Besuch bei Frau Virginie zu machen. In der nächsten Zeit schien überhaupt ein eigenthümliches Verhängniß über ihm zu walten; so entschieden er sich auch vornahm, jenen Voratz auszuführen, traten immer wieder ganz unumgängliche Hindernisse dazwischen, und sein böser Stern wollte, daß er weder Frau Virginie noch Frida Bornemann ein einziges Mal zu Gesichte bekam.

In diese Zeit fiel die schnelle Abreise der beiden Damen. Wie lebhaft sie die Veranlassung derselben auch in Anspruch nehmen mochte, unterlag es doch keinem Zweifel, daß sie Herrn von der Hagen dabei nicht gänzlich vergessen konnten.

Was Frida betraf, so kam es ihr dessenungeachtet nicht in den Sinn, einen persönlichen Abschied zu ersehen oder ihm nur irgend eine Nachricht, selbstverständlich auf indirectem Wege, zugehen zu lassen; die Theilnahme für den verwundeten Bruder, das Gefühl der Pflicht übermog bei ihr jedes andere; übrigens war sie sich ihrer weiblichen Würde und der Gebote der Sitte auch zu wohlbewußt, als daß sie einen weiteren Schritt der Annäherung zu einem Manne gethan haben würde, der ihr eben gar nicht mehr gleichgiltig war.

Man hat das junge Mädchen in jener Nacht, welche dem ersten Zusammensein mit Herrn von der Hagen folgte, heimlich seufzen gehört, man hat sie schon vorher, als er an ihrem Fenster vorüber ging und sie förmlich grüßte, in Verwirrung gerathen und erröthen gesehen, — es bedurfte kaum noch anderer Beweise dafür, daß er einen tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte, daß sich dasselbe in jener süßen Furcht beseligt fühlte, welche eine erste reine und zarte Leidenschaft mit sich bringt; wie entschlossen und kräftig Frida Bornemann aber sonst auch zu handeln vermochte, hier fühlte sie die Bestimmung der Frau, ihr höchstes Glück als eine Gabe des Himmels hinzunehmen, ohne sich zum männlichen Kampfe darum vermessen zu dürfen.

Wir setzen aber wohl zuviel voraus, wenn wir bei Frida schon von einer klaren Erkenntniß ihres höchsten Glückes sprechen; sie gehörte nicht zu den Naturen, die sich leicht einem Traume hingeben, sie mußte erst prüfen und sich eine feste, unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen haben, bevor sie sich selbst dadurch gebunden hielt. Noch hatte sie sich nicht gestanden, daß der Legationssecretair ihrer Liebe würdig sei und daß sie ihm dieselbe schenken wolle und müsse; es war mehr die Ahnung dieses Gefühls überhaupt, die sie so eigenthümlich aufregte, als daß sie dasselbe schon an eine bestimmte Person geknüpft hätte; freilich schien ihr selbst Herr von der Hagen jetzt die nächste Berechtigung darauf zu haben.

Sie vergaß ihn daher wohl nicht vollständig, als sie sich zu der schnellen Abreise vorbereitete, aber das Andenken an ihn wurde unter so dringenden Umständen doch sehr geschwächt.

Anders Frau Virginie. Schon als sie ihre erste Erklärung abgab, Frida begleiten zu wollen, fiel es ihr schwer auf das

Herz, daß das Verhältniß, welches sie so hübsch geknüpft zu haben glaubte, nun wieder durch Zeit und Entfernung gelockert werden sollte und daß sie dadurch das Spiel, das sie eigentlich nur gegen die Präsidentin eingeleitet hatte, zu verlieren große Gefahr lief; sie hatte sich in den Triumph, der ihr zur Lieblingsidee geworden war, schon so hineingelebt, daß es ihr wirklichen Schmerz bereitet haben würde, denselben aufzugeben.

Die Frage, ob sie durch ihr Bleiben und Einwirken auf Herrn von der Hagen oder durch die Begleitung ihrer Nichte für diesen Zweck mehr erreichen könne, beunruhigte sie sehr, bis sie sich dahin entschied, daß es doch wohl am wichtigsten sei, die schüchterne Zurückhaltung Frida's zu bekämpfen und die einmal entzündete Flamme, wie sie glaubte, zu nähren; ihrer Meinung nach konnte der Legationssecretair als vernünftiger Mann, der alle Vortheile eines so entscheidenden Schrittes wie seiner Verbindung für das Leben in das Auge faßte, gar nicht schwanken, wenn er die Wahl zwischen Marie von Dollenbeck und Frida Bornemann hatte, und es galt nur noch, ihm möglichst klar zu machen, daß dem wirklich so war.

Am liebsten hätte sie ihn noch einmal gesprochen und ihm diese Sicherheit an das Herz gelegt, aber die Zeit war zu kurz, um die Gelegenheit dazu herbeiführen zu können, und der Zufall kam ihr nicht zu Hülfe; sie sah sich deshalb genöthigt, auf die Gefahr hin, sich zu compromittiren, an ihn zu schreiben, und tröstete sich damit, daß er ihre gute Dienste anerkennen und daß es doch gar zu abscheulich und undankbar von ihm sein würde, wenn er sie verriethe.

Indem sie ihm den Grund der schnellen Reise anzeigte und das Ziel derselben bezeichnete, — möglich doch, daß er auch diesen Wink benutzen konnte! — erlaubte sie sich Andeutungen darauf, wie schwer es auch Frida werde, gerade jetzt Berlin zu verlassen, und wie sie selbst für ihre Person hoffe, bei der Rückkehr die unveränderten freundschaftlichen Beziehungen wiederzufinden. Da sie recht gut fühlte, daß sich diese Mittheilungen nicht vollkommen rechtfertigen ließen und mindestens ganz überflüssig erscheinen mußten, wenn man ihnen nicht eben eine tiefere Absicht und Bedeutung unterlegte, hütete sie sich wohl, Frida ein Wort davon zu sagen.



Bruno von der Hagen erhielt das zierliche, der gewöhnlichen Post anvertraute Billetchen erst am Morgen, nachdem die beiden Damen Berlin schon Abends zuvor verlassen hatten. Beim ersten Blicke darauf war er überrascht und konnte ein triumphirendes Lächeln nicht unterdrücken; er wollte sich schon Glück dazu wünschen, daß zufällige Umstände ihm eine scheinbare Zurückhaltung auferlegt hatten, denn es schien ja, als ob man ihn jetzt suchte; um so größer waren seine Enttäuschung und Bestürzung, als er das Briefchen gelesen.

Nach dem Raisonnement, das er neulich angestellt hatte, sollte ihm diese unerwartete Schicksalsfügung eigentlich nur willkommen sein, aber doch war er weit entfernt davon, dies anzuerkennen; es war ihm, als habe dieser Brief, wenigstens vorläufig, seine beste Hoffnung zu Grabe getragen, — Beweis genug dafür, daß die kalte Verstandesberechnung, mit der er eine tiefere Empfindung zu unterdrücken versucht hatte, doch nicht sichhaltig war.

Die Frage, die ihm bei einer Gemüthsregung, wie er sie lange nicht empfunden hatte, jetzt am nächsten trat, war, ob Frida Bornemann von dem Briefe ihrer Tante Kenntniß, auf die Abfassung desselben wohl gar eingewirkt haben möge, und wenn er sich auch gestehen mußte, daß sie eine solche Annahme in seinen Augen gerade nicht höher stellen könne, erklärte sich seine egoistische Eitelkeit doch dafür. Dies versetzte ihn wieder in eine einigermaßen bessere Stimmung, und er suchte sich damit zu trösten, daß sie selbst dann ihre Rückkehr möglichst beschleunigen und ihm einen vollständigen Sieg schon auf halbem Wege entgegentragen werde.

Gleichzeitig mit diesem Briefe war auch eine Einladung der Präsidentin von Dollenbeck für denselben Abend eingegangen; sie schrieb eigenhändig, daß sie ihren werthen Freund schon seit beinahe einer Woche vermissen und in der Hoffnung, daß er nicht gar zu ernsthafte Abhaltung habe, ihn daran erinnern wolle, daß sich an diesem Abende ihr kleiner Gesellschaftsirkel wieder bei ihr versammle; bei aller gesuchten Herzlichkeit lag doch ein kleiner Vorwurf in dieser Erinnerung.

Der Legationssecretair lächelte mit einer gewissen Ueberlegenheit dazu, er kam sich als ein sehr gesuchter Mann vor; seitdem er sich in Betreff Frida's Hoffnungen hingeben zu dürfen

glaubte, sah er auf die Präsidentin und deren Tochter mit einer gewissen Geringschätzung herab.

„Warum soll ich nicht hingehen?“ sagte er zu sich selbst. „Die Zurückhaltung Marie von Dollenbeck's kann mich um so weniger empfindlich berühren, als mir an dem Mädchen eigentlich Gar nichts liegt. Wenn ich sie zur Frau haben will, brauche ich nur einen Finger auszustrecken, die Mutter wird mit beiden Händen danach greifen. In der That ließe sich auf diese Weise vielleicht Alles am besten arrangiren, vorausgesetzt natürlich, daß soviel Vermögen da ist, wie ich gebrauche, um mich vorläufig wieder auf feste Füße zu stellen. Mit übergroßer Zärtlichkeit wird mich die Frau nicht plagen, was auch sehr unbequem wäre; wir können unsere eigenen Wege friedlich nebeneinander hergehen, wie es der gute Ton mit sich bringt, und wenn dann Frida Bornemann den meintigen kreuzt, — um so besser! — das Herz wird dann auch seinen Antheil haben.“

Wie leicht Bruno von der Hagen dieses Arrangement, wie er sich ausdrückte, nahm oder wenigstens zu nehmen versuchte, drückte sich in einem lustigen Liedchen aus, das er vor sich hinpfiff, während er seine Toilette zum Ausgehen machte.

Am Abende fand er sich wirklich in dem Cirkel der Präsidentin ein, war sogar einer der ersten dort Erscheinenden; er wünschte, Näheres über die Abreise Frau Virginiens zu hören; vielleicht, daß sie noch eine mündliche Bestellung für ihn hinterlassen hatte. Dem war aber nicht so, die Präsidentin sprach nur sehr kühl und obenhin von der Verwundung Carl Bornemann's — die Familie hatte ja weiter kein Interesse für sie, und dasselbe setzte sie auch bei dem Legationssecretair voraus — und war unzufrieden, daß Frau Virginie sich auf „eine so abenteuerliche Reise“ eingelassen habe, weil sie sich nun einmal an deren Gesellschaft gewöhnt hatte; Frida's wurde von ihr nur ganz flüchtig erwähnt.

Die Präsidentin fand er, nachdem sie ihre mehr scherzhaften Vorwürfe über sein langes Fernbleiben ausgeschüttet hatte, unverändert, dagegen gab ihm Mariens Wesen doch Mancherlei zu denken, und wie Jeder, der ein nicht ganz reines Gewissen hat, alles Außergewöhnliche leicht auf sich selbst zu beziehen pfl egt, so begann ihn der Gedanke zu beunruhigen, ob sie durch irgend

welche unvorsichtige Aeußerungen Frau Virginiens nicht einen Verdacht in Beziehung auf sein Verhältniß zu Frida Bornemann hege; das wäre ihm doch keineswegs recht gewesen.

Er hatte sich nie darüber getäuscht, daß Marie ihm keine Neigung zutrage, aber bisher schien sie als überaus gehorjame Tochter — er hatte in Folge dessen hauptsächlich ein so geringschätziges Urtheil über die Selbstständigkeit ihres Geistes und ihres Gefühls gefaßt — den Wünschen und Plänen der Mutter doch Rechnung zu tragen; erst neulich war ihm eine entschieden abweisende Kälte bei ihr aufgefallen, und dieselbe fand er auch an diesem Abende wieder.

Das junge Mädchen erschien ihm aber überhaupt sehr verändert; sie war noch schweigsamer als sonst und schien sich gern von jeder Unterredung zurückzuhalten, obgleich es als Tochter der Wirthin doch eigentlich ihre Pflicht, die sie bisher auch nie versäumt hatte, gewesen wäre, den Gästen die heiterste Miene zu zeigen und die Conversation beleben zu helfen. Wenn er sie heimlich beobachtete, fand er eine tiefe Niedergeschlagenheit in ihrem ganzen Wesen, beinahe einen großen Schmerz, den sie sich zu unterdrücken große Mühe geben mußte, und dies erschien ihm um so räthselhafter, als er bei der Präsidentin eine ähnliche Bemerkung zu machen durchaus nicht vermochte; was konnte aber die Tochter auf dem Herzen haben, wovon die Mutter Nichts wußte? — er meinte, daß sein Verhältniß zu den beiden Damen ihn wohl vollkommen zu dieser Frage berechtige.

An einem scharfen Blicke fehlte es dem Legationssecretair nicht, und bald hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Präsidentin wirklich nicht die Gemüthsstimmung ihrer Tochter gewährte und verstand; wenn Marie ihr begegnete, so schien sie sich vor derselben noch mehr Zwang anzulegen wie vor Anderen; deshalb konnte es ihm auch nicht einfallen, der Präsidentin seine Bemerkung mitzutheilen und eine Frage darüber an sie zu richten.

Der Cirkel Frau von Dollenbeck's hatte nie besondere Reize für ihn gehabt; man trank Thee, spielte Karten und führte eine im Ganzen leichte Conversation, offenbar nur, um die Langeweile des Abends auszufüllen; fast alle hier Versammelten, die Wirthin eingeschlossen, machten auch keine höheren Ansprüche, es handelte sich nur darum, kalten Formen zu genügen.

Herr von der Hagen spielte hier nicht, weil ihn der zu erzielende Gewinn nicht verlocken konnte; er gab sich damit auch das Nir einer ungemeinen Solidität auf diesem Felde. Lieber ließ er das Licht seines Geistes und seiner gesellschaftlichen Gewandtheit im Gespräche, das er in ziemlich hohem Tone zu führen pflegte, leuchten, interessirte damit die beschränkteren Capacitäten ungemein und langweilte sich selbst gründlich.

An diesem Abende nahm ihn indessen ein lebhafteres Interesse in Anspruch; in diesem Maße hatte er dasselbe Marien von Dollenbeck eigentlich noch nie zugetragen. War es die Ahnung, daß seiner herzlosen Speculation eine noch unbekannte Gefahr drohe, oder der Widerspruchsgeist, der blasirte Gemüther allein erregen kann, — die gewöhnliche Neugier gehörte gerade nicht zu seinen Schwächen — was ihn antrieb, sich Marien, trotz ihrer ihm empfindlichen Zurückhaltung, immer wieder zu nähern und sich bei ihr wirklich liebenswürdig zu zeigen? — Man hat bereits gesehen, daß er damit einen wirklichen Erfolg erringen konnte, und die beiden Mädchen machten gerade nicht zu verschiedene Ansprüche, dennoch gelang es ihm nicht, mit allen seinen geistvollen, bald humoristischen, bald ernstern Pointen Marien eine sichtliche Theilnahme oder nur ein freundliches Lächeln abzugewinnen; es schien nicht mehr allein, wie neulich, daß sie ihm mißtraute, sondern auch eine ganz entschiedene Abneigung ihrerseits vorzuliegen, und sie gab sich so wenig Mühe, dieselbe zu verhehlen, daß man bald zu der Annahme gelangen mußte, es liege ihr daran, ihm jede Hoffnung, der er sich etwa hingeben konnte, ihr zu gefallen, zu nehmen.

Je mehr dies den Legationssecretair verdroß, desto dringender wünschte er den Grund dieses auffälligen Benehmens zu erforschen.

„Sollte sie eifersüchtig geworden sein?“ fragte er sich, mit dieser Vermuthung sich selbst schmeichelnd, da er eine vollständige Niederlage nicht anerkennen mochte.

Er erinnerte sich noch recht gut, daß Marie sich gerade seit dem Augenblicke so verändert zeigte, als er in dem Nähereine der Präsidentin jene Anna angetroffen hatte, und des eigenthümlichen Tones, in dem sie Tags darauf von dem Ausbleiben des jungen Mädchens sprach und der ihn damals schon frappirte;

wenn sie damals aber wirklich einen Verdacht geschöpft hatte und nun festhielt, daß irgend welche nähere Beziehungen zwischen ihm und Jener stattfänden oder stattgefunden hätten, so würde sich der Ernst, der sogar auf einen tiefen Kummer deutete, doch nur durch eine wahre Neigung für ihn erklären gelassen haben, und davon hatte er sonst doch nicht das geringste Anzeichen bemerkt.

Oder hatte sie zufällig erfahren, daß er im Theater der Nachbar Frida Bornemann's gewesen war, was sich doch nur auf einen Zufall zurückführen ließ, wenn Frau Virginie ihm, zu Gunsten ihrer eigenen Pläne, die er ja zu durchschauen glaubte, nicht absichtlich einen Streich gespielt hatte? — Er war sehr geneigt, das Letztere zu glauben, und würde, wenn er es bestätigt gefunden hätte, keinen Augenblick Anstand genommen haben, sowohl die alte Französin wie die unschuldige Frida vollständig zu verleugnen und wo möglich bloßzustellen. Es drängte ihn, sich über diese Vermuthungen Gewißheit zu verschaffen, und durch scheinbare unbefangene Aufrichtigkeit glaubte er diesen Zweck am besten erreichen zu können.

Das Gespräch, mit dem er Marie bisher zu fesseln gesucht hatte, plötzlich abbrechend, erkundigte er sich nach dem Fortgange der patriotischen Arbeiten, denen auch sie sich gewidmet hatte, und fragte dann, sie groß und frei ansehend, als ob er nur durch eine flüchtige Erinnerung darauf geführt würde und gar keine Hintergedanken dabei hegte, ob sich die hübsche Deserteurin wieder eingestellt habe.

„Sie meinen das junge Mädchen, das in unserem Hause wohnt?“ fragte Marie, die, mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, in letzter Zeit sich kaum wieder einmal Anna's erinnert hatte, und ihr ohne alle Verstellung gleichgiltiger Ton bewies ihm deutlich genug, daß er sich in der einen Voraussetzung wenigstens durchaus getäuscht habe.

„In Ihrem Hause?“ wiederholte er, so sichtlich überrascht, daß sie den alten Verdacht, wenn derselbe ihr überhaupt noch im Sinne lag, schwinden fühlen mußte, obgleich ihr das Interesse, das er an dem Mädchen nahm, nur um so mehr auffallen mußte.

Aber was kümmerte es sie, ob er das Mädchen schon fand und einer näheren Erkundigung für werth hielt? — Sie fühlte jetzt deutlicher als jemals, daß er ihr für alle Zeiten fern stand,

und dies ließ nicht einmal eine leichte Empfindlichkeit in ihr aufkommen. Bereitwillig erzählte sie, was sie von den Verhältnissen des armen Mädchens wußte, ohne darauf zu achten, wie sich auf seinem Gesichte ein Triumph ausdrückte, der ihr vielleicht doch einigermaßen verständlich geworden wäre.

Bruno von der Hagen war in der That auf das Freudigste überrascht; er glaubte noch immer eine Macht über Anna zu besitzen, die er gern ausgebeutet haben würde, — ihre letzte Flucht vor ihm bestärkte ihn in dieser Meinung — aber wie wäre es ihm, wenn ihm nicht ein Zufall zu Hülfe kam, möglich gewesen, in der großen Stadt des Mädchens Aufenthalt ausfindig zu machen? — er war überzeugt gewesen, daß die Präsidentin und deren Tochter ihm darüber nicht Auskunft zu geben vermöchten, und hatte deshalb eine directe Frage, die ihn leicht verdächtigen konnte, gescheut. Jetzt erfuhr er, wonach er so lange gestrebt hatte, und indem er obenhin einige Bemerkungen über die klassische Schönheit des Mädchens, die allein seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, wie er versicherte, machte, und sein Bedauern hinzufügte, daß sie einer Gesellschaftsklasse angehöre, die ihm in unnahbare Ferne gerückt wäre, — er sprach dies so natürlich aus, daß man glauben mußte, es seien eben bloß hingeworfene Redensarten ohne alle Bedeutung, — beeilte er sich, das ganz uninteressante Thema fallen zu lassen.

In dieser Beziehung fühlte er sich jetzt bei Marie von Dollenbeck ganz sicher; man sah ihr an, daß sie auf seine Worte kaum achtete. Wie würde sie nun eine Erwähnung Frida Bornemann's aufnehmen?

Es lag für ihn nahe, die Unterhaltung dahin zu führen; er vermistete Frau Virginie und stellte sich, als ahne er nicht den Grund ihrer Abwesenheit.

Warum erleichte Marie nun so plötzlich, warum schien sie erst nach einer Antwort zu suchen und warum zitterte ihre Stimme, als sie ihm kurz mittheilte, der älteste Sohn der Familie Bornemann, der als Offizier im Felde stehe, sei schwer verwundet worden und die Schwester und Tante hätten sich entschlossen, zu seiner Pflege nach Saarbrücken zu reisen? — Der Legationssecretair mußte dies recht gut bemerken und stutzte darüber.

Daß Marie mehr Theil wie ihre Mutter an dem Unfalle,

welcher die ihnen eigentlich doch fernstehenden Hausgenossen betroffen hatte, nahm, ließ sich schon durch ihr weiches Gemüth erklären, aber sie schien wirklich so tief ergriffen dadurch, daß Bruno von der Hagen hier sogleich den Anknüpfungspunkt für seine früheren Bemerkungen fand. War es nur die Erwähnung Frida's, die sie so verwirrt machte? — er konnte in ihrem ganzen Wesen dabei doch nicht den geringsten Vorwurf für sich lesen.

Rasch entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, erzählte er, daß er das älteste Fräulein Bornemann in der Gesellschaft ihrer Tante neulich im Theater getroffen habe; er scherzte über den Zufall, der ihn auf diesen Platz geführt, und versicherte, daß er eine ganz passable Unterhaltung geführt habe. Aber er täuschte sich, wenn er die Erregung Mariens dadurch zu erhöhen geglaubt hatte; sie ließ ihn ruhig sprechen und richtete keine weitere Frage über dieses Zusammentreffen an ihn — es schien ihr also höchst gleichgiltig zu sein.

Aber Thränen standen noch in ihren Augen oder traten vielmehr immer wieder hervor, obgleich sie sich wiederholt abwandte, um sie in unverdächtiger Weise aus den Wimpern zu wischen. In dem Legationssecretair, der ja zu combiniren gewöhnt war, stieg eine Ahnung auf, die ihn bei aller Unwahrscheinlichkeit, die er ihr beimessen wollte, doch sehr zu beunruhigen anfang. Nahm Marie wirklich mehr Theil, als er begreiflich fand, an der Verwundung des jungen Bornemann? — Woher kannte sie den Menschen und wie nahe konnte er ihr bereits getreten sein? — Einmal im Zuge, heute den geradesten Weg auf sein Ziel einzuschlagen, und nicht im Mindesten auf Schonung der Gefühle des jungen Mädchens bedacht, nahm er keinen Anstand, zu fragen, ob ihr der Verwundete persönlich bekannt sei. „Er ist zwar ein Hausgenosse von Ihnen gewesen,“ setzte er hinzu — „aber, so viel ich weiß, hat Ihre Frau Mutter jede Beziehungen zu dieser Familie, die einer so ganz anderen gesellschaftlichen Sphäre angehört, sorgfältig vermieden.“

Es lag in dieser Bemerkung etwas hämisch Lauerndes, beinahe schon Vorwurfsvolles, so deutlich ausgedrückt, daß es Marien nicht entgehen konnte. Im ersten Momente erschrak sie darüber, da sie ein ihr so theures und zartes Geheimniß bedroht glaubte, aber dann empörte sich ihr ganzer Stolz gegen eine so

ungerechtfertigte Annahme Hagen's, und es schien ihr ihrer selbst und des heiligen Gefühles, das sie im Herzen trug, unwürdig, jede Bekanntschaft mit Carl Bornemann abzuleugnen; sie konnte sogar die Anzeichen einer tiefen Erregung nicht unterdrücken, als sie, den aufdringlichen Frager fest ansehend, erwiderte, sie kenne den jungen Mann und nehme den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksale, übrigens verstehe sie um so weniger, wie hier von einem weiten Standesunterschiede die Rede sein könne, da Jener den Rock trage, welcher unter den augenblicklichen Verhältnissen die höchste Ehre und Würde des Mannes repräsentire.

Der Legationssecretair biß sich auf die Lippen; er war ebenso überrascht von der Offenheit und Entschiedenheit dieses Bekenntnisses, wie er sich durch die letzte Aeußerung verletzt fühlen konnte; sprach Marie nicht ohne allen Rückhalt, jedenfalls absichtlich, aus, daß sie Carl Bornemann noch über ihn selbst stelle?kehrte sie nicht die Waffe, die er gegen sie richten gewollt, um und verwundete seine Eitelkeit damit auf das Empfindlichste?

Er begriff nicht, woher das junge Mädchen, das sonst so bescheiden und zurückhaltend auftrat, diesen Muth nahm, er sah sie auch zum ferneren Kampfe gerüstet und mußte sich gestehen, daß er den Kürzern ziehen werde, wenn er denselben aufnehmen wollte; bei dem tiefsten Verdrusse, den er empfand, mußte er doch eine gute Miene zum bösen Spiele machen. Daher meinte er, er sei wohl nicht richtig verstanden worden, indem er sich mehr auf andere, einmal übliche Vorurtheile, die er selbst durchaus nicht hege, bezogen habe; da er aus dem Munde der Präsidentin noch niemals die entferntesten Beziehungen zu besagter Familie vernommen, sei er nur überrascht gewesen, daß Marie solche anerkenne, wäre übrigens überzeugt, daß nur die Theilnahme sanfter, mitleidiger Weiblichkeit, die er in ihr immer verehrt habe, ihr dieses anscheinend so tiefe Interesse einflöße.

Wie süß und versöhnlich Herr von der Hagen auch dazu lächeln mochte, zitterte er doch innerlich vor Aerger darüber, daß er so klein beigegeben mußte, und — er gehörte ja zu den Menschen, in deren Augen eine Sache erst Werth gewinnt, wenn sich ihrem Besitze Hindernisse in den Weg stellen, — in der Befürchtung, daß er wenig Aussicht auf die Hand und die damit ver-



knüpfte Mitgift Marie von Dollenbeck's haben möge; gleichzeitig dachte er aber auch schon daran, daß er sich vor der Lächerlichkeit, einem bloßen Phantome nachzujagen, bewahren, sich Gemüthsruhe verschaffen und möglichst empfindlich rächen müsse, wenn er durch die Tochter oder die Mutter wirklich irre geleitet worden wäre.

Marie schien es nicht für der Mühe werth zu halten, seine Entschuldigung zu beantworten; vielleicht begriff sie auch, daß ihre Aufrichtigkeit hier nicht zum Besten angewandt gewesen sein möge, und sah schon voraus, was auch nicht lange ausbleiben sollte.

Der Legationssecretair hatte wohlweislich dieses Thema fallen lassen, aber kurze Zeit darauf befand er sich an der Seite der Präsidentin und nahm es mit der Vertraulichkeit, die sie ihm immer gern gestattete, wieder auf.

Frau von Dollenbeck sah ihn groß und, bei ihrem Unglauben, augenscheinlich verletzt an, als er bedauernd von dem Eindrucke sprach, den die Verwundung Carl Bornemann's auf ihre Tochter, wie dieselbe selbst zugestanden, gemacht habe.

„Sie täuschen sich — Marie kennt den Menschen gar nicht — sie kann sich höchstens einen Scherz, den ich, offen gestanden, gar nicht passend finde, mit Ihnen erlaubt haben!“ behauptete die Präsidentin.

Der Legationssecretair versicherte, daß von einem Scherze nicht die Rede sein könne; er ließ an dieser Stelle absichtlich seine Eifersucht deutlich genug hindurchblicken, sprach zum ersten Male von seinen ernstlichen Absichten und wie schwer dieselben erschüttert worden seien, und nahm endlich dankbar das Versprechen der selbst in große Unruhe gerathenen Dame entgegen, ihm die vollständigste Gemüthsruhe zu geben. Herr von der Hagen hielt diesen Moment für ganz geeignet, noch weiter zu gehen. Er sprach von seinen persönlichen Verhältnissen, die er natürlich so günstig als möglich darstellte, von seinem Wunsche, sehr bald zu heirathen, wobei er seine Ansprüche deutlich genug hindurchblicken ließ, und die Präsidentin machte sich kein Gewissen daraus, in ihm die Meinung zu bekräftigen, daß er dieselben durch ihre Tochter vollständig erfüllt finden würde. Auch sie hätte gern das Eisen geschmiedet, so lange es noch warm war, aber in der Erinnerung an das Gespräch, das sie lezthin mit Marien gehabt hatte, nahm

sie doch Anstand, eine weitere Erklärung und Entscheidung auf der Stelle herbeizuführen: sie mußte mit ihrer Tochter zuerst noch einmal unter vier Augen sprechen und sich vergewissern, welche Bewandniß es mit der förmlichen Beschwerde, welche Herr von Hagen heute vorgebracht, haben möge.

Freilich war ihr auch schon aufgefallen, daß Mariens Wesen sich in letzter Zeit verändert hatte, daß sie still und ernst einherging, sich zerstreut zeigte und selbst mit ihr eine vertraulichere Unterredung vermeiden zu wollen schien, aber sie hatte dies auf jene Eröffnungen geschoben, die dem jungen Mädchen doch sehr peinlich sein mußten, und in dem Gefühle der Schuld daran, daß das Erbtheil der Tochter auf Nichts zusammengesmolzen war, weitere Erörterungen auf die dringendste Nothwendigkeit hinausgeschoben; sie meinte, Marie werde durch ungestörte reifliche Erwägung am besten zu der Einsicht gelangen, daß ihr nur übrig bleibe, eine sogenannte gute Partie zu machen, und dann siehe der Legationssecretair ihrer Wahl ja am nächsten; nachdem sie neulich darauf hingewiesen, war zwischen ihnen nicht wieder die Rede davon gewesen, und die Präsidentin hatte dies gerade für ein gutes Zeichen gehalten, daß ihre Tochter diese von ihr angeregten Pläne in weitere Erwägung ziehe.

Wenn sie sich aber darin doch getäuscht hätte und ein Anderer, wie den Legationssecretair die Eifersucht sehen ließ, störend vor ihren Plan getreten wäre? — Die Persönlichkeit, zu der sich Mariens Herz gezogen fühlen sollte, war ihr am Ende ziemlich gleichgiltig, vorausgesetzt, daß sie selbst sich damit befreunden und für ihr eigenes Wohlbefinden Vortheile durch den zukünftigen Schwiegersohn ziehen könne; wenn ihr diese Garantien geboten worden wären, hätte sie auch ohne Bedenken Bruno von der Hagen fallen lassen, dem sie doch nicht ganz traute, daß er nach Mariens Besitze um derenselbstwillen allein strebe, und wenn sich dann nach der Hochzeit die Täuschung, die sie sich in Betreff des Vermögens gestattet hatte, aufklären mußte, war Hagen vielleicht gerade der Mann, der sich nicht genirte, sie mit den härtesten Vorwürfen zu überhäufen.

Man sollte danach meinen, sie hätte sich dazu gratuliren können, wenn sie die Entdeckung machte, daß ein anderer Mann, welcher Marien eine sichere und glückliche Zukunft zu bieten ver-

mochte, sich dieser in uneigennütziger Neigung genähert und deren Erwiderung gefunden hätte, und daß Carl Bornemann, der Sohn des reichen Kaufherrn, nicht nach einem jedenfalls nur mittelmäßigen Vermögen strebte, konnte wohl als außer aller Frage liegend angenommen werden.

Und dennoch war Frau von Dollenbeck, als ihr nur diese Vermuthung nahegelegt wurde, sehr bestürzt geworden und hatte sogleich den unwiderrüflichen Entschluß gefaßt, falls sich das Unerhörte und Unglaubliche bestätigen sollte, allen ihren mütterlichen Einfluß, mühte derselbe auch bis zum Zwange getrieben werden, aufzubieten, um „eine Mesalliance zu verhindern, die ihr nur zur Schmach gereichen könnte.“

Man wird die Präsidentin schon genügend kennen gelernt haben, um dieses bis zu einer albernen fixen Idee getriebene Vorurtheil des aristokratischen Stolzes, auf den sie obenein eigentlich so wenig Berechtigung hatte, bei ihr zu begreifen und überzeugt zu sein, daß keine Aussicht vorhanden war, sie davon zu bekehren. Darauf stützte sich Bruno von der Hagen auch vollkommen und fühlte schon jetzt eine Genugthuung darin, daß Marie einen harten Stand haben werde, Das, was sie ihm gesagt hatte, bei ihrer Mutter zu vertreten.

Das junge Mädchen selbst ahnte ohne Zweifel auch schon, was ihr bevorstand, hatte sie doch die eifrige vertraute Unterhaltung zwischen der Mutter und dem Legationssecretair aus der Ferne beobachtet und sah nachher der Ersteren auf sie gerichtete, düster forschende Blicke; schon suchte sie Beiden aus dem Wege zu gehen, was ihr auch gelang, denn Hagen schien den Beleidigten spielen zu wollen, und die Präsidentin konnte Ort und Zeit zu einer näheren Aussprache nicht geeignet halten.

Aber das über ihrem Haupte sich zusammenziehende Gewitter sollte Marie an diesem Abende doch noch treffen. Die Gesellschaft der Präsidentin brach regelmäßig schon in der elften Stunde auf, weil sich wirklich interessante Unterhaltungsmomente für sie gar nicht finden ließen; der Legationssecretair küßte Frau von Dollenbeck in einer Weise, die auf das herzlichste Einverständnis schließen ließ, die Hand und verabschiedete sich sehr förmlich und gemessen von dem Fräulein.

Als die beiden Damen allein zurückgeblieben waren und die

Dienerſchaft, die für ſolche Tage durch beſonders gemiethetes Perſonal verſtärkt wurde, aufzuräumen und die Lichter zu löſchen begann, forderte die Präſidentin ihre Tochter, die ſich heute beſonders angelegentlich der Beaufſichtigung dieſer Geſchäfte unterziehen zu wollen ſchien, ſehr kühl, aber auch beſtimmt auf, ihr wieder in daſſelbe kleine Zimmer zu folgen, in dem wir ſie ſchon einmal behufs einer ernſten Unterredung beiſammen ſahen.

Frau von Dollenbeck befand ſich in gereizter Stimmung, die durch den Zwang, den ſie ſich biſher in der Geſellſchaft auferlegen gemußt hatte, jedenfalls noch erhöht worden war; in allen ihren Bewegungen, in dem zuckenden Mienenspiele, ſelbſt in dem Tone ihrer Stimme lagen ein Ungeſtüm und eine Härte, die auf einen nahen gewaltſamen Ausbruch deuteten. Als Marie ihr, geſenkten Hauptes und gewiß heftig klopfenden Herzens, folgte, konnte es etwa ſo ausſehen, als würde ein kleines Schulmädchen, das ſich ein ſchweres Vergehen zu Schulden kommen gelaffen, von der ſtrengen Lehrerin zu der verdienten Strafe abgeführt.

Aber gerade dieſe tiefe Demüthigung, die ſo unbedachtsam beabſichtigt wurde, regte das Selbſtgefühl des jungen Mädchens an; zum erſten Male in ihrem Leben fühlte ſie der Mutter gegenüber, die ihr immer ſo wenig Liebe erwieſen und neuerdings durch einen entehrenden Vorſchlag ſogar das Gefühl der kindlichen Achtung auf eine harte Probe geſtellt hatte, eine Art von Troſt in ſich — oder wir dürfen milder und billigerweiſe ſagen: das Bewußtſein ihrer eigenen Würde und ihres guten Rechts rüſtete ſie mit der Kraft aus, ſich gegen ungerechte Beſchuldigungen und Zumuthungen, die ſie erwarten mußte, zu vertheidigen.

Die Präſidentin warf ſich ohne Weiteres in eine Ecke des Sopha's, wehte ſich mit dem zierlichen Geſellſchaftsfächer, den ſie noch in der Hand hielt, Luſt zu, als fürchte ſie, in ihrer Aufregung zu erſticken, winkte Marien gebieteriſch, ihr gegenüber auf einem Sefſel Platz zu nehmen, und ſtieß dann haſtig und rauh die Frage heraus, wie ſie dazu gekommen ſei, hinter dem Rücken ihrer Mutter Bekanntſchaften zu unterhalten und ſich ſogar darauf öffentlich zu berufen, die ſie, die Präſidentin, mindeſtens unpaſſend nennen mußte.

Einen so brüsten Ton, eine so entschiedene Verurtheilung, bevor sie noch den Mund zur Vertheidigung geöffnet, hatte das zartfühlende junge Mädchen nicht erwartet; eine directe Antwort darauf zu geben, würde wie ein Auerkenntniß von Schuld angesehen haben; sie schwieg, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Die Präsidentin fand darin nur einen Beweis von Unterwerfung und fühlte sich dadurch ermuthigt, in derselben Weise fortzufahren. Sie nannte den Namen Carl Bornemann und wiederholte ihre Frage, woher und inwieweit Marie „diesen Menschen“ — sie sprach das letztere Wort mit entschiedener Verächtlichkeit aus — kenne.

Man versetze sich in die Lage Marien's von Dollenbeck, um zu beurtheilen, wie schwer ihr eine Antwort auf diese Frage werden mußte. Man wird sich erinnern, daß sie kaum Gelegenheit gefunden hatte, ein Wort mit dem Manne zu wechseln, der ihrem Herzen jetzt so nahe stand, und daß diese wenigen Worte bei zufälligen Begegnungen sich nur auf oberflächliche Höflichkeitsphrasen beschränkt hatten. Dieses wahrheitsgetreue Bekenntniß hätte jedenfalls genügt, den Verdacht der erzürnten Mutter vollständig niederzuschlagen, aber es hätte der Sache auch eine Bedeutungslosigkeit beigelegt, die — abgesehen davon, daß sie sehr weit von der Wahrheit abwich — etwas Lächerliches gehabt haben würde.

Konnte Marie ihrer Mutter den kleinen und doch so inhaltsschweren Roman von dem blauen Seidenbände mittheilen? — jedes gefühlvolle Verständniß dafür würde unzweifelhaft gefehlt haben, in Alledem hätte die Präsidentin gewiß nur höchst Unpassendes und auf Seite ihrer Tochter Strafwürdiges gefunden; sie würde gewiß Rose Franke ihrer Dienstleistungen entlassen und damit jede Möglichkeit einer weiteren Verbindung zwischen den beiden Liebenden, wie sie jenes Band in so bescheidener Weise angeknüpft hatte, abgeschnitten haben.

Man wolle sich ferner erinnern, daß Marie selbst schon die glückliche Lösung eines zarten Verhältnisses zu Carl Bornemann in Frage gestellt hatte, seitdem sie durch die Eröffnungen ihrer Mutter erfahren, daß zwischen ihren Vermögensumständen eine so weite Kluft liege; wie konnte sie also jetzt, wenn sie auch allen

Muth zusammenraffte, um den Plänen der Mutter, die sie verabscheute, Trotz zu bieten, sich darauf berufen, daß eine berechnete, erwiderte Neigung ihr Verpflichtungen auferlege, die sie zu bewahren und auf das Aeußerste zu vertheidigen entschlossen wäre? —

Und dennoch durfte sie nicht schweigen, weil sie mit Bestimmtheit voraussehen mußte, daß ihre Mutter diese vermeintliche schwächliche Nachgiebigkeit nur benutzen würde, um ganz unerfüllbare Forderungen an sie zu stellen, und sie konnte und wollte nicht leugnen, daß sie durchaus nicht gesonnen sei, denselben zu entsprechen.

Jetzt war es aber zunächst der verächtliche Ton, mit dem die Präsidentin von dem Marien theuren Manne zu sprechen sich erlaubte, der die letztere empörte und alle Widerstandskraft in ihr aufregte.

„Sie setzen sich selbst herab, meine Mutter,“ antwortete sie, ihre Thränen trocknend und eine entschlossene Haltung annehmend — „indem Sie einem Ehrenmanne, der sich in seinen bürgerlichen Verhältnissen der allgemeinen Achtung erfreut und heute in treuer Pflichterfüllung für sein Vaterland schon sein Blut vergossen hat, nicht eine Berechtigung auf Ihre Theilnahme und Achtung zugestehen wollen.“

Frau von Dollenberg, einer solchen Sprache ihrer Tochter ganz ungewöhnt, starrte dieselbe zuerst groß an, offenbar unentschlossen, wie sie dieser Verleugnung aller kindlichen Pietät, ihrer Meinung nach, begegnen solle; aber wahrhaftig, Marie war kein Kind mehr — man sah es ihr an, Schelten und Drohen mußten an ihrem Selbstbewußtsein abprallen, dessen überraschendes Hervortreten der Präsidentin doch imponirte und sie bewog, in einen anderen Ton einzulenken, leider wählte sie nur wieder den falschen.

„Also daher allein schreibt sich Dein Interesse für den jungen Mann?“ meinte sie, immer noch mit einer höhnischen Beimischung. „Er hat keine Schuldigkeit gethan, weil er dazu genöthigt war; ein freiwillig von ihm gewählter Beruf war es ja nicht, die Waffen für sein Vaterland zu tragen. Der Unfall, der ihn betroffen und den er mit so vielen Anderen theilt, hat ihn aber in Deinen Augen zum Helden gemacht. Nun, ich habe gerade

Nichts gegen diesen Aufschwung Deines Patriotismus und die mitleidige kleine Schwärmerei, aber Du hättest mit mehr Vorsicht diese Beweggründe darlegen sollen, als Du Dich zu Herrn von der Hagen aussprachst, der Dir unzweifelhaft doch viel näher steht wie Jener.“

„Ich weiß nicht, worauf sie diese letztere Behauptung gründen wollen, meine Mutter,“ erwiderte Marie, die sich von Neuem empfindlich verletzt fühlte und gar keinen Anstand genommen haben würde, offen zu bekennen, wie hoch sie in jeder Beziehung Carl Bornemann über den Legationssecretair stellte, hätte sie nur einen bestimmten Beweis für die Erwiderung ihrer Neigung zu liefern gewußt.

„Nun, das ist eine naive Frage!“ rief die Präsidentin mit einem stechenden Blick auf die Tochter, die ihr doch immer verdächtiger vorkam, und mit erzwungenem Lachen aus. „Die Tochter eines hohen Staatsbeamten, wie es Dein seliger Vater war, ein Fräulein von gutem alten Adel kann sich doch unmöglich auf eine gesellschaftliche Stufe mit dem Commis einer Seidenfabrik stellen! Welche Rolle würde dieser junge Mann, selbst in der Uniform eines Landwehroffiziers, wohl in unserem Cirkel neben dem glänzenden Herrn von der Hagen spielen? — Nein, liebes Kind, so wenig ich die bürgerliche und soldatische Ehrenhaftigkeit des jungen Bornemann in Zweifel zu ziehen beabsichtige, ist es doch meine Pflicht, Dich daran zu erinnern, daß uns in der Welt verschiedene Rollen zugewiesen sind und daß wir uns mit Lächerlichkeit und Schmach beladen, wenn wir dieselben willkürlich zu vertauschen versuchen. Ich hoffe, daß ich eine so niederdrückende Erfahrung nicht an meiner Tochter zu machen brauche.“

„Ich werde immer die Rolle spielen, die ich vor meinem Herzen und meinem Gewissen verantworten kann,“ entgegnete Marie, in der nun auch eine gewisse Erbitterung Platz gewann, — „diejenige aber, welche Sie mir zugebacht haben, meine Mutter, ist dies nicht!“

„Was soll das heißen?“ fuhr die Präsidentin auf.

„Sie haben mir neulich unumwunden genug gesagt, daß Herr von der Hagen sich um meine Hand oder vielmehr um das Vermögen, das er mit derselben zu erhalten hofft, beworben, das dieses Vermögen nicht existirt und daß Sie dennoch seinen

Irrthum begünstigen. Gestatten Sie mir die Erklärung, daß ich auf dieses Spiel nie eingehen werde und daß mir deshalb Herr von der Hagen viel ferner steht wie jeder Andere, der, Ihrer Meinung nach, nicht die Berechtigung hat, sich mir zu nähern.“

Frau von Dollenbeck konnte eine Weile lang kein Wort finden, um ihre Ueberraschung und Zorn über diese unumwundene Aufkündigung des kindlichen Gehorsams, die obenein noch mit einem nur zu gerechten Vorwurfe verknüpft war, auszudrücken; sie war aber freidebleich geworden, und die Blicke, die sie Marien zuwarf, verriethen nichts weniger als mütterliche Liebe. Wäre Marie im Stande gewesen, diesem andringenden Sturme eine feste, trozige Stirn zu bieten, so würde die Präsidentin sich wahrscheinlich, wie vorher, eines Besseren besonnen haben, um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, aber das arme Mädchen, in dessen Natur nun einmal nicht, selbst wo es ihrer eigenen Vertheidigung galt, eine energische Opposition lag, wurde durch die Anzeichen des drohenden Gewitters schon eingeschüchtert und senkte vor jenem Schlangenblicke ihre sich wieder mit Thränen füllenden Augen nieder.

Wir erwähnten schon früher, daß die Präsidentin selbst innerhalb ihrer Häuslichkeit und den Personen ihrer täglichen nächsten Umgebung gegenüber häufig aus der Rolle fiel, die sie in weiteren Kreisen als feingebildete, zartfühlende Dame spielte. So geschah es auch jetzt; ohne sich die Mühe zu geben, ihre Worte nur einigermaßen abzuwägen, oder vielmehr durch die sie nun ganz beherrschende Heftigkeit außer Stande gesetzt, zu überlegen, warf sie sich mit einer Fluth von Vorwürfen, Schmähungen und Drohungen auf ihre Tochter, so daß diese für den Augenblick sich widerstandslos beugen mußte, wenn sie nicht die Gefahr einer noch schlimmeren Katastrophe laufen wollte.

Nicht genug, daß sie die Voraussetzung aussprach, Marie müsse hinter ihrem Rücken in ganz unwürdiger Weise Bekanntschaften angeknüpft haben und sich thörigen Ideen, welche die Wirklichkeit nie erfüllen könne, hingeben, sondern sie verlangte jetzt auch gebieterisch von derselben, daß sie auf ihre wohlüberlegten und unwiderleglichen Pläne eingehe; sie als Mutter wolle die ganze Verantwortung dafür übernehmen, meinte sie, und da Herr von der Hagen sich heute schon soweit ausgesprochen habe, daß



dies einem förmlichen Antrage gleichkomme, müsse man ihm morgen eine bestimmte und selbstverständlich einwilligende Antwort darauf ertheilen; bisher habe sie Alles für ihre Tochter gethan, jetzt fühle sie sich außer Stande, noch mehr zu thun, als diese letzte Verpflichtung zu erfüllen; begriffe Marie nicht die Nothwendigkeit dieser Sicherstellung ihrer Zukunft, die sie ihr neulich genügend erläutert hätte, so werde sie selbst die Entscheidung herbeiführen, indem sie dem Bewerber das Jawort ertheilte und die Verlobung öffentlich bekannt machte.

„Und solltest Du Deinen thörichten Troß so weit zu treiben wagen,“ schloß sie, indem sie sich mit einem flammensprühenden Blicke auf ihre ganz vernichtete Tochter erhob, — „mich dann noch zu compromittiren, dann würden die natürlichen Bande, die uns verknüpfen, für immer zerrissen sein, unsere Wege sich trennen und auf das Haupt des ungehorsamen Kindes der Fluch der unglücklichen, zur Verzweiflung gebrachten Mutter fallen. Das ist mein letztes Wort, und ich gebe Dir bis morgen früh Bedenkzeit, mir darauf zu antworten.“

Damit eilte die erzürnte Frau aus dem Zimmer, die von so furchtbaren Worten niedergeschmettete Tochter in halber Dymacht zurücklassend.

---

Siebzehntes Kapitel.

**Verschiedene Wege.**

Bruno von der Hagen hatte die Abendgesellschaft der Präsidentin sehr verstimmt verlassen, denn eigentlich nahm er doch eine schlimme Enttäuschung mit sich; seiner Speculation gegenüber thürmten sich in der, wie er heute erfahren hatte, so unterschiedenen Abneigung Mariens Hindernisse auf, die er mit Hilfe seiner getreuen Verbündeten, der Präsidentin, zwar endlich zu besiegen hoffte, aber ein solcher Erfolg schien, abgesehen davon, daß er für ihn selbst wenig Schmeichelhaftes und Glückverheißendes

haben konnte, doch noch Zeit zu erfordern, und dies war ihm ja gerade am unbequemsten und gefährlichsten; seine Schulden drängten ihn ganz gewaltig in das Joch der Ehe, wie er es nun einmal ansah, hinein.

Trotzdem ihm dies eigentlich genug Ernstes zu denken gab und er sich einer Art Niedergeschlagenheit nicht erwehren konnte, erinnerte er sich doch, gewissermaßen zu seinem Troste, daß er endlich die sichere Spur des jungen Mädchens wiedergefunden habe, das ihm damals, als er sich eines leichten Sieges schon für gewiß gehalten, zu seinem größten Verdrusse aus den Fingern geschlüpft war, und fand sich besonders angezogen durch den Entwurf eines neuen Planes, wie er sich bei Anna wieder in das alte Vertrauen setzen und dasselbe dieses Mal geschickter ausbeuten könne.

Schade, daß sie in demselben Hause wohnte, wie die Präsidentin und die Familie Bornemann, was ihn an den nächstliegenden Operationen hinderte! — Bei der tiefen Armut ihrer Familie hätte er so gut den uneigennütigen Wohlthäter und Helfer spielen können, ein paar Tage lang während ihrer Abwesenheit — in einer großen Stadt soll es ja genug edle Samariterherzen geben; dann, wenn die Eltern des Dankes für ihn, den Unbekannten, voll gewesen wären, hätte er es einmal so eingerichtet, daß er mit ihr dort zusammentraf, — überraschendes Wiedererkennen, das man beiderseits vor den Zeugen verbergen mußte, — er hätte natürlich behauptet, der Zufall allein habe dies so gefügt, sie wäre gerührt gewesen, mußte ihn um Verzeihung bitten, — so ließ sich der kleine Roman ganz hübsch und — bei einiger Vorsicht — erfolgreich weiter spielen!

Aber das ging jetzt nun auf keinen Fall an; im Bornemann'schen Hause konnte er nicht lange unbeobachtet und unbekannt bleiben; die Präsidentin und ihre Tochter, Frida und Frau Virginie, falls sie bald zurückkehrten, würden seine christliche Barmherzigkeit schwerlich für vollgiltig anerkannt haben, und wäre es Anna vor der Zeit zu Ohren gekommen, wer der Wohlthäter war, so hätte sie ihn zweifellos ebenso gut in der elterlichen Wohnung wie in dem Nähvereine der Präsidentin geflohen.

Er mußte ihr dazu nicht Zeit und Ueberlegung lassen, es galt, sie zu überraschen und von Neuem zu fesseln; wenn er dazu

nur die Gelegenheit fand, hielt er den Erfolg nicht für zu unsicher, glaubte er doch gerade in dieser bange Scheu vor ihm zu erkennen, wie schwach sie sich ihm gegenüber noch fühlte.

Aber wo und wie eine andere romantische Anknüpfung suchen? — In Berlin geht Alles so prosaisch zu, daß sich ein Feld für eine solche schwer finden läßt; die Zeit der gewaltigen Entführungen ist vorüber, auf offener Straße lassen sich nicht Gefahren veranlassen, bei denen man zur rechten Zeit als Retter erscheinen könnte, die Polizei wacht überall, und unter solchen Umständen muß besonders ein Mann von Stand und Amt sich vor Abenteuern hüten, die einen eben so verdrießlichen als lächerlichen Ausgang nehmen können.

Für so kleine Verhältnisse reicht die diplomatische Kunst nicht aus; der Legationssecretair sah sich heute immer wieder auf den geradesten Weg gedrängt und versuchte, da möglichst festen Fuß zu fassen; er fühlte sich versucht, selbst darüber zu lächeln. Es blieb ihm wahrlich nichts übrig, als zu erkundschaffen, wo Anna den Tag zubrachte, und in den Abendstunden, wenn sie von da zurückkehrte, ihr, wie zufällig, zu begegnen und die alte Bekanntschaft möglichst behutsam wieder anzuknüpfen.

Da er am folgenden Tage die Präsidentin noch nicht zu suchen gedachte, um derselben Zeit zu lassen, sich mit ihrer Tochter auszusprechen, nahm er sich vor, den Morgen an jenes Ziel zu setzen, und befahl seinem ihn noch zu Hause erwartenden Diener zu dessen großer Verwunderung, ihn nur einige Stunden ruhen zu lassen, da er früh wieder ausgehen wolle.

An Willenskraft fehlte es Bruno von der Hagen nicht, wenn er sein eigenes Interesse in das Auge gefaßt hatte, und er sehnte sich jetzt nach dem kleinen Abenteuer, das ihm theils die Langeweile und den Verdruß verschenden helfen sollte, theils einen besondern Reiz, den er so selten zu finden glaubte, für ihn hatte, weil er bei seinen Bemühungen darum schon einmal gescheitert war.

„Wie sonderbar der Mensch ist!“ philosophirte er lächelnd vor sich hin, als er, im einfachen Anzuge, schon vor sechs Uhr wieder sein Haus verließ, um auf einen förmlichen Beobachtungsposten zu ziehen; „da beraube ich mich nun meiner gewöhnlichen Bequemlichkeit, um einem armen, unbedeutenden Mädchen aus

dem Volke nachzulaufen, das tausend Andere auf der Straße gar nicht beachten werden und das mir meine zarten Huldigungen schon einmal damit gedankt hat, daß es mir davongelaufen ist; und wenn ich dieses Mal reüssire, wie ich stark hoffe, so werde ich des Spielzeuges doch bald wieder überdrüssig sein und mir nur noch Sorgen darum machen, wie ich es auf die beste Weise wieder los werde. Selbst Vetter Fritz Hellendorf würde heute über mich lächeln, wenn er mich in dieser Situation beobachten könnte, und mit Frida Bornemann und Marie von Dollenbeck, vielleicht gar deren mütterlichen Freundinnen, würde ich es gänzlich verdorben haben, wenn sie mich auf diesen Wegen ertappten. Ich glaube beinahe, daß ich bloß ihnen zum Schabernacke diese Rolle spiele, — ich bin ihnen Beiden eine Revanche schuldig, denn sie haben mich schmählich im Stiche gelassen.“

Damit söhnte Herr von der Hagen die Einwendungen seiner Eitelkeit, die mit anderen sinnlichen Regungen im Kampfe lag, aus; mit seinem Gewissen hatte er sich weiter nicht abzufinden, denn es fiel ihm nicht einmal ein, daß er dasselbe durch die Absichten, welche er auf Anna hegte, belasten könne.

Das Bornemann'sche Haus lag so, daß er es von der nächsten Straßenecke aus bequem beobachten konnte, ohne sich selbst den Blicken der Herauskommenden preiszugeben. Die Straßen waren noch leer, die fleißigen Arbeiter ärmerer Klassen gingen eben erst an ihre Geschäfte. Der Legationssecretair, der, seine Cigarre rauchend, auf einem kleinen Raume promenirte, wobei er die Augen immer wieder der noch geschlossenen Thür jenes Hauses zuwandte, fühlte sich sehr gelangweilt und gähnte ein über das andere Mal; man mußte ihn, seiner eleganteren Kleidung nach, für Einen halten, der die Nacht durchschwärmt hatte, oder für einen Müßiggänger, der eine frühe Landpartie beabsichtigte.

Bald nach sechs Uhr wurde die Hausthür aufgeschlossen, ein alter Hausmann, noch in der gestrickten blauen Morgenjacke, die kurze Pfeife im Munde tragend, steckte den Kopf heraus und verschwand bald wieder, da er wohl nichts Interessantes zu beobachten fand und nicht viel Zeit zu versäumen hatte, ein paar Minuten später langte der pfeifende Bäckerjunge mit seinem Korbe, der die Bewohner mit Frühstück versorgen sollte, an — kurz, es wurde allmählig lebendig,

aber dies beschränkte sich auf die ersten Vorbereitungen für das tägliche Treiben und Leben. Die nächste Person, welche, als eine einigermaßen bekannte, obgleich er sich bisher nur sehr wenig um sie gekümmert hatte, die Aufmerksamkeit des Legationssecrétaires auf sich zog, war Rose Franke. Sie hatte auch noch keine rechte Toilette gemacht und schien sich in der größten Eile zu befinden — Herr von der Hagen glaubte, soweit es ihm seine Beobachtung aus der Entfernung erlaubte, sogar Bestürzung und Verwirrung bei ihr zu bemerken.

Sie kam rasch die Straße herauf gelaufen, gerade auf ihn zu, so daß er für gerathen hielt, in die bereits geöffnete Thür des ersten besten Hauses zu treten; er konnte nicht wünschen, von dem Mädchen bemerkt zu werden, das, wie er schon bemerkt hatte, ihn nicht mit den freundlichsten Blicken anzusehen pflegte.

Ganz in der Nähe befand sich ein Halteplatz für Droschken, aber nur eines dieser Fuhrwerke, die der großen Residenz nicht immer Ehre machen, stand dort bereit, das heißt: das Pferd kaute gesenkten Kopfes in dem eingehängten Futterbeutel, und der in seinen Mantel eingewickelte Kutscher, der eine schlechte Nachtruhe gehabt haben mochte, war auf dem Bocke träumend in sich zusammengesunken.

Das Mädchen nahm den eiligen Weg dahin, weckte den Koffelentker und wechselte einige Worte mit ihm, worauf er noch einmal gähnte und sich reckte, dann herabstieg und Anstalten machte, die mühevollen Tagesarbeit zu beginnen, indem er seinem Gaul das Frühstück kurz abschnitt; Rose lief rasch wieder zurück, woher sie gekommen war; und dieses Mal beobachtete der Legationssecrétaire deutlich, wie sie sich die Augen mit dem Zipfel der groben Küchenschürze wuschte.

Das kam ihm sonderbar vor und hielt seine Neugier reger, indessen wagte er sich, der Dinge, die da kommen würden, wartend, noch nicht aus seinem Verstecke hervor.

Wie wurde er aber überrascht, als jetzt Rose Franke abermals in der Hausthür erschien und an ihrer Seite eine einfach, aber vornehm gekleidete Dame, in der Hagen, trotz des großen Shawls und niedergelassenen Schleiers, sofort Marie von Dollenbeck erkannte! — Wie kam dieselbe um diese frühe Stunde schon zu einem Ausgange, der obenein noch etwas Geheimnißvolles

zu haben schien, da die unzweifelhaft für sie bestellte Droschke nicht einmal vorfuhr, sondern sie an jenem Plage erwartete? sein Erstaunen und seine Unruhe wurden noch dadurch vermehrt, daß er in der Hand Rose's eine zierliche, kleine Reisetasche gewahrte.

Die Beiden gingen schnell und dicht unter den Häusern, als ob sie fürchteten, aus den Fenstern der Präsidentin, an denen übrigens noch sämtliche Rouleaux niedergelassen waren, bemerkt werden zu können, nach dem Fuhrwerke, dessen Schlag der Kutscher schon geöffnet hatte und wartend in der Hand hielt. Marie stieg rasch ein, die Tasche mit sich nehmend, reichte Rosen dann noch einmal die Hand und wechselte jedenfalls noch einige Worte mit ihr; der Kutscher stieg auf seinen Bock.

Hagen würde viel darum gegeben haben, hätte er nur diese kurze Unterhaltung oder nur die Adresse, welche Rose dem Manne angab, belauschen können, aber er war zu weit entfernt vom Plage und mußte sogleich wieder den Gedanken, den ihm seine fast besorgte Neugier eingab, verwerfen, sich zu stellen, als käme er zufällig gerade die Straße entlang und habe die Dame erkannt; er hatte schwerlich ein Recht, Auskunft über diesen so sonderbar erscheinenden Ausflug zu verlangen, und würde zweifellos gar keine oder doch nur ganz ungenügende Auskunft erhalten haben. Die Sache nahm ihn indessen doch so vollständig in Anspruch, daß er die arme Anna darüber ganz vergaß; eine böse Ahnung flüsterte ihm zu, Marie könne einen Schritt thun, dessen Folgen sich irgendwie auch auf ihn erstrecken müßten, und trat ihm um so näher, indem er sich der gestrigen Vorkommnisse erinnerte, aber einen recht klaren Zusammenhang vermochte er natürlich nicht herauszufinden.

Rose anzureden, wenn die Droschke fortgefahren sein würde, versprach auch keinen besonderen Erfolg; er hatte Grund, das Mädchen für Marien ganz ergeben zu halten, und sie sah nicht danach aus, daß sie sich durch ein gutes Trinkgeld oder bloße Schmeicheleien zu einer Indiscretion verleiten lassen werde, wenn es sich hier überhaupt um ein Geheimniß handelte. Aber wer stand ihm denn überhaupt dafür, daß ein solches vorliege? — konnte Marie nicht Veranlassung gefunden haben, in aller Ruhe und in vollem Einverständnisse mit ihrer Mutter einen kleinen

Ausflug zu Bekannten zu machen? — vielleicht wollte sie deshalb Berlin auf ein paar Tage verlassen und hatte einen schon so früh abgehenden Bahnzug für ihre Zwecke am bequemsten gefunden. Es wäre dabei allerdings immer noch sehr auffällig gewesen, daß man Abends zuvor kein Wort davon gesprochen hatte, auch Rose's Thränen konnten bedenklich erscheinen, aber solche Mädchen denken ja oft ihre Anhänglichkeit dadurch erweisen zu müssen, daß sie, ohne alle tiefere Empfindung und vernünftigen Grund, ein paar Thränen herauspressen.

Herr von der Hagen wünschte Nichts sehnlicher, als daß ihm eine leere Droschke zu Hülfe kommen möge, in der er jener anderen folgen könnte; er würde dadurch doch einige Gewißheit über Mariens Ziel erlangt haben — aber dieses Mal war ihm der Zufall nicht so günstig, und wenn die Berliner Droschken auch nur zu häufig den Ruf, in dem sie einmal schon seit dem grauen Alterthume, der vormärzlichen Zeit, stehen, rechtfertigen, sich nie zu übereilen, so ist es doch gewiß keine leicht durchzuführen Aufgabe, zu Fuß hinter ihnen her aus dem Inneren der Stadt bis nach einem der entfernten Bahnhöfe zu traben, und ein Mann in anständiger Kleidung würde dabei eine sehr auffällige Figur machen. Uebrigens mußte der Legationssecretair sich auch sehr bald von der in ihm auftauchenden Versuchung dazu losreißen, denn der vorher so schläfrige Kutscher zeigte jetzt — wahrscheinlich, weil ihm ein gutes Trinkgeld versprochen worden war — den rühmlichsten Eifer, seine Rosinante schnellfüßig zu machen, und dies gelang ihm über alles Erwarten gut.

Die Droschke rasselte auf dem Pflaster davon, Rose kehrte, noch immer mit dem Schürzenzipfel vor ihren Augen gesticulirend, wodurch sie auch verhindert wurde, sich aufmerksam umzublicken, nach Hause zurück, und Herrn von der Hagen blieb nichts Anderes übrig, als seine in der Aufregung verkaute Cigarre mit einem halbblauen Fluche, der seinen Verdruß genügend ausdrückte, fortzuschleudern.

Noch eine kleine Weile stand er rathlos und thatlos da und ließ eine Reihe finsterner Bilder an seinem Geiste vorüber passiren, dann half er sich mit seinem blasirten Gleichmüthe, der allerdings häufig nur eine Gewohnheitsmaske für tiefere Empfindungen und leidenschaftliche Erregungen war.

„Was wird es weiter sein?“ sagte er zu sich. „Wahrscheinlich hat es in Folge der gestrigen Affairen eine kleine Differenz zwischen Mutter und Tochter gegeben, und man geht für ein paar Tage mit dem Uebereinkommen, das erhitzte Blut erst ein wenig abkühlen zu lassen, auseinander; Marie wird irgend einer Freundin in Potsdam oder anderswo in der Nähe eine Visite abstatten, und wenn sie zurückkommt, ist Alles wieder beim Alten oder hoffentlich stehen meine Chancen dann noch besser. Ich werde der Präsidentin an diesem Vormittage doch noch meinen Besuch machen und mir Gewißheit darüber holen; die gute Dame wird vor mir das Geheimniß nicht lange bewahren können. Augenblicklich muß ich mich in Geduld fügen, was ja auch eine große diplomatische Tugend ist, und will die Zeit benutzen, meinem kleinen romantischen Abenteuer weiter nachzugehen.“

Hagen's Phantasie war schnell wieder auf ein ganz anderes Feld übergesprungen und die nächste Sorge, die in ihm auftauchte, ob Anna inzwischen auch nicht seiner Beobachtung ent schlüpft wäre.

Darüber sollte er indessen sehr bald Gewißheit erhalten, denn das junge Mädchen trat aus dem Hause und schlug, ohne sich umzublicken, die seinem Standpunkte entgegengesetzte Richtung der Straße ein. Obgleich sie ihre Tracht gegen früher, als sie noch Blumen verkaufen ging, verändert hatte — sie kleidete sich jetzt noch einfacher und ärmlicher — und er aus der Entfernung ihr Gesicht nicht deutlich erblicken konnte, erkannte er sie doch auf der Stelle an dem prächtigen dunkeln Haare und dem leichten, anmuthigen Schritte.

Bei diesem Anblicke, der frühere Empfindungen in ihm wieder wachrief, fühlte Herr von der Hagen sein Blut doch ein wenig wärmer zum Herzen wallen und wäre Anna gern schneller gefolgt, um sie jetzt schon anzureden, aber er besann sich bei Zeiten doch noch eines Besseren und beschloß, seinem ersten Plane treuzubleiben, Nichts durch Uebereilung zu verderben. In hinreichender Entfernung, um ihr nicht aufzufallen und sie dennoch, bei dem jetzt schnell zunehmenden Leben auf den Straßen, nicht aus den Augen zu verlieren, ging er ihr nach und ließ sich auf diese Weise in ein weit entlegenes Stadtviertel leiten, bis sie ein gro-



hes Haus betrat, dessen Vorderfront eine Anzahl von Geschäftsfirmen zeigte.

Weitere Nachforschungen anzustellen, erschien ihm überflüssig und konnte ihn leicht in Verlegenheit bringen; nachdem er sich Straße und Hausnummer notirt hatte, trat er, heimlich triumphirend, seinen Rückweg an, entschlossen, sich um die Abendstunden, in denen derartige Geschäfte ihre Arbeitsstunden zu schließen pflegen, hier wieder einzufinden.

Wie schon gesagt, nahmen ihn seine amtlichen Pflichten zeitweise nicht viel in Anspruch, und es kostete ihn einige Mühe, die Zeit bis zu der Stunde hinzubringen, in welcher er der Präsidentin füglich seine Aufwartung machen konnte. Bevor wir ihn das Bornemann'sche Haus aber wieder betreten lassen, wollen wir sehen, was inzwischen in demselben, und zwar in dem von Frau von Dollenbeck beherrschten Rayon, vorgefallen war.

Nach der so überaus heftig gewordenen Unterredung mit ihrer Tochter hatte die Präsidentin sich sofort zur Ruhe begeben, es dauerte aber doch noch geraume Zeit, bis sie dieselbe fand, denn wenn sie auch weit entfernt davon war, sich einen Vorwurf über das Benehmen gegen ihre Tochter zu machen, so regte der Widerstand, den sie bei derselben gefunden hatte, sie doch nicht wenig auf, da er sie das Scheitern ihrer, wie sie glaubte, so wohlangelegten Pläne befürchten ließ.

Sie zerbrach sich den Kopf darüber, ob Marie wirklich hinter ihrem Rücken die nähere Bekanntschaft des jungen Bornemann gemacht habe; auf der einen Seite hielt sie ihr Wesen dafür zu schüchtern und traute ihrem weiblichen Tactgefühl doch zu viel, um irgend eine Ungehörigkeit zu befürchten, auf der anderen konnte ihr bloß mitleidsvolle Theilnahme nicht als ein genügender Grund für die Wärme und Festigkeit erscheinen, mit der sich das junge Mädchen ausgesprochen hatte; von recht reinen und edlen Gefühlen vermochte sich Frau von Dollenbeck ja überhaupt keine Vorstellung zu machen, da sie selbst immer hauptsächlich durch Berechnung, Eigennuß und Leidenschaft geleitet worden war. Wenn Marie sich irgend einer Verirrung, das heißt: einer Abweichung von ihren eigenen Plänen — gleichviel, in welchem Maße — hingegeben hatte, so meinte sie, dieselbe mit ihrer ganzen mütterlichen Autorität bekämpfen zu müssen, und nach dem

Ausgange dieser Unterredung zweifelte sie auch nicht mehr, daß jene, wenn auch nach längerem Widerstande, durchdringen werde; sie beruhigte sich also endlich bei dem festen Vorsatze, am folgenden Tage noch strenger aufzutreten, wenn sie nicht bereits unbedingten Gehorsam fände. In den Auslassungen Herrn von der Hagen's, in der Eifersucht, die er heute kundgegeben hatte, glaubte sie von seiner Seite das Drängen nach demselben Ziele, das sie sich gesteckt, zu erkennen, und diese Stimmung mußte benutzt werden, eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, an der ihr selbst so viel lag.

Frau von Dollenbeck war schon zu diesem Resultate gekommen, als Marie, auf das Tiefste erschüttert durch die Hartherzigkeit der Mutter und in bangster Furcht vor deren Drohungen, deren Ernst sie gar nicht bezweifelte, noch auf derselben Stelle, wo jene sie verlassen hatte, nach Fassung rang und ein Mittel suchte, die kindliche Ehrerbietung mit den Rechten ihres eigenen Herzens, die sie nicht aufgeben konnte, in Einklang zu bringen. Es war ihr, als ob mit den ungerechten, beleidigenden Vorwürfen, die sie soeben hören gemußt, das letzte schwache Band der gegenseitigen Zärtlichkeit zwischen der Mutter und ihr zerrißen worden sei; wenn Erstere sie nur einigermaßen liebte, so wäre sie nicht im Stande gewesen, so hart zu urtheilen, sie als eine Verbrecherin an den Geboten hinzustellen, welche eine Frau nicht verlegen kann, ohne jeder Achtung vor sich selbst und der Welt baar zu werden. Das Bewußtsein ihrer Unschuld empörte sich nicht allein gegen diese Beschuldigungen, sondern auch gegen die, welche dieselben auszusprechen gewagt hatte; ihr Gemüth war zu zart besaitet, als daß sich so rauhe Töne darauf anschlagen ließen, — sie fühlte, daß die Saiten zerreißen müßten, wenn sich dies wiederholte, und es konnte als eine Pflicht der Selbsterhaltung erscheinen, solche Angriffe fernerhin unmöglich zu machen.

Der Wunsch, sich der grausamen Willkür ihrer Mutter zu entziehen, wurde Marien aber durch deren bestimmte Drohung noch viel näher gelegt. Die Präsidentin war eine Frau, der man Alles zutrauen konnte; selbst die eigene Tochter begriff dies aus manchen kleinen Zügen, wie sie das alltägliche Leben mit sich bringt, aus manchen hier und da fallenden Aeußerungen und

besonders, seitdem sie — wider ihren Willen und zu ihrem Schrecken — in die gegen den Legationssecretair gerichtete Intrigue eingeweiht worden war.

Was wäre dem armen Mädchen zu thun übrig geblieben, wenn Jene, ohne auf dessen Einwendungen Rücksicht zu nehmen, Herrn von der Hagen förmlich und öffentlich zu ihrem Schwiegerjohn erklärt hätte? — Marie dachte wohl eine Weile daran, sich an das Herz und an die Ehre des Legationssecretairs zu wenden und von ihm zu verlangen, daß er selbst von jeder Bewerbung zurückträte, aber dies hätte wahrscheinlich nur dann einen Erfolg gehabt, wenn sie ihn überzeugte, daß sie ihm nicht die gehoffte Mitgift zubringen werde, und eine solche Eröffnung würde doch ihre Mutter in einer Weise bloßgestellt haben, die sie nicht verantworten zu können meinte; eine entschiedene öffentliche Weigerung von ihrer Seite konnte aber nur einen Scandal herbeiführen, den Frau von Dollenbeck ja schon mit dem Neuffersten, ihrem mütterlichen Fluche, bedroht hatte und der auch das junge Mädchen hartem Tadel und bitterem Spotte preisgegeben haben würde.

Man behauptet zwar, Zwangsheirathen seien heutzutage nicht mehr möglich, aber damit ist nur von gesetzlichen und physischen Zwangsmassregeln die Rede; unter Umständen werden sich deren immer noch moralische finden lassen, denen sich ein zur Verzweiflung getriebenes, weichherziges und schutzloses Mädchen endlich doch, krampfhaft die Augen für ihr eigenes Unglück zu schließen versuchend, unterwirft.

Marie war gewiß entschlossen, sich mit allen Kräften gegen die an ihr versuchte Gewalt zu sträuben; wenn sie sich aber vorstellte, es könne so weit kommen, daß sie an geheiligter Stelle, vor dem Altare, laut vor aller Welt ein entscheidendes „Nein“ sprechen sollte, so schauderte sie doch in Angst und Furcht zusammen und bezweifelte, ob sie das kleine Wort über ihre Lippen werde bringen können.

Und in wenigen Stunden schon verlangte die Mutter unbedingten Gehorsam von ihr — die Katastrophe war nicht aufzuschieben! — Das unglückliche Mädchen verlor die letzte Fähigkeit, ruhig zu überlegen, wie sich das Unheil abwenden lasse; wenn sie doch nur Jemand bei sich gehabt hätte, dem sie ihr

angsterfülltes Herz vertrauensvoll ausschütten konnte, der ihr Trost und guten Rath gegeben haben würde! —

Sie kannte überhaupt nur eine Person, an welche sie diese Anforderungen stellen konnte, und das war jenes alte Fräulein Hübner, deren wir früher schon einmal als ihrer gewesenen Lehrerin erwähnten. Marie hatte seit mehreren Wochen schon nicht mehr Gelegenheit gefunden, sie zu sehen, denn Jene kam nicht in ihr Haus, weil die Antipathie zwischen ihr und der Präsidentin gegenseitig war, und die Letztere suchte, wenn sie auch kein bestimmtes Verbot ausgesprochen hatte, ihre Tochter doch gern von diesen Besuchen abzuhalten; Marie war überhaupt sehr beschränkt in ihren Ausgängen.

Der Gedanke an die alte treue Freundin, die sich gewiß auf das Herzlichste und nach besten Kräften ihrer Noth annahm, wollte Marie nicht wieder verlassen, und während der ganzen Nacht, in der es ihr nicht einfiel, sich niederzulegen, bewegte sie den Gedanken in sich, sie so bald wie möglich aufzusuchen. Jedensfalls ließ sich dies nur hinter dem Rücken der Präsidentin ausführen.

Frau von Dollenbeck pflegte erst spät aufzustehen, den Kaffee allein einzunehmen und ziemlich lange Toilette zu machen; erst in der elften oder zwölften Stunde traf sie, wenn keine besondere Veranlassung zur Abweichung von dieser Regel vorlag, mit ihrer Tochter beim zweiten Frühstück oder an den Tagen, wo der Nähverein bei ihr stattfand, daselbst zusammen. Marie mußte zu dem Besuche bei Fräulein Hübner also die ersten Morgenstunden wählen, wenn sie denselben ihrer Mutter gänzlich zu verbergen hoffen wollte; daß sie dort zu jeder Zeit mit offenen Armen empfangen würde, bezweifelte sie keinen Augenblick.

Sie nahm in ihrer Rathlosigkeit und Furcht aber auch noch die Möglichkeit an, daß die alte treue Freundin, ihre Besorgnisse vor einer Gewaltthat theilend, sie veranlassen könne, bei ihr zu bleiben und nicht eher nach Hause zurückzukehren, bis sie irgend welche Garantien für ihre Sicherheit erhalten haben würde, — ja, Marie wünschte sogar, einen solchen Zufluchtsort zu finden, — zu welchem Zwecke, auf wie lange, das mußte sie selbst sich nicht klar zu sagen, befand sie sich doch eben in einer geistigen Aufregung, die sie über alle ruhige Ueberlegung fortgetragen hatte

Der Krieg, am Rhein. II. 31

und allein zu einem so außergewöhnlichen Schritte fähig machen konnte.

Wie schwach der Muth, den ihr die Nothwendigkeit abrang, war, möchte sich schon daraus ergeben, daß sie sich entschloß, Rose Franke wenigstens theilweise in ihr Geheimniß zu ziehen, obgleich das Mädchen ihr bei Ausführung dieses Planes eigentlich doch nur sehr wenig förderlich sein konnte.

Unter bitteren Thränen und schweren Seufzern packte sie einige nothwendige Dinge für den Fall, daß sie wirklich einige Tage abwesend bleiben sollte, in eine Reisetasche zusammen; das Herz wollte ihr beinahe dabei brechen, denn es kam ihr vor, als handle es sich um einen Abschied für immer vom Elternhause, von allen Verhältnissen, die ihr weniger lieb, als mit denen sie durch die Gewohnheit vertraut geworden war; hundertmal hielt sie bei dieser Beschäftigung wieder inne und faltete die Hände zum inbrünstigen Gebete, der Himmel möge ihr den richtigen Weg weisen und sie vor aller Sünde bewahren, aber die Angst vor den Drohungen der Mutter trieb sie dann immer wieder vorwärts.

Als Rose Franke, welche die frühen Morgenstunden schon dem väterlichen Haushalte widmete, das Fräulein, welches ihr geklopft hatte, vollständig angekleidet am Fenster stehen und sie heraufwinken sah, war sie nicht wenig betroffen und beeilte sich, etwas Außerordentliches ahnend, dem Rufe zu folgen; sie erschrak aber wirklich, als sie in der Nähe Marien's verweinte Augen und die sich überhaupt so deutlich kundgebende Erregung bemerkte.

„Kann ich mich ganz auf Dich verlassen, liebe Rose?“ war die erste, im Tone innigster Bitte gethane Frage, welche des Mädchens Vermuthung, daß hier ein sehr bedenkliches Geheimniß vorliegen müsse, bestätigte.

Rose besann sich keinen Augenblick; unwillkürlich brachte sie im raschen, unüberlegten Gedankenfluge die Erscheinung, die sie vor sich hatte, mit dem Schicksale Carl Bornemann's in Verbindung, aber wenn Marie von ihr verlangt hätte, sie solle sie nach Saarbrücken an das Lager des Verwundeten begleiten, so würde sie ihr dies wahrscheinlich nicht verweigert haben.

Die Hand auf das Herz legend, versicherte sie mit einem

Blicke, der ihre ganze Theilnahme und Bereitwilligkeit, jedes Opfer zu bringen, in der sprechendsten Weise ausdrückte, das Fräulein könne vollständig über sie gebieten.

„Beste Rose, Du mußt mir sogleich eine Droschke besorgen.“

Rose war nicht wenig enttäuscht durch dieses so bescheiden klingende und ihren hochgestellten Erwartungen so wenig entsprechende Verlangen, aber sie begriff andererseits doch, daß die Absicht Marien's, um diese Zeit das Haus zu verlassen, eine ganz besondere, tiefgehende Veranlassung haben müsse.

„Herzlich gern, gnädiges Fräulein, aber — — Sie wollen doch nicht verreisen?“

„Nein, Rose, wahrscheinlich nicht, — ich will nur — —“

Marie stockte und war sichtlich unentschlossen, ob sie sich weiter verrathen dürfe; aber Rose's Miene verrieth, bei aller aufrichtigen Theilnahme und Ergebenheit, doch, daß sie sich durch die Zurückhaltung des vollen Vertrauens verletzt fühle, und Marie konnte nicht umhin, hinzuzusetzen:

„Ich will nur Fräulein Hübner besuchen, meine alte Lehrerin. Aber, verstehst Du, liebe Rose, es liegt mir daran, daß dies Niemand erfahre.“

Es wurde ihr ordentlich leichter um das Herz, als sie diese Worte ausgesprochen hatte, war es ihr doch, als könnte Rose nun während ihrer Abwesenheit die Vertheidigung ihres auffälligen Schrittes übernehmen.

Das Mädchen schüttelte leise den Kopf; vielleicht glaubte sie noch, daß das Fräulein sie täuschen wolle; auf die Reisetasche deutend, fragte sie, ohne doch im Mindesten unbescheiden zu werden:

„Sie nehmen die Tasche da auch mit sich, Fräulein? — Sie werden doch nicht lange bleiben?“

Marien's Augen füllten sich wieder mit Thränen; sie reichte Rose'n die Hand und flüsterte, mit Mühe gegen ihr Schluchzen ankämpfend:

„Ich hoffe es nicht, aber Gott weiß allein, was er über mich bestimmt hat. Ich bin sehr unglücklich, Rose; meine Füße zittern, indem sie im Begriffe sind, diese Schwelle zu überschreiten, mein Herz möchte dabei brechen, — aber ich kann wahrhaftig nicht anders! Ich will wirklich zu Fräulein Hübner, die eine so treue, verständige Freundin ist, und was sie mir räth, werde ich

thun. Rose, sei mir nicht böse, wenn ich Dir nicht mehr sagen kann.“

Diese Andeutungen genügten dem Mädchen auch wirklich.

„O, ich verstehe Sie schon, Fräulein,“ erwiderte sie, selbst auf das Tiefste bewegt. „Es ist Etwas zwischen der Frau Präsidentin und Ihnen vorgefallen, — kein Wunder! ich hatte mir längst gedacht, daß es so kommen müßte. Aber verlieren Sie nur den Muth nicht und halten Sie brav aus, dann kommen Sie sicher an das Ziel. Wer so gut und sanft ist wie Sie, Fräulein Marie, der verdient das beste Loos, und mir ist auch gar nicht bange um Sie; der Herr Carl wird schon —“

„Aber was schwaze ich da in den Wind?“ unterbrach Rose sich selbst, als sie blitzschnell eine glühende Röthe in Mariens Antlitz aufsteigen sah, — „Sie warten ja auf die Droschke, und der Boden muß Ihnen hier unter den Füßen brennen; nun, ziehen Sie nur ein paar Minuten, ich bin gleich wieder da.“

Man hat bereits gehört, wie schnell und eifrig sich Rose ihres Auftrages entledigte, trotz der so eben ausgesprochenen Zuversicht aber doch nicht unterlassen konnte, heimlich ein paar Thränen zu trocknen. Das gute Mädchen machte sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Vorgefallenen und hätte sowieso für die bedrohte Liebe Partei genommen, wäre sie Marien persönlich auch nicht so anhänglich und der stolzen Frau Präsidentin so abgeneigt gewesen; sie fühlte sich deshalb mit dem anscheinend entscheidenden Schritte, den Erstere zu thun im Begriffe war, ganz einverstanden, begriff aber doch, welch' schweren Kampf das arme Fräulein damit bestehen müsse, und beklagte besonders, daß auch sie zeitweilig von Jener getrennt werden sollte.

Bei ihrer Rückkehr und als sie Marie nun zu der bestellten Droschke begleitete, erbat sie sich übrigens die Erlaubniß, „einmal bei Fräulein Hübner, deren Wohnung ihr bekannt war, nachfragen zu dürfen, für den Fall, daß das Fräulein doch nicht an diesem Tage zurückkehren sollte.“

„So viel Courage hätte ich ihr eigentlich gar nicht zugetraut,“ sagte Rose zu sich selbst, als sie, betrübt und niedergeschlagen, in das Haus zurückkehrte, ohne daran im Entferntesten zu denken, daß sie Jemand beobachten könne; — „die Alte muß es doch arg mit ihr getrieben haben; nun, wir wollen sehen, was sie für

Augen macht, wenn sie einmal Ernst merkt. Aber es wird jetzt recht traurig und leer hier im Hause; Einer nach dem Anderen geht fort.“

Rose seufzte wieder vernehmlich, als sie die Zimmer betrat, die sie jetzt allein bewohnte, — der Vater hatte, wie man sich erinnern wird, die beiden Bornemann'schen Damen auf der Reise nach Saarbrücken begleitet, — und in den Geschäftslokalen aufzuräumen begann. Mitten in ihrer Traurigkeit mußte sie zuweilen doch recht malitiose lächeln, wenn sie an die Ueberraschung Frau von Dollenbeck's dachte, sobald diese ihre Tochter vermissen würde; sie nahm als selbstverständlich an, daß der lange gemarterte und nun endlich ausgeflogene Vogel nicht so bald freiwillig in seinen Käfig zurückkehren werde.

Wir begleiten zuerst Marie von Dollenbeck.

Die Arme konnte sich ihrer Freiheit nicht erfreuen, wie Rose es sich vorstellte; dieselbe war ihr noch zu ungewöhnt, als daß sie sich nicht auch dadurch beängstigt gefühlt haben sollte; fast überkam sie Neue, daß sie, zum ersten Male in ihrem Leben, so selbstständig gehandelt hatte, und die Folgen davon schienen sie erdrücken zu sollen. Daß die Präsidentin sich sehr um sie ängstigen würde, konnte sie nicht annehmen, — überdies mußte sie ja auch bald erfahren, wohin sie sich begeben hatte; aber welche Schritte würde die erzürnte Mutter dann thun, wie würden die Leute urtheilen, denen diese Flucht zu Ohren käme, wie am Ende gar Carl Bornemann, wenn er später davon hörte? —

Diese Gedanken verwirrten sich immer mehr in Marien's Kopfe und erzeugten eine wahre Fieberglut darin; der Morgen war schön und milde, aber sie zitterte an allen Gliedern und hüllte sich fröstelnd in den großen Shawl; es war ihr, als sei sie sehr krank und müsse sterben, ehe sie sich noch an die Brust ihrer alten Freundin werfen könnte, — und wahrlich, sie wünschte kaum etwas Anderes.

Fräulein Mathilde Hübner wohnte, wie wir schon früher erwähnten, in einem sehr entlegenen Stadttheile; seitdem sie ihren Beruf im Hause der Präsidentin aufgegeben, hatte sie eine ähnliche Stellung nicht wieder übernommen, denn sie fühlte, daß ihre zarte und schwächliche Körperkonstitution bei dem nunmehr vorgerückten Alter dadurch sehr angegriffen wurde, hatte einige Er-



sparrnisse gemacht und dazu ganz unerwartet ein kleines Erbtheil erhalten, was ihre eine bescheidene Unabhängigkeit gestattete.

Die gute Dame machte sehr wenig Ansprüche an das Leben; eine kleine, hübsch eingerichtete Miethswohnung, der ziemlich beschränkte Verkehr mit wenigen alten Bekannten, die sie erprobt hatte, und die Unterhaltung mit ihrer Muse, wie sie sich ausdrückte, — das heißt schönwissenschaftliche Lectüre und eigene kleine Versuche auf diesem Felde — genügten ihr vollkommen; übrigens suchte sie sich, bei vorkommenden Gelegenheiten, noch in der Nachbarschaft so angenehm und nützlich wie möglich zu machen; ihr freundliches, verständiges und bescheidenes Wesen hatte ihr allgemeine Achtung verschafft.

Fräulein Gübner stand jetzt schon hoch in den Fünfzigern, und der Beruf, dem sie fast ihr ganzes Leben hindurch obgelegen, hatte ihr im Aeußeren einen Anstrich von etwas steifer Gemeinheit gegeben, mit dem sich aber auch eine deutlich hervortretende Würde paarte; in den feinen Zügen des wohl nie schön gewesen Gesichtes vermißte man den Ausdruck pedantischer Strenge durchaus und fand dafür in den hellen blauen Augen ebensoviel Wohlwollen als lebhaften Geist. Die ganze Erscheinung der kleinen Dame, die sich immer sehr einfach, aber ungemein sauber und sorgfältig kleidete, mußte auf den ersten Blick den angenehmsten Eindruck machen und unbedingt Vertrauen erwecken.

Fräulein Gübner stand immer früh auf, besorgte ihre kleine Wirthschaft allein und war um die Zeit, als Marien's Dreißigste vorfuhr, schon vollständig darauf eingerichtet, Besuch zu empfangen, obgleich sie einen solchen gewiß nicht erwartete. Sie saß gerade am offenen Fenster und blickte ein wenig neugierig auf das vor ihrem Hause anhaltende Fuhrwerk; sowie sie aber darin ihren früheren geliebten Zögling erkannte, der sie in letzter Zeit ein wenig vernachlässigt zu haben schien, was sie übrigens auf die Präsidentin allein schob, stieß sie einen halbblauen Auf aus, der halb Freude, halb schreckhafte Ueberraschung ausdrückte, — die Wahl dieser Morgenstunde zu einem Besuche mußte ihr doch auffällig erscheinen, und Marie sah auch so ernst und traurig aus — sprang rasch auf und eilte mit einer Beweglichkeit und Schnelligkeit, die das beste Zeugniß für die noch bestehende

Rüstigkeit ihres Körpers ablegten, aus dem Zimmer und die Treppe hinab, um ihren Gast zu empfangen.

Der Droschenkutscher hatte Marien schon die Hand zum Aussteigen bieten müssen und den Kopf geschüttelt, als er die ihrige so heftig zittern fühlte.

„Sind Sie krank, Mamsellchen?“ hatte er mitleidig gefragt.

Das junge Mädchen vermochte keine Antwort darauf zu geben; als sie die ihr entgegeneilende alte Dame erblickte, konnte sie einen Strom von Thränen nicht mehr zurückhalten und sank derselben laut schluchzend in die ausgebreiteten Arme. Glücklicherweise hatte diese auffällige Scene nicht viel Zeugen, da die Gegend, besonders so früh, wenig frequentirt wurde, und wie Fräulein Hübner auch erschrocken sein mochte, besaß sie doch Geistesgegenwart genug, Marien, ohne eine weitere Frage zu thun, schnell in das Haus und in ihre Wohnung zu führen.

Hier mußte sich das junge Mädchen sogleich auf das Sopha niedersetzen, und das Fräulein nahm ihr, unter den herzlichsten, sanftesten Begrüßungen, geschäftig Reisetasche, Hut und Shawl ab, brachte frisches Wasser und Eau de Cologne und gab sich alle Mühe, die halb Ohnmächtige einigermaßen zu beruhigen, was noch eine geraume Zeit erforderte.

Fräulein Hübner wußte noch Nichts von den Empfindungen, die Marie Carl Bornemann zutrug, waren dieselben Letzterer doch eigentlich erst an dem Abende zum klaren Bewußtsein gekommen, als der junge Mann das Vaterhaus verließ und den klammern, ehrfurchtsvollen Abschied von ihr nahm, zur ganzen Höhe der Leidenschaft sogar erst gestiegen, als sie die Nachricht von seiner schweren Verwundung erhielt; seitdem hatte sie ihre alte Lehrerin nicht gesehen und gerade die Scheu vor einem offenen Bekenntnisse oder vor einer Zurückhaltung, die diesem innigen Verhältnisse gar nicht entsprochen haben würde, dazu beigetragen, daß sie den Besuch bei Fräulein Hübner aufschob. Daß ein junges Mädchen sich auch zu ihrer besten Freundin über eine stille, noch im halben Schlummer liegende Zuneigung für einen ihr fast fremden Mann, wie Marien's Empfindungen früher etwa bezeichnet werden könnten, aussprechen sollte, wird man, wenn man ihr ein feines Gefühl und ein jungfräulich schüchternes Herz zugesteht, nicht beanspruchen.

Ebenfowenig hatte sie sich veranlaßt gefühlt, der Huldigungen, die ihr der Legationssecretair zutrug, in ernsterer Weise zu erwähnen, zumal sie denselben gar keinen Werth beilegte und von ihrer Aufrichtigkeit nichts weniger als überzeugt war. Aber auch schon einige scherzende Andeutungen darauf hatten genügt, in Fräulein Hübner, welche den Charakter der Präsidentin ja genügend kannte, die Besorgniß zu erwecken, daß die eitle und eigennützigste Frau bereits einen Plan für die Zukunft ihrer Tochter entworfen habe, ohne deren wirkliches Glück dabei im Mindesten in Betracht zu ziehen.

Diese Betrachtungen kamen der guten Dame auch sogleich wieder in den Sinn, als sie ihren Liebling in diesem eigenthümlichen Zustande erblickte, und sie konnte sich sagen, daß derselbe gekommen sei, um ihre Hülfe unter sehr bedenklichen Umständen in Anspruch zu nehmen.

Die äußere Ruhe, die sie zeigte, wirkte indessen wohlthätig auf Marie und brachte diese bald so weit, daß sie sich aussprechen konnte. Kaum eine halbe Stunde später wußte Fräulein Hübner, die dem in ihren Bekenntnissen zuweilen verschämten Mädchen liebevoll zu Hülfe kam, Alles, und es war ihr möglichst gut gelungen, ihre Ueberraschung und bange Sorge dabei zu verbergen.

Die Familie Bornemann kannte sie nicht näher, wußte indessen, daß sie eine allgemein geachtete war; Carl Bornemann hatte sie noch nicht einmal gesehen, aber die Neigung Marien's zu ihm genügte bei ihr schon zu seiner Empfehlung, und der ihm jetzt zugestoßene Unfall klang auch warm an ihr mitleidvolles Herz; dennoch, obgleich sie gänzlich von jedem vermeintlichen Standesunterschiede, welchen die Präsidentin ja gerade so scharf in das Auge faßte, abjah, vermochte das kleine romantische Abenteuer mit der blauen Schleife, so rührend es ihr auch vorkam, sie natürlich nicht zu überzeugen, daß Marie auch eine unter allen Umständen zu billigende Wahl getroffen habe, zumal die Verwundung des Offiziers möglicherweise diesem Verhältnisse einen schnellen und Marie von Neuem niederschmetternden Abschluß geben konnte; sie behielt sich ihr Urtheil in dieser Beziehung also wohlweislich vor, bis sie den jungen Mann persönlich kennen gelernt haben würde, und war entschlossen, Marie nicht in einer Leidenschaft zu bestärken, die sie zu mißbilligen allerdings auch keinen Grund sah.

Das herzlose und grausame Benehmen der Präsidentin gegen ein so gutes und sanftes Kind, wie sie in Marien stets kennen gelernt hatte, empörte sie um so tiefer, als sie die besorgniß-erregendsten Folgen desselben klar vor Augen hatte; sie begriff, wie furchtbar das arme Mädchen dadurch gelitten haben mußte, um zu einem Entschlusse zu gelangen, der ihrem sonstigen Wesen so ganz fern lag.

Was endlich den Legationssecretair anbetraf, so war sie mit ihm nur flüchtig bekannt geworden und hatte in ihm auch nur den schönen, vornehmen und eleganten Mann gesehen; sie würde deshalb in seinen Bewerbungen um Marie, vorausgesetzt, daß dieselben aufrichtig gemeint seien, nichts Aufstößiges gefunden haben, hätte das junge Mädchen nicht auf das Bestimmteste versichert, er kenne ihre Abneigung dagegen schon längst. Unter solchen Umständen konnte sie nicht daran denken, dieser Partie das Wort reden zu wollen, und da sie auch gar nicht zweifelte, Frau von Dollenbeck sei im Stande, ihre Drohung auszuführen, fand sie, daß Marie in der That des Schutzes vor ihrer Mutter bedürfe.

Was berechtigte sie nun aber, außer ihrer Liebe und Anhänglichkeit für das Mädchen, das sie beinahe als ihre eigene Tochter betrachtete, sie der leiblichen Mutter gegenüber in Schutz zu nehmen, und wie ließ sich dies ausführen? — Das waren Fragen, die sich auch der besonnenen Dame ängstlich aufdrängen mußten. Ging sie nicht schon zu weit, wenn sie Marie aufforderte, einstweilen bei ihr zu bleiben, und könnte man ihr daraus nicht mit allem Anscheine des Rechts den Vorwurf machen, den Ungehorsam des Kindes begünstigt zu haben? — und doch gestattete ihr andererseits ihr Gewissen nicht, das unglückliche Mädchen, zumal in dem jetzigen krankhaften Zustande, der erbarmungslosen Mutter preiszugeben.

Fräulein Hübner fühlte das Bedürfnis, diese so schwierige Situation ruhig und ungestört zu überdenken, und wollte nicht in der ersten Erregung einen Entschluß aussprechen und Marien einen Rath ertheilen, der unabsehbare Folgen haben konnte. Sie beschränkte sich daher auf mehr allgemeine Tröstungen und bot zunächst allen ihren Einfluß auf, um Marie zu bewegen, daß sie sich sofort bei ihr zu Bette lege; in der That hegte sie die größten

Besorgnisse, daß sich aus dieser schweren Nervenerschütterung eine ernste Krankheit entwickeln könne.

Ihren sanften Zureden und bestimmten Verlangen wurde es, nicht ohne Mühe, möglich, das Widerstreben des jungen Mädchens zu besiegen, und wirklich schien es auch die höchste Zeit gewesen zu sein, daß dasselbe, wenigstens äußerlich, zur Ruhe kam, denn nun trat eine vollständige Erschöpfung ein und sie fiel bald in einen unruhigen Schlaf.

Die kleine Dame hatte vorläufig gethan, was in ihren Kräften stand, und so schlimme Verwicklungen sie auch in banger Sorge vorausah, nahm sie doch alle ihre geistige Kraft zusammen, um die Mittel ausfindig zu machen, mit denen sich jenen am besten begegnen ließ.

Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß die Präsidentin alsbald ihre Tochter da suchen würde, wo sich dieselbe befand, und andernfalls hätte man ihr aus deren Aufenthalt auch nicht lange ein Geheimniß machen dürfen; die Abneigung gegen Fräulein Hübner mußte dann noch dazu kommen, sie zu erbittern und zu rücksichtslosen Schritten zu veranlassen; in Marien's Interesse mußte aber jeder öffentliche Skandal vermieden werden, — gewiß eine schwere Aufgabe für das alte, alleinstehende Fräulein.

Nach vielem Hinundhererwägen schien ihr das Gerathenste, Frau von Dollenbeck zuzukommen und, auf die Gefahr hin, von derselben in der unangemessensten Weise aufgenommen zu werden, sich zu ihr zu begeben und eine Vermittelung zu versuchen; sie hatte dabei nur eine einzige Waffe in der Hand, und es fehlte ihr nicht an der Energie, sich derselben, wenn es nicht anders ginge, zu bedienen, einen so gewaltsamen Kampf sie damit auch voraussehen mußte.

Marie hatte nämlich in dem unbegrenzten Vertrauen, das sie der alten Freundin entgegenbrachte, auch erzählt, was sie bei ruhigerem Gemüthszustande vielleicht verschwiegen haben würde, um ihre Mutter nicht zu sehr zu compromittiren, in welcher Weise nämlich dieselbe sich über ihre Vermögensverhältnisse ausgesprochen hatte und wie sie damit Herrn von der Hagen zu täuschen beabsichtigte. Fräulein Hübner waren diese Eröffnungen nicht ganz überraschend gekommen, da sie ja lange genug Gelegenheit gehabt hatte, die Wirthschaft der Präsidentin zu beobachten; so schlimm

hatte sie sich die Aussichten für Marie allerdings nicht gedacht und war jetzt dadurch auch tief bewegt worden; indessen blieb ihr nun Nichts übrig, als die Hilfe, welche sie ihr zu leisten gedachte und so lebhaft wünschte, gerade auf diesen Umstand zu stützen.

Es sollte indessen doch noch etwas Anderes kommen, was ihren Entschluß wieder durchkreuzte und allerdings auch ihren Plan, wenn auch auf traurige Weise, unterstützte. Die scheinbare Ruhe des jungen Mädchens nämlich dauerte nicht lange, alle Anzeichen eines wirklichen heftigen Fiebers stellten sich ein, sie begann zu phantasiren, und das Fräulein wurde dadurch nicht allein verhindert, den der Präsidentin zugeordneten Besuch zu machen, sondern sah sich auch genöthigt, nach ihrem Arzte zu schicken.

Sehr bedenklich hielt dieser Marien's Zustand nur augenblicklich zwar nicht, vermochte sich aber doch nicht jeder Befürchtung zu erwehren, daß das Fieber eine schlimmere Gestalt annehmen könne; er verordnete eine Arznei und versprach, am Abende wiederzukommen. Jetzt konnte nicht mehr, ohne augenscheinliche Gefahr für Marie, davon die Rede sein, daß sie in die Wohnung ihrer Mutter zurückkehre; dem Arzte gegenüber hatte Fräulein Hübner sie für eine Verwandte ausgegeben, die an diesem Morgen erst nach einer anstrengenden Reise und unter besonderer Gemüthsaufrregung bei ihr angelangt sei, um sie für einige Tage zu besuchen.

Der kleinen Dame wuchsen die ihre friedliche und ruhige Existenz durchkreuzenden Ereignisse doch beinahe über den Kopf, aber ihr Interesse und ihre Liebe für Marie nahmen damit nur zu.

Als Frau von Dollenbeck aus einem langen und festen Schlummer erwachte, erinnerte sie sich alsbald der Vorkommnisse des vergangenen Abends und begann in Folge dessen den Tag mit recht unerquicklicher Laune. Guter Rath war indessen bei ihr, wie ein altes Sprüchwort behauptet, nicht über Nacht gekommen, sondern sie war noch ebenso fest entschlossen wie gestern, ihren Willen mit allen etwa erforderlichen Gewaltmaßregeln durchzusetzen; sie betrachtete dies als eine Existenzfrage für sich selbst.

Sobald sie sich erhoben hatte, klingelte sie nach Rose'n, die,

in ihrer Eigenschaft als Kammermädchen, ihr den Kaffee zu bringen und bei der ersten Morgentoilette behülflich zu sein hatte; später kam dann die Friseurin, die das große Werk für den Tag mit kunstgeübter Hand vollenden mußte.

Das Mädchen sah heute mürrisch und unwillig aus, aber die Präsidentin achtete nicht weiter darauf, denn sie hatte mit ihren eigenen Gedanken noch genug zu thun und liebte es nicht, sie mit den Dienstboten auf lange Unterhaltungen einzulassen. Erst als Rose ihren Dienst, bei dem kaum ein paar Worte gewechselt wurden, beendet hatte, befahl ihr die gnädige Frau, ihrer Tochter zu melden, daß sie dieselbe zu sprechen wünsche.

„Das gnädige Fräulein ist ausgefahren,“ antwortete Rose, wie im Voraus triumphirte, ziemlich schnippisch.

„Ausgefahren?“

Die Präsidentin sah das Mädchen mit einer so erhabenen und strengen Miene an, als ob sie es vor jedem unberufenen Scherze warnen wollte.

„Zu dienen, gnädige Frau,“ erwiderte Rose beinahe trotzig, „ausgefahren in einer Droschke.“

„Meine Tochter? — ohne meine Erlaubniß? — Was fahst Du, Mädchen?“

„Bitte um Entschuldigung, ich fahse gar nicht; ich selbst habe die Droschke geholt. Es war heute Morgen um sechs Uhr.“

Frau von Dollenbeck wurde kreidebleich und sank unwillkürlich in den Sessel zurück, von dem sie sich im ersten Erstaunen erhoben hatte. Rose hatte ihren vollständigen Triumph; sie dachte, es könne nun auch weiter nichts schaden, wenn sie denselben noch zu erhöhen suchte.

„Und hat eine Reisetasche mit sich genommen,“ setzte sie hinzu, indem sie sich doch ein wenig abwenden mußte, um ihre Freude über die zunehmende Bestürzung der Präsidentin zu verbergen.

Frau von Dollenbeck sagte kein Wort, denn theils schnürten ihr Aerger und Schreck die Kehle zusammen, theils wollte sie sich vor dem Mädchen keine Blöße geben, aber Rose hörte doch, wie schwer sie aus gepreßter Brust athmete.

„Haben die gnädige Frau noch Etwas zu befehlen?“ fragte sie. Ihre Hoffnung, noch weiter ausgefragt zu werden und sich

noch länger an der Verwirrung der Dame weiden zu können, wurde aber getäuscht, denn sie erhielt einen stummen Wink, das Zimmer zu verlassen.

„Nun bin ich doch neugierig, was sie thun wird,“ sagte sie zu sich selbst, und ihre hübschen, freundlichen Augen bligten ordentlich drohend, als sie hinzusetzte:

„Wenn sie Fräulein Marie Gewalt anthun sollte, schreie ich es in alle Welt hinaus; sie mag sich vor uns hüten — es ist ein für alle Male aus mit ihrer Tyrannei!“

Die Präsidentin bedurfte einer ganzen Weile, um sich von ihrer Bestürzung soweit zu erholen, daß sie sich nach dem Zimmer ihrer Tochter begeben konnte, wo sie eine Andeutung über die Absicht ihrer Entfernung zu finden erwartete, vielleicht einen zurückgelassenen Brief. Daß Marie förmlich geflohen war, ging genügend hervor aus der Wahl der frühen Stunde und der Mitnahme der Reisetasche, deren Roze erwähnt hatte; der Grund dafür lag gewiß auch nicht fern, — die Präsidentin begriff ihn vollständig, und es begannen sich doch Gewissensbisse in ihr zu regen, dieselben wurden aber leider sehr bald durch ganz andere Gedanken und Empfindungen in den Hintergrund gedrängt. Frau von Dollenbeck war in gewissen Beziehungen eine viel mehr praktische als romantisch gesinnte Frau; einen Moment lang war ihr der Gedanke, bei dem sie doch unwillkürlich schauderte, gekommen, Marie könne in ihrer Verzweiflung gegangen sein, um sich ein Leid anzuthun, aber wozu hätte sie dann die Reisetasche gebraucht? — sie traute dem Mädchen überhaupt keinen rechten Muth zu, obgleich sie andererseits doch wieder über diesen ungewöhnlichen Entschluß staunte.

Als sie nicht fand, was sie erwartete, nämlich den unter heißen Thränen geschriebenen Abschiedsbrief, beruhigte sie sich bedeutend; wenigstens ließen ihre Besorgnisse nach, dafür nahm aber ihr Zorn zu. Was war dem tollen Mädchen eingefallen? wagte sie es, einen öffentlichen Sclandal hervorzurufen, der Mutter noch mehr durch die That wie gestern durch ihre Worte zu trotzen? Die Präsidentin meinte die Frau zu sein, die sich um jeden Preis Respect zu verschaffen wußte.

Sie nahm wieder eine hohe und kalte Miene an, und ihre Brauen zogen sich unter der gefalteten Stirn dicht zusammen.



Es bedurfte keines langen Nachdenkens für sie, um es ihr zur unumstößlichen Gewißheit zu machen, daß Marie sich zu Fräulein Hübner begeben habe. Wohin anders sollte sie? — Die Mutter hatte schon dafür zu sorgen gewußt, daß sie keine intime Freunde und Freundinnen besaß, und sie triumphirte jetzt darüber.

Ihr Entschluß war sogleich gefaßt, dem alten Fräulein einen Besuch abzusetzen und Marie, wenn sie sich dort befände, was sie als ganz sicher annahm, zurückzufordern; dies mußte so schnell als möglich geschehen, sowohl damit die Sache, schon bei den Diensthoten, kein Aufsehen erzeuge, als weil sie jede weitläufige Aussprache zwischen jenen Beiden zu fürchten allen Grund hatte und derselben rasch ein Ziel setzen wollte.

Jetzt hatte sie ihre ganze Fassung wiedererlangt und mußte selbst die in ihr kochende Wuth äußerlich zu beherrschen. Wer durfte sie hindern, ihre noch nicht volljährige Tochter wieder mit sich zu nehmen? — Wehe diesem ihr überhaupt schon verhaßten Fräulein Hübner, wehe Marien, wenn sie den geringsten Widerstand wagten! Wenn sie in jenem entlegenen Stadttheile auch die stürmischste Scene auführen sollte, so drang das Gerücht davon doch schwerlich in die Kreise, auf deren Urtheil allein sie einigen Werth legte, und ein solch entschiedenes und gewaltsames Auftreten mußte obenein noch die Folge haben, daß die Beiden für die Zukunft eingeschüchtert wurden, sich ihr zu widersetzen.

Obgleich sie Rose in Verdacht hatte, daß sie ihr, wenigstens theilweise, Auskunft geben könnte, unterließ sie doch, das Mädchen noch einmal zu examiniren; sie war ja überzeugt, allein ihren Weg zu finden. Mit der ruhigsten Miene äußerte sie, einen Ausgang machen zu wollen, und instruirte ihren Diener Franz für den Fall, daß während ihrer Abwesenheit Besuch käme; besonders dem Legationssecretair sollte er sagen, sie und ihre Tochter hätten nothwendige Visiten zu machen, sie hoffe aber, ihn am folgenden Tage empfangen zu können.

Es war etwa um die Mittagstunde, als sie ihr Haus verließ, sich auf dem ersten besten Halteplatze eine Droschke nahm und dem Kutscher dieselbe Adresse angab, wie Marie am Morgen dem ihrigen.

Fräulein Hübner befand sich am Bette des stark fiebernden jungen Mädchens und dachte in ihrer Sorge um dasselbe kaum

noch an die Präsidentin, als diese an der Thür ihrer Wohnung die Klingel zog. Sie selbst ging, um zu öffnen, und konnte sich nicht enthalten, betroffen zurückzuprallen, als sie Frau von Dollenbeck dicht vor sich sah. Diese folgte ihr auf dem Fuße und begrüßte sie mit einer vornehmen Würde, die durch das leichte höhnische Lächeln nicht wenig beeinträchtigt wurde. Die Präsidentin war ihrer Sache jetzt ganz gewiß.

„Mein unerwarteter Besuch scheint Sie nicht auf das Angenehmste zu überraschen, Fräulein,“ begann sie in hohem Tone — „aber ich bin überzeugt, daß Sie ihn mit der Veranlassung entschuldigen werden; ich vermuthete meine Tochter bei ihrer ehemaligen Gouvernante.“

Frau von Dollenbeck bemühte sich, dem letzteren Worte eine möglichst nichtachtende Betonung zu geben, als wollte sie das Fräulein daran erinnern, daß dasselbe früher in ihrem Dienste gestanden hatte.

„Sie haben richtig vermuthet, Frau Präsidentin, — Fräulein Marie ist bei mir,“ erwiderte das Fräulein so fest und kalt, daß die Dame doch unwillkürlich stutzte.

„Sollten Sie nicht wissen, daß Marie — — Aber es wird keiner weiteren Erläuterungen zwischen uns bedürfen. Wollen Sie die Güte haben, mich meine Tochter sehen zu lassen?“

Die beiden Damen waren schon in das eigentliche Wohnzimmer des Fräuleins getreten, und die Präsidentin sah auf den ersten Blick Hut und Shawl ihrer Tochter, nicht aber diese selbst; sie wandte sich wieder mit finster fragendem Ausdrucke zu Fräulein Hübner.

„Es steht in Ihrem Belieben, Frau Präsidentin. Ihr Fräulein Tochter zu sehen,“ entgegnete Letztere mehr ernst und traurig wie tropig, — „aber die herzliche Zuneigung, die ich meiner ehemaligen Schülerin zutrage, berechtigt mich, Ihnen dabei die größte Vorsicht zu empfehlen; Sie wollen bedenken, daß ein rasches Auftreten, vielleicht schon Ihr Anblick allein dem armen Kinde jetzt tödtlich werden kann.“

Das Fräulein, dessen wahre, sanfte Würde auf Niemand ihren Eindruck verfehlen konnte, wartete nicht die Antwort der Präsidentin ab, welche durch diese Warnung, die der Mutter gegenüber in dem Munde einer Andern doch so seltsam klang,

auf's Neue überrascht wurde, sondern öffnete die Thür, welche in das aufstoßende Zimmer, ihr Schlafgemach, führte; dasselbe wurde von der anderen Seite noch durch eine Gardine von dunkeltem Wollenstoffe, eine sogenannte Portiere, verdeckt, und Fräulein Hübner hob die letztere nur halb auf, während sie der Präsidentin winkte, vorsichtig näher zu treten.

Frau von Dollenbeck sah ihre Tochter entkleidet im Bette liegen, die Blut des Fiebers im Antlitz und in den irre umherschweifenden Augen, mit heiserer Stimme einzelne Worte, augenscheinlich ohne Bewußtsein, vor sich hinhimmelmend.

Entsetzt fuhr sie zurück; daß man hier ein täuschendes Spiel mit ihr treibe, konnte ihr nicht in den Sinn kommen, die traurige Wahrheit sprach deutlich genug aus diesem Bilde.

Wenn das Gefühl wahrer Mutterliebe in dem Herzen der Präsidentin auch nur einen kleinen Platz gehabt hätte, so würde es in diesem Augenblicke jedenfalls die Erinnerung an das Vorgefallene ausgelöscht und sie — freilich eine große Unvorsichtigkeit — unwiderstehlich getrieben haben, an das Lager der leidenden Tochter zu eilen und dieselbe in ihre Arme zu schließen, vielleicht unter strömenden Thränen um Verzeihung zu bitten. Aber Frau von Dollenbeck mußte sich zu beherrschen, wie erschüttert sie sich auch im Bewußtsein ihrer Schuld fühlte; sie war sehr bleich geworden und mußte die Zähne fest aufeinander beißen, um sich nicht schwach zu zeigen, — so trat sie zurück und winkte dem alten Fräulein, die Gardine wieder fallen zu lassen und die Thür zu schließen.

Sie selbst ließ sich auf das Sopha in der Wohnstube nieder und führte ihr Taschentuch vor das Gesicht; sie that, als wolle sie eine Thräne trocknen, aber in der That suchte sie nur eine Umwandlung von Scham und Unruhe zu verbergen. Das Fräulein war ihr gefolgt, setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl und erwartete schweigend ihre weiteren Auslassungen.

„Marie ist krank?“ flüsterte die Präsidentin, noch immer befangen, aber doch schon im Begriffe, wieder die alte Rolle, die ihr ja auch die natürlichste war, wieder aufzunehmen.

„Der Arzt, den ich holen ließ, hegt Besorgniß.“

„Ich werde alle Anstalten treffen, sie sicher in meine Wohnung bringen zu lassen.“

„Das ist für heute und wahrscheinlich auch die nächsten Tage ganz unmöglich; der Doctor würde es nicht zugeben.“

„Aber ich bin die Mutter!“ fuhr die Präsidentin auf.

„Um so weniger wird Ihre Bärtlichkeit und sorgende Einsicht es zulassen, daß Marie einer sehr bedenklichen Gefahr ausgesetzt werde.“

Frau von Dollenbeck glaubte in diesen Worten des Fräuleins eine Ironie zu finden, — und jedenfalls lag eine solche auch darin — die sie aufbrachte. Sie wiederholte, Marie müsse nach Hause geschafft werden, und Fräulein Hübner, deren Gefühle sich dieser neuen Herzlosigkeit gegenüber empörten, war nun auch nicht länger im Stande, ihre bisherige Fassung zu behaupten. Es fiel ein immer heftiger werdendes Wort gegen das andere.

„Ich weiß Alles, was zwischen Ihnen und Ihrer Tochter vorgefallen ist, Frau Präsidentin,“ sagte das Fräulein endlich, „und werde nicht dulden, daß Sie Ihre Grausamkeiten fortsetzen, nachdem sich das unglückliche Kind, von der äußersten Noth gedrängt, in meinen Schutz begeben hat. Ich verlange Garantien von Ihnen dafür, daß Sie die Pläne aufgeben, die das Unglück Ihrer Tochter herbeiführen müssen; den ersten Beweis dafür haben Sie soeben vor Augen gehabt.“

„Sie führen eine Sprache, die Sie schwerlich zu rechtfertigen vermögen, gegen mich,“ erwiderte die Präsidentin ebenso zornig wie höhniisch. „Ich schulde Ihnen nicht die mindeste Rechenschaft meiner Handlungsweise und werde die Bestimmungen, die ich über meine Tochter getroffen habe, zu verantworten und durchzusetzen wissen.“

„Und ich werde Ihnen entschiedenen Widerstand leisten.“

„Mit welcher Waffe, wenn ich fragen darf?“

„Wenn die Berufung auf Ihr mütterliches Gefühl wirklich nicht zureichen sollte, werde ich an den klug berechnenden Verstand appelliren; Sie werden mich nicht an geeigneter Stelle ein Wort zu sprechen zwingen, das nicht allein Ihren Lieblingwunsch ein für alle Mal unausführbar machen, sondern Sie auch arg compromittiren würde, gnädige Frau.“

Die Präsidentin maß ihre Gegnerin mit einem Blicke, der erforschen zu wollen schien, welche Bewandtniß es mit dieser

Warnung oder Drohung haben möge, um danach ihr weiteres Benehmen einzurichten.

„Ich verstehe Ihre sonderbaren Andeutungen, die beinahe beleidigend klingen, nicht,“ sagte sie nur.

Fräulein Hübner beugte sich etwas näher zu ihr und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Wenn der Legationssecretair Herr von der Hagen erfähre, Frau Präsidentin, welche Mitgift er mit der Hand Ihres Fräuleins Tochter zu erwarten hat —“

„O, die Abscheuliche! — ihre eigene Mutter zu verrathen!“ rief Frau von Dollenbeck, plötzlich erlassend und zurückweichend, aus, aber sie faßte sich doch noch einmal schnell wieder und meinte, mit dem Versuche, durch ihren Hochmuth zu imponiren,

„Das sind durchaus nicht Ihre Angelegenheiten, Fräulein Hübner.“

„Ich fühle auch durchaus keine Lust, mich hineinzumischen, wenn dies nicht im Interesse Marien's zur Pflicht wird.“

Die Präsidentin biß sich auf die Lippen; sie hätte das unscheinbare alte Fräulein in ihrer Wuth zermalmen mögen, aber sie begriff, daß dasselbe doch den Sieg über sie davongetragen habe. Soweit durfte sie es um keinen Preis kommen lassen; jetzt handelte es sich darum, sich zu stellen, als ob sie vollständig nachgäbe.

Auf einmal einen ganz andern Ton anschlagend, meinte sie, die Anhänglichkeit der alten Lehrerin an ihre ehemalige Schülerin rühre sie doch und sie wolle diesem edlen Gefühle durch eine aufrichtige Aussprache Rechnung tragen. In einer diplomatischen Weise, die selbst Herrn von der Hagen alle Ehre gemacht haben würde, begann sie sich nun über ihre und Marien's Vermögensverhältnisse auszulassen, so daß man schließlich, wenn man ihr glaubte, — Fräulein Hübner war aber ziemlich weit entfernt davon — annehmen mußte, sie sei zwar gerade nicht reich, aber doch noch lange nicht beim vollständigen Ruin angelangt. Dann suchte sie ihre Idee, Marie mit Herrn von der Hagen, dessen Verhältnisse sie äußerst glänzend darstellte, zu verheirathen, dadurch zu rechtfertigen, daß sie wirklich nur die gesicherte, glückliche Zukunft der Tochter ohne allen Eigennutz in das Auge

gefaßt habe; sie ging sogar so weit, das Fräulein für diese Idee gewinnen zu wollen, und erbat förmlich dessen Unterstützung.

Fräulein Gübner verstand die Absicht der falschen Frau ganz gut, aber augenblicklich hielt sie es für das Gerathenste, sich derselben scheinbar nicht ganz abgeneigt zu zeigen. Vor allen Dingen, meinte sie, bedürfe Marie jetzt der vollständigsten Ruhe und man müsse den Verlauf ihrer Krankheit abwarten, nachher wolle auch sie über diese Angelegenheiten mit ihr sprechen, und wenn sie der Präsidentin auch nicht versprechen könne, deren Plan zu unterstützen, falls das junge Mädchen demselben durchaus abgeneigt bliebe, so hoffe sie die Versöhnung zwischen Mutter und Tochter doch wieder herzustellen.

Wie wenig Frau von Dollenbeck sich auf die Aufrichtigkeit dieser Zusagen auch verlassen zu dürfen glaubte, fühlte sie doch die Nothwendigkeit, sich so zu stellen, denn die Zuversicht, mit der sie gekommen war, hatte sie längst aufgegeben; es handelte sich nur noch für ihre persönliche Eitelkeit darum, sich momentan ohne eine vollständige Niederlage zurückzuziehen.

Es blieb also dabei, daß Marie ihre Wiederherstellung in der Wohnung des Fräuleins abwarten solle, und die Präsidentin bedang sich nur aus, täglich einmal in Person das arme Kind zu besuchen, um sich in ihrer mütterlichen Angst nicht zu verzehren. Noch nie war sie so freundlich herablassend von Fräulein Gübner geschieden, selten aber auch hatte sie sich soviel Gewalt anthun müssen, die in ihr tobenden Leidenschaften des Hasses und Zornes zu unterdrücken; im Geheimen gelobte sie sich heilig, an der gefährlichen Siegerin früher oder später Rache zu nehmen.

Herr von der Hagen hatte um die Mittagszeit wirklich seinen Besuch gemacht, und die Entschuldigung, die Franz der erhaltenen Weisung gemäß vorbrachte, kam ihm natürlich sehr verdächtig vor; er war sehr gespannt darauf, wie er Frau von Dollenbeck, vielleicht auch Marie am andern Tage finden werde. So sehr er sich deshalb auch, in seinem eigenen Interesse, beunruhigte, lag ihm das Abenteuer mit Anna, das er sich für den Abend vorbereitet hatte, doch noch mehr am Herzen.

Es war ihm eingefallen, daß er Anna, sobald es ihm gelingen sein würde, ihr wieder einigermaßen Vertrauen einzuflößen, oder gerade zu diesem Zwecke, am besten werde an sich fesseln

können, wenn er ihr materielle Vortheile für ihre Eltern zuwandte, die ja, wie er nun gehört hatte, in der tiefsten Armuth lebten. Eine directe Unterstützung hätte das Mädchen aber wahrscheinlich nicht angenommen, wenigstens konnte das Anerbieten einer solchen neuen Verdacht in ihr erwecken und sie jede Abhängigkeit von ihm scheuen; er mußte dabei behutsam zu Werke gehen, und als ihm auf einmal ein Weg einfiel, der seine Absichten zu begünstigen versprach, war er wieder ganz vergütigt geworden und schlug sich die Präsidentin und deren Tochter einstweilen ganz aus dem Sinne.

Der Abend kam, und Herr von der Hagen war, wie er meinte, zur richtigen Zeit auf dem Posten, den er sich am Morgen ausgesucht hatte, nämlich vor dem Hause, in das er Anna gehen gesehen. Die meisten solcher Geschäfte werden im Sommer um sieben Uhr oder doch mit dem Eintritte der Dunkelheit geschlossen; er hätte gewünscht, daß die letztere sich an diesem Abende möglichst früh niedersenke.

Seine Berechnung schien ihn indessen doch etwas getäuscht zu haben, und seine Geduld wurde auf eine noch härtere Probe gestellt, wie am Morgen vor dem Bornemann'schen Hause. Aus dem, welches er jetzt ebenso scharf beobachtete, kamen zwar verschiedene Arbeiter und Arbeiterinnen, die ihren Heimweg antraten, aber Anna ließ lange auf sich warten.

Hagen blieb dennoch entschlossen, auszuharren, obgleich er diese Art von Abenteuern doch schon zu verwünschen begann; er tröstete sich nur damit, daß es immer dunkler wurde, was sein Vorhaben jedenfalls begünstigte.

Das arme Mädchen mußte sich den geringen Tagelohn schwer verdienen; das Geschäft, in dem sie arbeitete, wurde erst gegen neun Uhr geschlossen. Im Besitze des kleinen Verdienstes, der zu Hause wieder großer Noth abhelfen sollte, trat sie endlich auf die Straße und beeilte sich, den Heimweg zu machen.

Wie schon früher gesagt, war dies eine entlegene, besonders so spät wenig belebte Stadtgegend; selbst Herrn von der Hagen war es in der leeren, ziemlich finstern Straße schon etwas unheimlich geworden, um so weniger brauchte er aber eine Störung seines Vorhabens zu befürchten.

Rasch hinter dem jungen Mädchen hergehend und es ein-

holend, stellte er sich, als ob er sie plötzlich erkenne und von dieser Begegnung auf das Höchste, aber auch auf das Freudigste überrascht sei; dabei schien er gar nicht ihr heftiges Erschrecken und die bange Schüchternheit, mit der sie seinen Gruß erwiderte, zu bemerken.

Anna glaubte in der That, nur ein Zufall habe diese Begegnung herbeigeführt; sie war nicht so eitel und unbescheiden, sich einzubilden, daß der vornehme Herr sich die Mühe gegeben haben könne, ihre Wege förmlich auszuspioniren. Es war in kurzer Zeit der zweite Zufall, der seinen Weg wieder den ihrigen kreuzen ließ, und diese Erregung erhöhte noch ihre Bewegung, kam es ihr doch wirklich vor, als liege darin eine jener Schicksalsfügungen, denen wir einmal nicht entgehen sollen.

Der Legationssecretair hatte einen guten Anknüpfungspunkt für die Unterhaltung, die ihm fast allein zu führen oblag, denn Anna wagte ihm kaum eine Antwort zu geben; in der sanftesten und zurückhaltendsten Weise fragte er sie, warum sie ihn immer wieder geflohen habe, da er den redlichsten und uneigennützigsten Wunsch hege, ihr und den Ihrigen nützlich zu werden; er befolgte eine schon oft angewandte und bewährte Taktik, sich nicht einen Vorwurf machen zu lassen, sondern selbst die Rolle des Verletzten zu spielen; er sprach überdies mit einer Innigkeit und scheinbaren Aufrichtigkeit, die Jedem bestochen haben würde, besonders aber das junge Mädchen, das ehemals eine warme Zuneigung für ihn gefaßt und sich von derselben wohl auch noch nicht gänzlich losmachen gekonnt hatte. Sein einschmeichelnder Ton drang ihr zum Herzen und gebot der warnenden Stimme Schweigen, die eine alte Erinnerung wieder hervorrufen wollte; kurz, Anna begann sich wieder, wie früher, von der Versuchung bethören zu lassen, die in so wenig gefahrdrohender Form auftrat.

Herr von der Hagen, der jetzt die Zeit des Heimweges ziemlich genau berechnen konnte, ging bald auf die Hauptsache über; er sagte, die Präsidentin habe ihm Mancherlei über die Verhältnisse Anna's und ihrer Familie mitgetheilt — es mußte ihr wieder nicht wenig schmeicheln und sie auch über seine Absichten beruhigen, daß er ihr ethalben mit der Dame gesprochen habe, — und er sogleich den Voratz gefaßt, Etwas zur Verbesserung dieser Verhältnisse zu thun, wozu ihm hinreichende Gelegenheit gegeben



fei. Durch ihre abermalige Flucht sei indessen die Befürchtung in ihm erweckt worden, sie könne ihn für zubringlich halten; er kenne jetzt ihre Wohnung, aber nur aus diesem Grunde habe er dieselbe nicht zu betreten gewagt; auch die Präsidentin sei dadurch erzürnt worden und er habe deren Vermittelung nun nicht mehr in Anspruch nehmen können. Herr von der Hagen sprach dieses Mal wahrhaft natürlich; er brachte keine jener süßen Phrasen wie früher vor, nur das Wohl des Mädchens schien ihm am Herzen zu liegen, und die praktische Richtung, die er seinen Worten gab, mußte Anna's Vertrauen wiederherstellen. Die Noth war groß, und es wäre ein Unrecht gegen die Ihrigen gewesen, einen Vorschlag, welcher derselben abhelfen konnte, ohne daß es sich um Annahme von Almosen oder berechneten Geschenken handelte, zurückzuweisen.

Dieser Vorschlag bestand nun darin, daß sie ihre jetzige wenig lohnende Arbeit wieder aufgeben und eine feste, gutbezahlte Stellung als Gehülfin und Verkäuferin in einem ansehnlichen Weißwaarengeschäfte annehmen sollte, die Herr von der Hagen ihr durch seine discrete Empfehlung verschaffen wollte; er versicherte, er habe mit dem Besitzer dieses Geschäftes, aus dem er selbst schon seit langen Jahren seine Bedürfnisse beziehe, bereits deshalb gesprochen, und wenn sie sich dort nur melden wolle, werde sie ohne Weiteres eintreten können.

Das hatte allerdings seine Richtigkeit, wie man sogleich hören wird. Mußte Anna's Herz nicht in freudiger Dankbarkeit schlagen, als sich ihr eine soweit über ihre bisherigen ärmlichen Verhältnisse gehende, in ihren Augen glänzende Aussicht eröffnete? — Daß der Legationssecretair ihr eine lohnendere Arbeit verschaffte, war doch gewiß nichts Böses, und ein eigennütziger Hintergedanke ließ sich dabei schwer entdecken. Sie überredete sich in ihrem Dankgeföhle, daß sie ihm doch wohl Unrecht gethan habe, — er hatte sich damals allerdings einen unpassenden Scherz erlaubt, aber jetzt lenkte er ja offenbar in eine andere Bahn ein; sie schmeichelte sich, er habe sie achten gelernt und schätze sie nun um so höher, und neben der Freude über den in Aussicht stehenden so großen Vortheil, der den Ihrigen zu Gute kommen sollte, erweckte es auch eine Empfindung der angenehmsten

Gemüthung in ihr, daß gerade er ihr dieses Anerbieten gemacht hatte.

Es wäre eine grobe Undankbarkeit gewesen, Nein zu sagen, eine offenbare Thorheit in ihrem eigenen Interesse; sie versprach, daß sie seinem Rathe folgen und in den nächsten Tagen die ihr bezeichnete Adresse aufsuchen wolle.

„Keinen Dank, liebes Kind!“ meinte Herr von der Hagen etwas pathetisch, als sie einen solchen aussprechen wollte. „Früher oder später werde ich Sie einmal in jenem Geschäfte, das ich zuweilen persönlich besuche, um meine Einkäufe zu machen, sehen und sprechen, und wenn Sie dann zufrieden sind, soll es mich herzlich freuen. Hier haben Sie meine Karte, durch die Sie sich legitimiren können, und nun Gott befohlen! Hier trennt sich leider mein Weg schon von dem Ihrigen.“

Obgleich er ihr die Hand gereicht hatte, war Anna durch diesen kurzen Abschied doch eigentlich frappirt; sie war es früher eben anders gewöhnt gewesen; aber Herr von der Hagen war auch ein Anderer wie früher! — Unwillkürlich mußte sie leise seufzen und erschrak selbst darüber. Was konnte sie noch bekümmern, da sie doch eine so gute Nachricht nach Hause bringen sollte? — —

Der Legationssecretair rieb sich lächelnd die Hände und summte ein lustiges Liedchen vor sich hin, — wir glauben, es war eine Arie aus dem Don Juan — sobald er Anna verlassen hatte.

Bis dahin hatte er für die Erfüllung des ihr gegebenen Versprechens noch Nichts gethan, war aber sicher, dasselbe halten zu können.

Der Besitzer jenes Geschäfts, aus dem er in der That schon reichliche Bedürfnisse bezogen hatte, war ein guter Bekannter von ihm und ihre Verpflichtungen gegenseitig, das heißt: er schuldete ihm noch eine ganz hübsche Summe. Da es Grundsatz bei ihm war, sich mit seinen Gläubigern immer auf das Beste zu stellen, drückte er wohl ein Auge über den Standesunterschied zu und ließ sich, in gewissen Grenzen, zu einem anscheinend freundschaftlichen Verkehre herab, der ihm obenein noch sehr hoch aufgenommen wurde.

So war es auch hier; der kleine, dicke Kaufmann strahlte

jedesmal vor Wonne, wenn Herr von der Hagen in seinen Laden trat oder ihm, bei zufälliger Begegnung, die Ehre erzeigte, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken.

Diese Gelegenheit suchte der Legationssecretair nun am folgenden Tage, und da bedurfte es denn nur einiger Worte, um seiner Empfehlung für das junge Mädchen die beste Geltung zu verschaffen.

„Ich verstehe vollkommen, Herr Baron!“ meinte der kleine Mann, lustig und vergnügt mit den kleinen verschwommenen Augen in dem weinrothen Gesichte blinzeln. „Auf Ehre, Sie sind doch ein wahrer Don Juan!“

Der Legationssecretair lachte in einer Weise, welche diese Vermuthung nur bestätigen konnte.

#### Achtzehntes Kapitel.

### Das Kriegstheater.

Die blutige Schlacht des 18. August hatte die Einschließung der französischen Armee, die unter Befehl des Marschalls Bazaine stand, in und vor der Festung Metz vollendet.

Wie wir schon angaben, setzte sich diese Armee aus dem 2., 3. und 4. französischen Corps (Frossard, Bazaine und d'Almirault) und der kaiserlichen Garde (General Bourbaki) zusammen und ihre Absicht war, wie durch eine auf dem Schlachtfelde gefundene Ordre des befehligen Marschalls bestätigt wurde, gewesen, auf den beiden westlichen Straßen über Conflans und Mars-la-Tour nach Verdun abzumarschiren, und als dies durch die vorhergehenden Gefechte gehindert wurde, die nordwestliche Straße über Briey einzuschlagen.

Die Schlacht vom 18. hatte nicht nur auch den letzteren Plan vereitelt, sondern einen festen Gürtel um die feindlichen

Streitkräfte gelegt, so daß denselben nur die Wahl blieb, unthätig in Metz stehen zu bleiben, sich durchzuschlagen oder sich zu ergeben.

Vorläufig schien Marschall Bazaine das Erstere gewählt zu haben; es sollte eine ziemlich lange Reihe von Tagen vergehen, bis er sich rührte.

Die schon am 19. den Franzosen gesandte Aufforderung zur Uebergabe wurde kurz abgewiesen, sogar auf die Parlamentaire geschossen, welches in diesem Feldzuge französischerseits so häufig vorkommendes, aller völkerrechtlichen und militairischen Sitte widersprechendes Verfahren übrigens nicht den höheren Befehlshabern, sondern nur der Indisciplin der gemeinen Soldaten zuzuschreiben ist.

Den deutschen Truppen blieb also Nichts übrig, als Metz mit einem hinreichend starken Cernirungscorps zu umgeben, während das Gros ihrer Armeen den Marsch auf Paris fortsetzte, wo man der kaiserlichen Regierung den Frieden zu dictiren hoffte.

Durch diese Operationen wurde eine neue Eintheilung der gesammten Streitkräfte nothwendig. Prinz Friedrich Carl erhielt den Oberbefehl über das Einschließungscorps von Metz, das sich aus der bisherigen ersten Armee des Generals von Steinmetz (dem 1., 7. und 8. preussischen Corps) und der nun verminderten zweiten Armee (2., 3., 9. und 10. preussisches Corps), dazu der Landwehrdivision von Kummer zusammensetzte. Die dritte Armee unter Befehl des Kronprinzen von Preußen wurde durch das 5., 6., 11. preussische Corps und die Baiern gebildet und hatte die Bestimmung, über Troyes auf Paris zu marschiren. Weiter nördlich sollte dasselbe Ziel die neugebildete und unter Befehl des Kronprinzen von Sachsen gestellte vierte Armee verfolgen, bestehend aus dem preussischen 4. und Garde-Corps, sowie der königlich sächsischen Armee (dem 12. Corps.)

Wir erinnern, der Uebersicht halber, unsere Leser daran, daß sich außerdem vor Straßburg das aus Württembergern, Badenfern und Preußen zusammengesetzte Corps des Generals von Werder befand; ferner wurden um diese Zeit schon drei Reservecorps gebildet, das erste unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin am Rhein, das zweite unter General von Canstein in Berlin, das dritte unter General von Löwenfeld bei Ologau.

Die Franzosen hatten dagegen von ihrer regulären Armee nur noch vier Corps unter dem bereits geschlagenen Marschall Mac Mahon in das offene Feld zu stellen, und man vermuthete, daß dieselben sich, nachdem ihnen die Vereinigung mit Bazaine unmöglich geworden war, aus dem großen Lager von Chalons, wo sie jetzt concentrirt waren, auf Paris zurückziehen würden, um die Hauptstadt zu decken; es hieß aber, daß dort und in Chalons noch fünf neue Corps, hauptsächlich aus Mobilgarden, gebildet werden sollten; es wurden noch mehr Regimenter aus Afrika herangezogen, die Besatzung, welche bisher zum Schutze des Papstes in Rom gestanden hatte, mußte schleunigt nach Frankreich zurückkehren, alle entbehrlichen Truppen der Marine, besonders die sehr gut eingeschulte Artillerie, sollten im Felde verwandt werden, mithin ließen sich vor Paris immer noch ansehnliche Kräfte sammeln.

Die deutschen Armeen, welche nicht vor Metz stehen bleiben mußten, traten ohne Verzug ihren Marsch in den schon angegebenen Richtungen an.

Der dritten Armee war es versagt gewesen, an den ruhmvollen Kämpfen bei Metz theilzunehmen, denn sie war zur Verfolgung der Mac Mahon'schen Armee im Marsche geblieben und sollte Chalons so schnell als möglich zu erreichen suchen, um dem Feinde dort nicht Zeit zu seinen neuen Formationen zu lassen. Schon am 16. August überschritt die Cavallerie der Avantgarde die Maas, und am folgenden Tage auch ein großer Theil der Infanterie, der Rest der Armee im Laufe des 19. und 20., ohne Widerstand zu finden. Eine bairische Brigade blieb zur Beobachtung der Festung Toul zurück.

Von Luneville und Nancy aus hatte die kronprinzliche Armee die Route über Commercy, Ligny, Saint-Dizier bis Vitry verfolgt und bereitete sich zum Angriff auf Chalons, der gemeinsam mit der vierten Armee erfolgen sollte, vor, als die Nachricht eintraf, daß das dortige Lager von den Franzosen bereits verlassen worden sei; dies erfuhr man am 25. August und gleichzeitig durch die in ihren Recognoscirungen sehr aufmerksame Cavallerie, daß der Feind nicht auf Paris, sondern nördlich gegen Rheims abgezogen sei, was einen kühnen Versuch Mac Mahon's, sich wieder mit Bazaine zu vereinigen, andeutete.

Die neugebildete vierte Armee, zu welcher auch noch die 5. und 6. preussische Cavalleriedivisionen kamen, war indessen in fast gerader Linie ebenfalls auf Chalons vorgegangen und hatte die Meuse bei Verdun überschritten; man versuchte, diese befestigte Stadt durch einen überraschenden Angriff zu nehmen, wozu das 12. (sächsishe Corps) verwandt wurde, gelangte auch in eine Vorstadt und konnte die Beschießung eröffnen, doch verweigerte der Kommandant entschieden die Uebergabe, worauf nur eine Brigade zur Beobachtung zurückgelassen wurde.

Am 25. war die vierte oder officiell genannte Maasarmee bis in die Nähe von Clermont in den Argonnen gekommen, als ihr am folgenden Tage die Ordre zuging, sich schleunigt nach Norden zu wenden, da die Absicht des Feindes, ebendahin zu gehen, sich nun erwiesen hatte.

So hatte Marschall Mac Mahon also wirklich das sehr zweifelhafte Wagemuth unternommen, die vorrückenden deutschen Armeen zu täuschen, in ihrer rechten Flanke zu umgehen und sich längs der belgischen Grenze auf Metz zu ziehen, um seine Vereinigung mit Bazaine, den er von diesem Manöver zu unterrichten gemußt hatte, zu bewerkstelligen. Die Wachsamkeit der deutschen Reiter vereitelte dieses Unternehmen und sofort — in den bezüglichen Hauptquartieren traf die Ordre dazu in der Nacht vom 25. zum 26. ein, — wurde die Marschrichtung der beiden Armeen verändert.

Diese Frontveränderung schnell und in guter, kampfbereiter Ordnung durchzuführen, war um so schwieriger, als die lange Linie von acht Armeecorps, welche jetzt eine Rechtschwenkung gegen Norden ausführte, mit großen Terrainhindernissen zu kämpfen hatte.

„Hierüber,“ sagt der officielle preussische Bericht, — „mußte gleichzeitig in's Auge gefaßt werden, daß, wenn der Marschall Mac Mahon wirklich die von ihm eingeleitete Bewegung gegen Metz fortsetzen sollte, ihm sowohl der Weg dorthin zu verlegen, als auch der Rückzug nach Paris abzuschneiden sei; alsdann blieb dem französischen Obercommandirenden nichts Anderes übrig, als die Schlacht unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen anzunehmen oder seine Armee auf belgisches Gebiet zu führen. Da das Corps Vinoy noch nicht zur Stelle war,

so zählten die verfügbaren französischen Streitkräfte etwas über 120,000 Mann, die Ueberlegenheit der preussischen Armee war daher eine sehr bedeutende, und kam Alles nur darauf an, sie aus bedeutender Entfernung rechtzeitig heranzuführen. Die französische Armee unternahm es in der That, den Flankenmarsch durchzuführen. Am 29. standen ihre Corps auf den beiden von Le Chene nach Stenay führenden Straßen, auf jeder zwei derselben, hinter einander echellonirt. An demselben Tage dehnten sich aber auch die deutschen Truppen von westlich Grand-Pré bis Stenay bereits aus; die Avantgarden befanden sich dem Feinde gegenüber; die des sächsischen Corps hielt durch das Gefecht bei Nouart den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Theil desselben vom Weitermarsche ab. Letzterer war zur Unmöglichkeit geworden. Die französische Armee mußte sich schlagen, und zwar unter Verhältnissen, in denen eine unglückliche Schlacht ihr nur noch den Rückzug über die belgische Gränze gestattete. Sie hatte nur noch die Wahl, ob sie die Schlacht bereits auf dem linken Maasufer wagen oder ob sie dieselbe auf dem rechten Ufer, gestützt auf die Festung Sedan, annehmen wollte. Sie wählte das Letztere und begann am 30. August ihren Abmarsch auf das rechte Maasufer."

Soweit einstweilen der officielle Bericht, welcher die Einleitung zu dem zweiten entscheidenden Ereignisse in diesem Kriege gegeben hat.

Die Aufgabe des Lagers von Chalons, das seit dem Jahre 1856 durch Napoleon III., welcher auch die vorüberführenden alten Römerstraßen hatte wiederherstellen lassen, als ein bedeutender Waffenplatz, welcher Raum für drei Divisionen und bedeutende Magazine und Kriegsvorräthe bot, errichtet worden war, mußte auf die französische Armee, wie das ganze Land einen tief niederschlagenden Eindruck gemacht haben. Was war nicht seit Jahren schon über diesen großartigen festen Waffenplatz gesprochen und geschrieben worden, den die Eitelkeit und Großthuererei der Franzosen als ein wahres militairisches Wunder hingestellt hatte! Hier waren unter den ersten Marschällen und Generalen die großen Manoeuvres und Waffenübungen ausgeführt worden, welche der ganzen französischen Armee als Muster und Schule dienen sollten und denen auch zahlreiche militairische

Autoritäten des Auslandes beizuwohnen pflegten; es war der Stolz und Ruhm der unbefleglichen Armee gewesen, eine Vorbereitung, wenn wir nicht gerade eine Drohung sagen wollen, für alle Eventualitäten, die auf Deutschland Bezug haben konnten, die bedeutendste Schutzmauer vor Paris, obgleich das stolze und übermüthige Frankreich gewiß nicht die Möglichkeit eingeräumt hätte, daß es bis zu einem Angriffe auf dieselbe kommen könne.

Und nun war dieser große Waffenplaz ohne Kampf aufgegeben worden! Man sagt, die französischen Soldaten hätten ihn, bei aller ihrer Eile, wuthschäumend verlassen und in dieser Stimmung die wildesten Verwüstungen angerichtet; als die ersten deutschen Truppen dort eintrafen, lag wirklich schon die ganze Herrlichkeit in Trümmern.

Das Lager befand sich zwischen den Römerstraßen, die von Signy am Ormain und von Metz nach Rheims führen, nördlich der die beiden letzteren Städte verbindenden Eisenbahn, zwischen den Ortschaften Mourmelon und Suippes; in der westlichen Umfassung liegt auch ein kleines kaiserliches Schloß, der Pavillon Impérial genannt.

Umgestürzt, zerrissen — so beschreibt ein Augenzeuge wörtlich — liegen die Zelte am Boden, die Leinwand von den Einwohnern der beiden Mourmelon's theils schon weggeschleppt, theils im Roth umhergeschleift, nur an den ebenfalls umgestürzten Zeltstangen, den zerrissenen Stücken, den im Boden ausgegrabenen Rundungen kann man noch erkennen, daß hier Zeltreihen gestanden haben. Jetzt stehen nur noch die Siebel niedergebrannter Magazine, dort liegen umgestürzte Bretterschuppen, Schilderhäuser, Gewehrstände. — Das sonst so lebendige Treiben in den stadtähnlichen Dörfern Grand- und Petit-Mourmelon hat aufgehört; das Theater, die ganze Reihe von Cafés, Estaminets stehen leer. — Am übelsten sieht es freilich in der kleinen Colonie des Pavillon Impérial aus. Als unsere Truppen im Lager eintrafen, fanden sie eine Bande französischer Marodeurs beschäftigt, Alles im Inneren der verschiedenen Pavillons zu demoliren, die Spiegel zu zerschlagen, die Meubles zu zertrümmern, die Vorhänge abzureißen und wegzuschleppen, kurz eine allgemeine Devastation der schlimmsten Art. Nichts, absolut Nichts



in den sämtlichen Gebäuden, dem Casino, den kleinen Pavillons für das Gefolge ist verschont geblieben, der Ruin vollständig. Nur die Schanzkörbe, Faszinenbündel, Rollkörbe u. s. w. der Sappeurs waren noch in Ordnung, werden aber ebenfalls bald genug von den Einwohnern als Brennmaterial benutzt worden sein.

Am 23. waren die Mac Mahon'schen Corps von hier aufgebrochen, und am 25. langten die Spigen der von dem Prinzen von Preußen Albrecht (Vater) befehligten vierten Cavallerie-Division daselbst an, fanden keinen französischen Soldaten mehr vor, wohl aber noch eine Anzahl von Geschützen, die in der Verwirrung und Eile des Abmarsches stehen geblieben zu sein schienen; nachher machte man auch noch in den nächsten Ortschaften mehrere Versprengte zu Gefangenen.

Die etwas über tausend Mann starke Besatzung der einige Meilen südlich von der Stadt Chalons gelegenen kleinen Festung Vitry zog am 25. August, da sie sich zu schwach für die Vertheidigung des Ortes hielt und sich mit der Mac Mahon'schen Armee noch zu vereinigen gedachte, von dort ohne Kampf ab und wurde, nachdem sie ihre Hoffnung fehlgeschlagen gesehen hatte, von den Preußen gefangen genommen.

Die Stadt Chalons war, ohne Widerstand zu leisten, schon am 24. besetzt worden.

Ein nicht zu vermeidender Uebelstand war, daß die dritte Armee die Festung Doull, welche besonders dadurch wichtig ist, daß sie die große Eisenbahn zwischen Straßburg und Paris beherrscht, nicht sogleich einzunehmen vermocht hatte und sich darauf beschränken mußte, sie cernirt zu halten, bis schwereres Belagerungsgeschütz angelangt sein würde.

Die bairische Brigade Thiereck mit zwei Batterien und zwei Schwadronen, das preußische 38. Infanterieregiment und die Corpsartillerie des sechsten Armeecorps, unter Oberbefehl des preußischen Generallieutenants von Gordon, wurden zu diesem Behufe von der dritten Armee detachirt.

Der Kronprinz hatte ausdrücklich angeordnet, daß die Stadt soviel wie möglich geschont werden solle, besonders die berühmte, noch aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende gothische Kathedrale, und überhaupt war man geneigt, der Besatzung, die

hauptsächlich aus Mobilgarden bestand, die mildesten und ehrenvollsten Capitulationsbedingungen zu stellen.

Der officiële Bericht sagt: Das Terrain gestattete unserer Artillerie, für ihre Geschütze die vortheilhaftesten Stellungen zu wählen; die preußischen Batterien standen, gut gedeckt, an den Bergabhängen bei Domartin; die Geschütze der bairischen Batterien standen theils auf dem hohen Mont-Saint-Michel, der ungefähr das Centrum der Front einnimmt, theils weiter westlich nach dem Dorfe La Justice. Letzteres lehnt sich so dicht an die Festungswerke, daß es fast als eine Vorstadt von Toul betrachtet werden kann.

Die Auffahrt der Batterien, die stellenweise größere Schwierigkeiten darbot, wurde durch keinen Widerstandsversuch des Feindes gestört. Ohne einen Ausfall zu wagen, ließ die Besatzung Toul's die Baiern ungehindert ihre Feldstücke auf den circa tausend Fuß hohen Berg Saint-Michel transportiren, ein Manoeuver, welches die bairische Artillerie mit größter Sicherheit ausführte. Die Entfernung, von der aus die Geschütze gegen die Mauern zu spielen hatten, belief sich bei den preußischen Batterien auf ca. 2500 Schritte, bei den bairischen war die Differenz eine ungefähr gleiche, aber etwas geringere.

Bevor die Beschießung begann, wurde dem Kommandanten durch einen Parlamentair für die Besatzung freier Abzug mit allen militairischen Ehren und Wahl ihres Aufenthalts an jedem beliebigen Orte im Rücken der deutschen Armeen angeboten, indessen hatte dies keinen Erfolg. Der Commandant, Cavallerieoberst Hugues, berief einen Kriegsrath, an welchen der Parlamentairsoffizier, nach der in der französischen Armee herrschenden Sitte, gemiesen wurde, und der Beschluß lautete, die Stadt zu vertheidigen.

Darauf — wird weiter berichtet —, — wurde um  $\frac{3}{4}$  9 Uhr Morgens die Kanonade begonnen und das feindliche Feuer, für das übrigens an diesem Tage nur vier Geschütze in Thätigkeit gesetzt waren, bald zum Schweigen gebracht. — Es zeigte sich, daß die Franzosen zu einer planmäßigen Vertheidigung der Stadt fast Alles verabsäumt hatten. Offenbar aus Mangel an Zeit für die taktischen Einrichtungen, hatte man die Glacis und die Promenaden in dem gewöhnlichen Zustande belassen; es war

selbst nicht daran gedacht worden, die Bäume zu rasiren. Hinderte dies den Feind an jedem Ausfalle, so bot es doch auch dem Belagerer die Schwierigkeit dar, daß ihm der Blick in die Innenwerke der Festung nicht offen stand. Die deutsche Artillerie beschränkte sich vorläufig auf eine Beschießung der Wälle. Ohne selbst irgend einen Verlust zu erleiden, setzte sie zunächst bis elf Uhr das Bombardement fort. Da bis zu dieser Stunde Nichts von einer weißen Fahne sichtbar wurde, so wurde die Richtung der Geschütze dahin geändert, daß der Kugelregen die Stadt selber, mit Ausschluß jedoch des Doms und seiner Nachbarschaft, besprich. Die ersten Würfe hatten die Kasernen auszuhalten, von denen eine alsbald in Brand gerieth. Gegen ein Uhr änderte das Feuer noch an einer zweiten Stelle, indem ein Fouragemagazin in Flammen aufging. Man hielt diesen Augenblick für geeignet, um dem Commandanten noch einmal die ursprünglichen Anträge auf friedliche Uebergabe der Stadt zu unterbreiten.

Auch dieser Versuch lief wie der erste ab; der Kriegsrath berieth an zwei Stunden lang und gab dann einen abschläglichen Bescheid, worauf noch eine Stunde geseuert wurde. Damit schloß die erste Beschießung, die Preußen marschirten am folgenden Tage weiter, und die Baiern blieben allein behufs der Cernirung zurück; es mußte nun eine ordentliche Belagerung beginnen und zwar mit möglichster Energie und Schnelligkeit, weil der Besitz dieses Platzes für die Eisenbahnverbindung von der allergrößten Wichtigkeit war.

Da wir schwerlich Gelegenheit haben werden, unsere Leser wieder vor Toul zurückzuführen, wollen wir, der Zeitfolge etwas vorgreifend, gleich diese in der Kriegsführung so wichtige Episode bis zu ihrem Schlusse verfolgen.

Toul, tief in der Ebene in sehr fruchtbarer Gegend gelegen, eine Stadt von mehr als sechstausend Einwohnern, wurde zu den Festungen zweiten Ranges gezählt und ist von neun regulären Bastionen mit davorliegenden Ravelins umschlossen; im Südwesten und Nordosten erstrecken sich außerhalb der Festungswerke noch zwei Vorstädte, Saint-Evre und Saint-Monsay; wie sich nachher ergab, bestand die Besatzung aus 2300 Mann, meist Mobilgarden, dabei 109 Offiziere, und 140 Kürassieren. Der schon vorgenannte Commandant, Oberst Hugues, war noch ein junger

Mann, der, nach ausdrücklicher Wahl des Kaisers sein Kommando erst einige Wochen zuvor erhalten hatte; er zeigte sich sehr energisch, und man schreibt ihm die Aeußerung zu, er werde die Festung nicht eher übergeben, bis ihm das Hemde auf dem Leibe brenne.

Das ungünstige, regenerische Wetter verzögerte die Herbeischaffung schweren Geschützes und die Vorbereitungen für dessen Aufstellung, und als nun glatte französische Belagerungskanonen, die man aus den kleinen Festungen entnommen hatte, angelangt waren und das Bombardement damit am 10. September begonnen werden konnte, erwies es sich, daß diese Geschütze keine rechte Wirkung erzielten. In der Festung, welche das Feuer kräftig mit Granaten erwiderte, brannte es zwar häufig, Besatzung und Bürgerschaft löschten indessen die Flammen wieder und ließen sich nicht entmuthigen; die Belagerer verfuhrten überhaupt noch glimpflich.

Um der den deutschen Armeen so hinderlichen Unterbrechung der Eisenbahn abzuhelpfen, war bereits von Frouard aus der Bau einer Hülfsbahn begonnen worden, welche die Festung umgehen sollte; die Vollendung dieses Werkes war indessen so schnell noch nicht zu erwarten, und die Wichtigkeit dieses Plazes machte sich immer fühlbarer, so daß man noch bedeutendere Kräfte dagegen aufzuwenden beschloß.

Von Köln langten schwere Vierundzwanzigspfünder an, und ein Theil des neugebildeten dreizehnten Armeecorps oder ersten Reservecorps, dabei die mecklenburgische Brigade, unter eigener Führung des Großherzogs, der nun den Oberbefehl übernahm, rückte vor die Festung. Es waren nur vierzig Geschütze, dabei achtzehn preussische, welche jetzt die Stadt beschossen, zuerst in ziemlich langen Pausen. Erst am 23. September, nachdem der Gouverneur von Lothringen, General von Bonin, von Nancy eingetroffen war und als schon Alles darauf vorbereitet worden, daß in der folgenden Nacht die erste Parallele abgesteckt werden sollte, begann eine heftigere Kanonade, die während acht Stunden unausgesetzt fortgeführt wurde und die Stadt übel mitnahm; da wurde auf der Kathedrale, wie es mit dem Kommandanten, falls er zu unterhandeln wünsche, verabredet worden war, um vier Uhr Nachmittags eine weiße Flagge ausgesteckt, und als Parlamentair erschien ein französischer Stabsoffizier zu Pferde,

der dem Großherzoge zugeführt wurde. Der Chef des Generalstabes vom dreizehnten Corps, Oberst von Krenski, wurde, um die Capitulation einzuleiten, nach der Festung gesandt, auf deren Glacis dann auch bald der Abschluß erfolgte. Dieser Capitulation zufolge gaben die meisten Offiziere ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wieder gegen Deutschland zu dienen, und wurden dann freigelassen; diejenigen, welche diese Verpflichtung nicht eingehen wollten, sollten nach Deutschland geführt werden, ebenso wie Unteroffiziere und Soldaten.

Die tapfere Besatzung hatte sich erst ergeben, als ihr die Artillerie-Munition mangelte; sie wurde sogleich auf dem Glacis entwaffnet; die am 25. feierlich einrückenden Sieger fanden übrigens 120 Geschütze, 3000 Gewehre und noch andere reiche Kriegsbeute vor und verständigten sich sehr gut mit den Einwohnern, die der sechswöchentlichen Einschließung und Beschießung herzlich überdrüssig geworden waren; das Bombardement des letzten Tages hatte sie sehr in Schrecken gesetzt. Von Seiten der neuen Commandantur wurden alle ungerufenen Requisitionen und Belästigungen der Bürger überhaupt durch die Truppen auf das Strengste verboten, und die letzteren bezahlten alle ihre außergewöhnlichen Bedürfnisse baar.

Natürlich hatte die Stadt und auch ihre nächste, mit Landhäusern und schönen Gärten besetzte Umgebung manche traurige Spuren der Beschießung aufzuweisen; besonders die den Wällen zunächstgelegenen Straßen, mehrere Regierungsgebäude und Magazine waren zerstört und ausgebrannt, das Hotel de Ville oder Rathhaus, ein schöner schloßartiger Bau aus dem siebzehnten Jahrhundert, hatte auch stark gelitten. Die prächtige Kathedrale, absichtlich geschont bis zum letzten Tage, war nur geringfügig an den Thürmen und deren Gallerieen verlegt worden, mehr die zweite alterthümliche, berühmte Kirche Saint-Gengoult. So bedauerungswürdig alle diese Beschädigungen und die Opfer an Menschenleben, welche die Belagerung gekostet hatte, auch sein mochten, verschwanden sie doch augenblicklich im Vergleiche zu dem großen Vortheile, welchen die deutsche Kriegführung mit der Einnahme dieser Festung gewonnen hatte, indem den nun schon weit vorgerückten Truppen jetzt alle ihre Bedürfnisse, die sonst

tagelange Umwege machen mußten, direkt zugeführt werden konnten. —

Während die Cernirung und theilweise Beschießung der kleineren Festungen Bitsch, Lützelburg und Pfalzburg um diese Zeit noch immer keinen Erfolg gehabt hatte, weshalb wir erst später wieder darauf zurückkommen werden, begann die Belagerung von Straßburg Dimensionen anzunehmen, welche ihr eine hervorragende Bedeutung auf dem Kriegsschauplatze gaben und die allgemeine Theilnahme um so mehr dahin lenkten, weil sich hier, weit im Rücken der vordringenden deutschen Armeen, auf dem ehemaligen deutschen Boden, den das deutsche Volk, trotz des an ihm verübten Raubes, nie gänzlich aufgegeben hatte und bei dem noch immer seine wärmsten Sympathien waren, die französische Macht mit einer Kraft und einem Glücke halten zu wollen schien, die sie fast überall anderwärts schon eingeüßt hatte.

Den kleinen, bereits erwähnten Vorpostenplänkeleien auf dem Glacis am 13. und 14. August folgte am 16. ein Ausfall eines Theiles der Besatzung mit Geschützen, in südlicher Richtung gegen Saint-Oswald, der aber ohne große Mühe zurückgeschlagen wurde, wobei die Franzosen mehrere Gefangene und drei Kanonen verloren. Solche Scharmützel wiederholten sich auch in den nächsten Tagen ohne besondere Bedeutung, und von der Festung aus wurde eine große Fabrik vor dem Spitalthore und die Schiltigheimer Bierbrauerei zusammengeschoffen, um die Angreifer hierdurch keine Deckungen gewinnen zu lassen.

Am 16. August hatten sich die deutschen Vorposten in den Besitz von Schiltigheim und Königshofen gesetzt, und um die Aufmerksamkeit der Besatzung davon abzulenken, wurden Granaten von den in der Nähe von Kehl angelegten Batterien in die Stadt geworfen, die auch mehrmals zündeten. General Urich erwiderte dies, indem er hervorhob, daß er damit nur eine Repressalie ausübe, dadurch, daß er am 19. die offene Stadt Kehl beschießen ließ, was übrigens nur verhältnißmäßig geringen Schaden anrichtete; es brannten acht Häuser.

In Folge dessen schrieb General von Werder an ihn:

„Ew. Hochwohlgeboren haben gegen all' und jedes Völkerrecht die unbefestigte und offene Stadt Kehl ohne vorhergegangene Benachrichtigung in Brand geschossen. Eine solche Krieg-

führung, die unter civilisirten Nationen unerhört ist, muß mich veranlassen, Sie für die Folgen dieses Actes persönlich verantwortlich zu machen. Außerdem lasse ich den verursachten Schaden abschätzen und durch Contributionen im Elsaß Ersatz suchen. Bei dieser Gelegenheit ersuche ich Sw. Hochwohlgeboren, das nördlich der Citabelle gelegene Militairhospital zu räumen, da dasselbe in den diesseitigen Schußlinien liegt und nicht genügend gesehen werden kann. Wenn dasselbe in der Gegend des Civilhospitals eingerichtet und mit großer Fahne bezeichnet wird, so hoffe ich demselben keinen Schaden zuzufügen."

Auf den vorstehenden Brief antwortete General Ubrich sehr höflich, es thue ihm leid, einen Vorwand zu Beschwerden gegeben zu haben, er müsse Kehl aber als Festung ansehen, da dort Batterien angelegt seien. Dies war nicht zutreffend, denn besagte Batterien befanden sich weit seitwärts der Stadt. In der That wurde ein besonderer Civilcommissarius damit beauftragt, den in Kehl angerichteten Schaden abzuschätzen und eine Entschädigung von den umliegenden Ortschaften des Elsaß, die sich im Besitze der deutschen Truppen befanden, einzuziehen.

Die Beschießung wurde nun auch von deutscher Seite lebhafter geführt, und mehrere Male konnte man bemerken, daß es in der Stadt brannte; dazwischen setzten sich die kleinen Ausfälle der Belagerten, auch zur Nachtzeit, fort, um die deutschen Vorposten wieder zurückzuwerfen. Am 22. August stellte General Ubrich durch einen Parlamentair das Ansuchen, man solle die Frauen und Kinder aus der Stadt abziehen lassen; indessen mußte dies abgeschlagen werden, sowohl weil man diese Leute nicht unterzubringen gewußt hätte, als weil man, in der Voraussetzung, Festung und Stadt seien nicht zureichend verproviantirt, der Besatzung in dieser Weise nicht zu Hülfe kommen durfte; dagegen machte General von Werder den Vorschlag, der Commandant möge unter sicherem Geleite herauskommen und sich von der Nutzlosigkeit eines Widerstandes überzeugen; man verziehe sich nur mit tiefstem Schmerze dazu, die Stadt in Brand zu stecken und ihre unglücklichen Einwohner zu beschädigen. Der französische General erwiderte darauf, wenn er dieser Einladung folgte, würde man darin die Möglichkeit der Uebergabe sehen und von einer solchen könne nicht die Rede sein.

In der Nacht vom 23. zum 24. wurde das Bombardement von elf bis fünf Uhr ununterbrochen sehr heftig geführt.

Ein Augenzeuge schildert dieses furchtbare Drama folgendermaßen: „Bliß auf Bliß! Schlag auf Schlag! — es wurde kräftig erwidert. Es zündete in der Citadelle! Die hereinbrechende Nacht zeigte jeden Feuerschein. Die Bomben stiegen auf und fielen nieder. Jetzt zündete es in der Stadt, nördlich vom Münster. Es mußte auf reichlichen Brennstoff gefallen sein, denn sofort loderte es hell auf. Von nun an — wer kann es beschreiben? — da und dort zündete es; wir sahen vier, fünf Brandstätten, zwei verbanden sich und bildeten eine breite, verheerende Gasse. Der Wind zog von Westen her und fachte die Flammen immer höher an; sie züngelten weiter. Mitternacht war vorüber, als wir uns endlich entschlossen, heimzukehren. Wir sahen einander wie im hellen Mondenscheine. Die Felder, die Weinberge waren beleuchtet, die weiße Kirche von Mundolsheim mit ihren weißen Grabsteinen. Plötzlich leuchtete es noch heller auf. Wir kehrten um. Jetzt, da wir die Flammen eine Zeitlang nicht gesehen, erschienen sie uns breiter, gewaltiger, um sich fressend. — Der Himmel, leicht von Wolken überzogen, leuchtete blutig roth. Man muß den Feuerschein weit über den Rhein, weit im Schwarzwalde gesehen haben.“

Am 26. Mittags begann wieder eine energische Kanonade, die sich bis zum folgenden Morgen fortsetzte; aus der Stadt stiegen hohe Feuergarben empor, und nach Tagesanbruch konnte man den gewaltigen Feuerschein noch über zwei Stunden weit sehen. Die Festung antwortete aber auch tapfer; am Abende des 27. brannte wieder der Bahnhof in Kehl, und die Belagerer hatten manche Verluste zu beklagen; das Dorf Bischheim stand auch in Flammen.

Am 28., wo die Schützengraben der Deutschen schon bis auf fünfhundert Schritte vom Glacis vorgeschoben worden waren, versuchten die Belagerten wieder einen Ausfall, der indessen nach einem lebhaften Infanteriegefechte zurückgeschlagen wurde.

Schon in der Nacht vom 26. zum 27. war fünf badensischen Pionieren ein kühnes Wagemuth gelungen, für welches ein bedeutender Preis ausgesetzt worden; sie hatten sich nämlich dicht an die Festung geschlichen und die Schlußen zerstört, welche das



Wasser in den Gräben stauten; hierdurch wurden die letzteren nun trocken gelegt, was die Annäherung sehr erleichterte. Auch badensische Artilleristen versuchten in dieser Nacht, den Franzosen einen Streich zu spielen, indem sie auf einem Floße an das andere Ufer setzten und die Schwimmanstalt in Brand steckten; dies gelang ihnen glücklich, ohne daß Einer verwundet wurde.

Bisher war es nur einzelnen Personen vom Civilstande möglich geworden, die Stadt flüchtig zu verlassen, und sie machten grauenhafte Schilderungen, die meistens wohl auch sehr übertrieben waren, von der Wirkung des Bombardements und den überhaupt herrschenden Verhältnissen; danach mußte man meinen, die Uebergabe werde bald stattfinden müssen, aber der Erfolg sollte beweisen, daß man sich darin doch sehr täuschen ließ.

In diesen Tagen unternahm es der Bischof von Straßburg, bei dem Obercommando der Belagerungsarmee eine Fürbitte für die unglückliche Einwohnerschaft einzulegen, und begab sich deshalb nach dem Dorfe Schiltigheim, wo er mit dem Chef des badensischen Generalsstabes, Oberstlieutenant von Lescinsky, in Vertretung des commandirenden Generals, in Unterhandlung trat. Nach dem Berichte über diese Unterredung hätte der Bischof das Bombardement der Stadt dem Kriegsrechte widersprechend gefunden, welche Ansicht ihm widerlegt wurde; dann bat er, den Abzug der Bevölkerung zu gestatten, welche Forderung abgelehnt werden mußte.

Der nunmehrige Vorschlag des Bischofs für einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand wurde annehmbar gefunden, falls der Commandant von Straßburg in Unterhandlungen zu treten beabsichtige; dies unterblieb aber. Als der Oberstlieutenant den hohen Würdenträger der Kirche zurückgeleitet hatte und nun, mit der weißen Parlamentairflagge in der Hand, wieder umkehrte, wurde von den Wällen ein so heftiges Gewehrfeuer auf ihn eröffnet, daß die Flagge Kugellöcher zeigte. In Folge dessen begann das Bombardement sogleich wieder.

Während die Hauptstadt des Elsaß, das altberühmte Straßburg, dieser schweren Kriegsprüfung ausgesetzt war, trugen sich in dieser Provinz noch andere Ereignisse von untergeordneter Bedeutung zu, die wir aber nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, weil sie zur Charakteristik dieses Krieges beitragen.

Schon um die Mitte des August, als sich ein großer Theil von Elsaß und Lothringen im Besitze der deutschen Truppen befand, hatte König Wilhelm den bisherigen Generalgouverneur im Bezirke des 3. und 4. Armeecorps (Brandenburg und Provinz Sachsen), General von Bonin, zum Generalgouverneur von Lothringen und den bisherigen Commandanten von Berlin, Generallieutenant Grafen von Bismarck-Bohlen, zum Generalgouverneur vom Elsaß ernannt.

Der Letztere erließ unter dem 30. August von Hagenau aus eine Proclamation in deutscher und französischer Sprache, aus welcher wir folgende Stellen hervorheben.

„Bewohner des Elsaß!

„Nachdem die kriegerischen Ereignisse die Occupation eines Theiles von Frankreich durch die hohen verbündeten deutschen Mächte herbeigeführt haben, ist die kaiserlich französische Staatsgewalt in diesem Gebiete außer Wirksamkeit gesetzt und die Autorität der deutschen Mächte an deren Stelle getreten. (Folgt die Ankündigung der Ernennung des Unterzeichneten zum Generalgouverneur im Elsaß.) — Soweit die kriegerischen Operationen es gestatten, wird das Gesetz des Landes in Kraft bleiben, die regelmäßige Ordnung der Dinge wiederhergestellt und die unterbrochene Administration in allen ihren Zweigen wieder aufgenommen werden. Die Religion der Einwohner, die Institutionen und Gebräuche des Landes, die Sicherheit der Person und des Eigenthums werden sich des kräftigsten Schutzes erfreuen, und es soll Alles geschehen, um der Bevölkerung die schweren, aber unvermeidlichen Lasten des Krieges zu erleichtern. Dieses Ziel wird jedoch nur erreicht werden können, wenn die Einwohner in ihrem eigenen Interesse der neuen Regierung mit Vertrauen entgegenkommen, wenn sie dieselbe in ihren Bemühungen unterstützen und wenn sie sich allen Maßregeln unterwerfen, welche das Gouvernement zu erlassen für gut befinden wird und zu deren Befolgung es den strengsten Gehorsam unnachsichtlich in Anspruch nehmen muß.“ —

Diese Ansprache schienen sich die Elsässer aber nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen. Wir sprachen schon früher über ihren Charakter, in dem ein gewisser zäher Eigensinn liegt, über ihre Abneigung gegen die Deutschen, obgleich sie selbst deutschen Ur-

sprunges sind und deutsch, wenn auch im verdorbenen Patois, sprechen, auch von den mancherlei Aufreizungen, die jetzt auf sie einwirkten. Die mangelhafte geistige Bildung des Landvolkes und gemeinen Mannes in den Städten begünstigte die letzteren ungemein; die Leute glaubten, was ihnen von einer Seite, zu der sie gewohnheitsmäßig einmal Vertrauen gefaßt hatten, vorgeredet wurde, mochte es auch die baare Thorheit sein. Dahin gehörten besonders die auf die Deutschen oder, wie es vielmehr immer hieß, les Prussiens gehäuften nichtswürdigen Beschuldigungen, wie Mordbrennerei und Unzucht, vorzüglich auch die ihnen untergeschobene Absicht, den katholischen Glauben gewaltjam unterdrücken zu wollen, und andererseits die Versicherung, daß die französische Armee eigentlich gar keine Niederlagen erlitten hätte und nächstens wieder mit Uebermacht auf dem Plage erscheinen werde, um blutige Rache an den Eindringlingen zu nehmen; kein Preuße solle lebend den geheiligten Boden Frankreichs wieder verlassen. Uebrigens war auch das Gerücht verbreitet worden, die Preußen wollten die jungen Männer unter ihre Regimenter stecken, während im Gegentheil die Conscription zum Militairdienste für die occupirten Landestheile sofort aufgehoben worden war. Die Furcht that häufig noch mehr wie die Erbitterung.

Die nothwendigen Uebel, die unvermeidlichen Lasten des Krieges, wie sich der Generalgouverneur in seinem Erlasse ausdrückte, lasteten allerdings auch schwer auf der Bevölkerung, und man darf auch nicht so ungerecht sein, sich darüber sehr zu verwundern, daß die Leute sich den ihren Gemeinden auferlegten hohen Geldcontributionsen und Requisitionen aller Art, die nicht immer in der sanftesten Form betrieben werden mochten, in halber Verzweiflung zu entziehen suchten, indem sie ihre Dörfer verließen. Die Noth, der Hunger, der durch allerlei Leiden aufgestachelte Trieb der Selbsterhaltung bewirkten dann, im Verein mit den vorerwähnten Antrieben, daß sich aus den kräftigeren Männern Banden bildeten, die theils auf förmlichen Raub, theils darauf ausgingen, an Denen, welche, ihrer Meinung nach, dieses Elend verschuldeten, blutige Rache zu nehmen; daß bei solchen ungebildeten Leuten die bösen Leidenschaften schnell ein weites Feld gewannen und zu den schändlichsten Excessen führten, ist ja leicht erklärlich.

Besonders in dem coupirten, so viele Schlupfwinkel bietenden Terrain des Vogesengebirges traten diese Banden auf und wurden den deutschen Soldaten, d. h. einzelnen oder kleinen Abtheilungen, lästig und gefährlich; sie hoben Transporte mit schwacher Bedeckung auf und ermordeten, zuweilen auf die grausamste Weise, die in ihre Hände Fallenden. So wurden in der Nähe von Bitsch einmal vierzehn bewaffnete Bauern und Waldhüter, die sich einen solchen Angriff hatten zu Schulden kommen lassen, gefangen und nach kriegsgerichtlichem Spruche erschossen.

Diese verführten, fanatisirten Banden wagten sich sogar an größere Truppenabtheilungen. Als, in der zweiten Hälfte des August, eine Schwadron badensischer Dragoner bei dem Dorfe Saint-Maurice, nordwestlich von Schlettstadt, eine Abtheilung Mobilgarden gesprengt hatte und dort Quartiere bezog, wurde sie von den Bauern angegriffen und mit einem Verluste von zwei Todten und mehreren Verwundeten verjagt; ein Graf soll an der Spitze dieser Leute gestanden haben, entzog sich der Strafe aber durch die Flucht. Schon am folgenden Tage kehrten die Dragoner, durch Infanterie verstärkt wieder, und es erging nun über die Schuldigen, deren man habhaft werden konnte, ein strenges Gericht.

Sogar über den Rhein, in das badensische Gebiet hinein wagten sich solche Schaaren und beunruhigten die Einwohner arg. Am 31. August, zum Beispiel, kamen mehrere Hundert bei Bellingen über den Fluß, zogen sich aber wieder zurück, als die Bewohner dieses Dorfes die Sturmglocke läuteten und sich entschlossen zeigten, den Angriff energisch zurückzuweisen. Diese Gegend war eine Zeitlang von Truppen unbesezt geblieben, und als solche nun eintrafen, schossen die Bauern vom anderen Ufer her auf sie, tödteten und verwundeten auch Soldaten.

Diesem Unwesen gegenüber war die Anordnung der strengsten Maßregeln wohl gerechtfertigt, und es wurde deutscherseits bekannt gemacht, daß jeder Gefangene sich über seine Eigenschaft als französischer Soldat auszuweisen habe, auch müsse die militairische Stellung, in welcher er sich bei der Armee befinde, durch militairische und gleichförmige Abzeichen kenntlich gemacht sein. Wer mit Hintenansehung dieser Bedingungen die Waffen ergriffen habe, solle nicht als Kriegsgefangener betrachtet werden; sie soll-

ten durch ein Kriegsgericht abgeurtheilt und, wenn sie sich nicht einer Handlung schuldig gemacht hätten, die eine strengere Strafe nach sich ziehe, zu zehn Jahren Strafarbeit verurtheilt und bis nach Verbüßung dieser Strafe in Deutschland detinirt werden.

Dann erfolgten noch weitere Erlasse der Generalgouverneure, welche die Todesstrafe festsetzten für Alle, welche, nicht der französischen Armee angehörig und als Soldaten kenntlich, dem Feinde als Spion dienen, deutsche Truppen irreführen, deutsche Soldaten oder zur Armee Gehörige tödten, verwunden oder plündern, die Waffen gegen die deutschen Truppen ergreifen, Beschädigungen an Wegen, Brücken, Eisenbahnen, Telegraphen, Kriegsvorräthen und Truppenquartieren vornehmen würden; — die in solchen Fällen einzusetzenden Kriegsgerichte dürften nur auf die Todesstrafe erkennen und dieselbe solle sogleich vollstreckt werden. Außerdem sollten die Gemeinden, welchen die Schuldigen angehörten, ebenso diejenigen, in deren Bezirken die strafbare Handlung begangen worden, in jedem einzelnen Falle als Mitschuldige eine dem Jahresbeitrage ihrer Grundsteuer gleichkommende Geldbuße erlegen.

Im Laufe des September, am 14. d. M., kam es noch zur Besetzung von Colmar durch ein badensisches Detachement mit Geschützen unter Befehl des Generals Keller, nachdem eine Abtheilung Freischaaren in der Nähe zersprengt worden war; diese Truppen zogen sich aber, nachdem sie größere Requisitionen vorgenommen hatten, bald wieder zurück, und die Franzosen beeilten sich, dies zu benutzen und möglichst viel Mobilgarden auszuheben.

Bis dahin hatte es den Deutschen immer noch an zureichenden Truppenkörpern in dieser Gegend gefehlt; nun sollten die Verhältnisse im oberen Elsaß sich aber ändern, denn gegen Ende des Monats erwartete man das neugebildete zweite Reserve-Corps, und wir schließen damit, bis auf Weiteres, unseren Bericht über die Vorgänge auf diesem Theile des Kriegstheaters ab.

Nachdem wir versucht haben, unseren Lesern eine kurze, zur Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse durchaus nothwendige Uebersicht der militairischen Operationen auf dem weiten, von den deutschen Armeen bereits occupirten Terrain in Feindesland zu geben, bedarf es noch einer Vervollständigung der kriegerischen

Situation durch einen Blick auf die Flotte, welche Frankreich zum Angriffe der deutschen Küsten und Abschneidung ihres überseeischen Handelsverkehrs in die Nordsee und Ostsee geschickt hatte.

Diese vielgefürchtete Armada bildete zwei Geschwader unter Oberbefehl des Vice-Admirals und Senators Grafen Bouet-Villaumez; die erste Division sollte unter dessen persönlicher Führung in der Nordsee, die zweite unter Contre-Admiral Dieudonné in der Ostsee kreuzen und die Blockade der deutschen Häfen factisch durchführen.

Am Nachmittage des 11. August kam das erstere Geschwader auf der acht Meilen von der Elbmündung liegenden großbritannischen Felseninsel Helgoland in Sicht; es zeigten sich acht große Panzerfregatten und drei Corvetten, die, sämmtlich mit wehender Tricolore, aus westlicher Richtung herandampften; da an diesem Tage ein starker Nebel auf der See lag, hatte man sie erst in Entfernung von einer deutschen Meile gewahrt.

Der von dort ausgegangene Bericht sagt: Allmählig rückte das Geschwader der Insel näher und näher, zunächst zwei der Corvetten, die, an der Seite des Panzergeschwaders hinlaufend, diesem, wie es schien, als Wegweiser längs der westlichen Klippen Helgolands dienten. Bis auf eine starke halbe deutsche Meile lief das Geschwader zu Westen der Insel entlang. Voran in einer Reihe dicht nebeneinander drei Panzerfregatten; vom Vordermast der einen wehte die Admiralsflagge. Dahinter, in Büchsen-schußweite von einander entfernt, noch drei ebenso große Schiffe derselben Art, und weiter zurück, in einiger Entfernung von einander, ein Widderschiff und ein großes Panzerschiff mit Raan auf allen drei Masten und einem Thurme auf Deck. Den Beschluß bildete die dritte, etwas größere Corvette. In der beschriebenen Reihenfolge steuerte das Geschwader längs der Westseite Helgolands hin und ging um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr etwa drei englische Meilen südlich von der Insel vor Anker, wobei die einzelnen Schiffe andere Stellungen zu einander einnahmen. Zunächst der Insel lag eine Panzerfregatte, deren Name „Revanche“ zu sein schien. Dieselbe hatte auf jeder Seite achtzehn Stückpforten. — Heute (den 12.) Morgens 8 Uhr wurden vom Admiralschiff „Magnanime“ der französischen Flotte einundzwanzig Schüsse gelöst zur Begrüßung der englischen Flagge. Von der hiesigen

Batterie wurde diese Höflichkeit mit einer ebenso großen Anzahl von Schüssen erwidert. Diesen Morgen früh ist eine der Corvetten nach der Elbe zu gesteuert. —

Der französische Admiral ersuchte den Gouverneur von Helgoland nun um einen Lootsen für dieses letztere Schiff, um die Blockade in Cuxhaven officiell bekannt machen zu lassen; diesem Verlangen wurde indessen, da England eine stricte Neutralität zu bewahren zugesagt hatte, nicht entsprochen, und der Gouverneur übernahm selbst die Vermittelung des Schreibens an den britischen Consul in Cuxhaven. Dadurch wurde die deutsche Nordwestküste von Baltrum an der ostfriesischen Küste ab südwärts mit den Mündungen der Jahde, Weser, Elbe und Eider vom 15. August an in Blockadezustand erklärt, mit dem Hinzufügen, daß neutralen Schiffen noch während zehn Tagen nach diesem Termine das Auslaufen gestattet sei.

Am 15. August wurde das französische Geschwader bei Helgoland noch um ein Widderschiff verstärkt, und die Schiffe blieben eine deutsche Meile südlich der Insel liegen. Schon am 13. Abends hatte eine der Corvetten ein Hamburger Kohlenschiff gekapert. An demselben Tage war der Passagierdampfer „Cuxhaven“ von Hamburg, wahrscheinlich behufs einer Recognoscirung, herangefommen und wurde von der Corvette „Chateau-Renaud“ nach der Wesermündung hin verfolgt, drei der großen Panzerschiffe folgten. Die Corvette feuerte tüchtig hinter dem „Cuxhaven“ her, traf ihn aber nicht und vermochte ihn nicht einzuholen. Am 15. ließen sich auch preussische Kriegsschiffe in der Ferne erblicken, zogen sich aber rasch zurück, als sich drei große französische Schiffe zum Angriffe auf sie rüsteten.

An einem der nächsten Tage erschien der norddeutsche Lloyd-Dampfer „Schwalbe“ unter Parlamentairflagge bei Helgoland. Er hatte den Admiral-Adjutanten Prinzen von Hessen an Bord, der einmal darüber unterhandelte, daß dieser Dampfer als Lazarethschiff bei vorkommendem Kampfe anerkannt werden möge, was auch zugestanden wurde, dann aber auch ein Schreiben des Generalgouverneurs in den Küstenlanden überreichte, das die Beschießung offener Seeplätze mit Repressalien in den bereits besetzten französischen Landestheilen bedrohte; es wurde auch darauf

aufmerksam gemacht, daß die Aufbringung von Handelsschiffen Frankreich nur große Kosten verursachen würde.

Als die französischen Offiziere aus englischen Zeitungen, die ihnen vorgelegt wurden, die ersten Niederlagen der französischen Armee und die Veränderung im kaiserlichen Ministerium erfuhren, waren sie nicht wenig erstaunt und betroffen.

Sie sollten sich überhaupt bald überzeugen, daß sie in der Nordsee wohl schwerlich zu einer sehr thätigen und ruhmvollen Rolle berufen sein würden. Bei den vielen Untiefen längs der ganzen Küste konnten sie, zumal es ihnen an Lootsen fehlte und mit ihrem großen Tiefgange, sich derselben nicht nähern, und die Eingänge der Flüsse waren so gut durch Batterien, versenkte Schiffe und Torpedos gesichert, die Wachen an den Küsten so aufmerksam und hinreichende Truppen vorhanden, um etwaige Landungen zu hindern, — es erwies sich übrigens, daß die französische Flotte gar keine Landungstruppen an Bord hatte, — daß dieses mächtige Geschwader sich darauf beschränken mußte, die Häfen aus weiter Ferne zu beobachten und ein paar Kauffahrer zu kapern. Dazu stellte sich bald Noth an Kohlen ein, und die Flotte war eigentlich zur Unthätigkeit verdammt.

Beiläufig wäre nur noch zu erwähnen, daß am 5. September die norddeutsche Panzerfregatte „Kronprinz“ aus der Weiser herauskam und die zwei vor deren Mündung stationirten französischen Schiffe seewärts jagte, ohne daß es indessen dabei zu einem Kugelwechsel gekommen wäre.

In der Ostsee sollte es nicht viel anders werden. Das Geschwader des Contre-Admirals Dieudonné langte mit sechs Panzerschiffen und zwei Aviso dampfern am 6. August in der Ristungebucht zwischen den Inseln Langeland und Arø, südlich von der Insel Sünen, an und wurde von zahlreichen Besuchern aus den nächsten dänischen Städten enthusiastisch begrüßt; es blieb dort zwei Tage und steuerte dann in der Richtung auf Kiel.

Hier war man vollkommen bereit, die feindliche Flotte oder etwaige Landungen zu empfangen; auf beiden Seiten der Bucht waren großartige Schanzarbeiten ausgeführt worden, die Werke armirt und stark besetzt und der Hafen hinreichend gesperrt.

Am 10. wurden von Bill, dem Leuchtturme am Ausgange der Kieler Bucht, und auch in Apentade gegen Sonderburg auf



der Insel Usen hin die ersten feindlichen Schiffe, die an beiden Orten recognoscirten, gesehen; Tags zuvor schon waren beim Heiligen Damm (bei Doberan an der mecklenburgischen Küste) vier Dreimaster und ein Zweimaster erblickt worden, die, nach Nordosten steuernd, der Küste sehr nahe kamen, so daß man bereits den Versuch einer Landung befürchtete.

Die Anzeige der Blockade erfolgte am 17. vor Lübeck, am 18. in Swinemünde, dem sich sechs Schiffe bis auf zwei Meilen näherten, worauf ein Avisodampfer unter Parlamentairflagge die Depesche dem englischen Consul zustellte. Drei große Schiffe näherten sich auch am 17. rasch dem Hafen von Wismar, wurden zeitig signalisirt und sogleich für die Truppen Generalmarich geschlagen, welche nun die an der Wohlenberger Bief aufgeworfenen, mit schwerem Geschütze armirten Schanzen besetzten; das Geschwader blieb indessen außer Schußweite.

Zu einer ernstlicheren kleinen Affaire kam es an demselben Tage an der Westküste der Insel Rügen. Der Avisodampfer „Grille“ war an diesem Morgen in See gegangen, um womöglich den Aufenthalt des französischen Geschwaders kennenzulernen und bekam dasselbe endlich auf der Höhe von Rügen in Sicht. Es bestand aus sieben Panzerschiffen und zwei Kanonenbooten. Ohne sich von dieser unverhältnismäßigen Uebermacht einschüchtern zu lassen, ließ das kleine, äußerst schnell gehende Fahrzeug bis auf dreitausend Schritte heran und reizte die mächtigen Schiffe durch diese Neckerei, mehrere Breitseiten abzufeuern, die ihm aber gar keinen Schaden thaten, da die Franzosen, wie auch im weiteren Verlaufe des Gefechts, immer zu hoch oder zu kurz schossen.

Die „Grille“, sich gegen das Wittower Posthaus zurückziehend, wo die Kanonenboote „Drache“, „Blitz“ und „Salamander“ vor Anker lagen, erwiderte das Feuer aus ihren beiden gezogenen Zwölfpfündern und lockte damit die französischen Schiffe in den Bereich der ersteren.

Der Chef der Flottille, Capitain Graf Waldersee, — heißt es in einem Berichte, — ließ von seinem Flaggenschiff, der „Grille“, das Signal geben: „Jeder Commandant nach eigenem Ermessen den Feind angreifen,“ und kühn dampfte die kleine Flottille gegen den weit überlegenen Feind. Ueber zwei Stunden währte nun

das Gefecht und wurde endlich gegen Abend von unseren Kanonenbooten abgebrochen, da sie doch als ungepanzerte Holzschiffe nichts Offensives gegen die schweren feindlichen Panzerschiffe unternehmen konnten. — Von unseren Schiffen wurden mehrere Treffer beobachtet, besonders muß ein vom „Salamander“ abgegebener Granatschuß, deren Springen auf feindlichem Deck man deutlich wahrnehmen konnte, unter der Bedienungsmannschaft der französischen Deckgeschütze bedeutend aufgeräumt haben.

Keine einzige französische Kugel hatte eines der deutschen Fahrzeuge getroffen, und es waren überhaupt keine Verluste von ihnen zu beklagen; sie gingen am folgenden Tage nach Stralsund, um ihre Munition zu ergänzen.

Am 19. August gegen Mittag erschienen vor Kolberg eine Fregatte mit Commandeurflagge, eine Corvette, ein Kanonenboot und ein Aviso auf der Rbede, von Westen nach Osten steuernd. Die drei Kriegsschiffe legten sich außer Schußweite dem Hafen gegenüber, und der Aviso dampfte unter ihrem Schutze den Strand entlang, um die Vertheidigungsanstalten zu recognosciren und die Grundtiefe zu peilen. Da die Franzosen die mit etwa sechszig Geschützen bespickten Strandbatterien wohl respektiren mochten, gingen sie nach einigen Stunden ostwärts auf Danzig.

Jedenfalls waren es dieselben Schiffe, die am 21. Mittags auf der Danziger Rbede anlangten, dort kreuzten und später in der Puziger Bucht Anker warfen. Gegen Mitternacht lief nun die norddeutsche Schraubencorvette „Nymphe“ durch die geöffnete Hafensperre aus, näherte sich den französischen Schiffen bis auf zweitausend Schritte und feuerte etwa zehn Schüsse gegen sie ab. Eines der Schiffe war schnell bereit, die „Nymphe“ anzugreifen und vom Hafen abzuschneiden, doch gelang dies nicht.

Am folgenden Morgen kam noch ein großes französisches Schiff, anscheinend von Pillau her, heran, und dieses Geschwader näherte sich in Gefechtsbereitschaft um elf Uhr Vormittags dem Hafen. Sofort wurde Generalmarsch geschlagen, und die Batterien waren bereit; die Franzosen wandten aber, ehe sie noch in Schußweite gekommen waren, ostwärts ab und verschwanden allmählig.

Die Heldenthaten des Ostseegeschwaders gaben nun denen des in der Nordsee befindlichen Nichts nach; auch hier mußten

sich die Schiffe damit begnügen, die Häfen zu sperren, wodurch allerdings dem deutschen Handel ein empfindlicher Nachtheil zugefügt wurde, der aber später auf die französische Rechnung gesetzt werden sollte, und einige kleine Handelsschiffe zu kapern. Ein Versuch zur Landung oder Beschießung eines Küstenortes wurde nicht ein einziges Mal gemacht und würde zweifellos auch keinen Erfolg gehabt haben.

In Deutschland gewöhnte man sich bald an die Anwesenheit der im Voraus vielseitig so sehr gefürchteten Flotte und hielt es kaum noch für der Rede werth, von ihr zu sprechen. Viel mehr Aufsehen nach dieser Richtung hin wie die Nachrichten, daß das französische Geschwader hier oder dort gesehen worden, erregten einige Unglücksfälle mit den ausgelegten Torpedos, welche der Unvorsichtigkeit der Beschädigten selbst zur Last fielen.

Der überaus rasche Fortschritt der deutschen Waffen auf französischem Boden benahm der Flotte schließlich alle Aussicht, noch irgendwie in Wirksamkeit treten zu können.

Am Morgen des 11. September verließen die letzten beiden Kriegsschiffe, die noch bei Helgoland gelegen hatten, diese Insel, und schon am Nachmittage zeigte sich daselbst das norddeutsche, in der Jahde stationirte Geschwader. Wenige Tage später zeigte der Commandeur Luce von der Corvette „Junia“ der Vereinigten Staaten Nordamerikas aus Delfzyl dem norddeutschen Consulate in Hamburg an, daß, nachdem das französische Geschwader die Nordsee verlassen habe, die Blockade aufgehoben sei; auch die Schiffe vor den Ostseehäfen verschwanden, ohne eine besondere Notification erlassen zu haben, und alle Nachrichten ergaben übereinstimmend, daß sie die Heimreise angetreten hätten.

In Folge dessen wurde mit der nothwendigen Vorsicht die Sperre der verschiedenen Häfen wieder aufgehoben, die Seezeichen wieder ausgelegt und die Leuchtfeuer angezündet.

Es hatte den sichern Anschein gewonnen, daß die Franzosen, wenigstens vorläufig, jede weitere Expedition in diesen Meeren aufgegeben hätten. —

Neunzehntes Capitel.

**Dunkle Existenzen.**

Der Premier-Lieutenant von Hellsdorf hatte sich nicht getäuscht, als er während des heimtückischen Ueberfalles auf ihn und seine Husaren an einem der Fenster des Mairiegebäudes, durch den Pulverdampf halb verschleiert, das Gesicht des Chevaliers de Montrouge neben einem höheren französischen Offiziere zu erblicken glaubte. Unsere Leser wissen schon, daß diese beiden Herren sich beeilt hatten, ihm den warmen Empfang im Dorfe bei seiner Rückkehr zu bereiten, was sich um so schneller ausführen ließ, als die Bauern bereits durch die vorüberjagenden Reiter und die gefallenen Schüsse alarmirt worden waren. So groß die Bestürzung dieser Leute darüber, daß die Preußen schon da seien, nun auch anfänglich gewesen, war ihnen der Muth doch wieder gewachsen, als sie sich überzeugten, daß nicht mehrere nachkämen, und sie hatten zu ihren versteckt gehaltenen Waffen gegriffen, eigentlich noch ohne eine bestimmte Absicht.

Der letzteren Form und Ziel zu geben, wurde dem Oberst leicht, weil er die Uniform trug; auch ließ er es nicht an Worten fehlen, welche die Erbitterung gegen die verhassten Preußen schürte, und an Versicherungen, daß man es nur mit einer kleinen Patrouille zu thun habe, welche von den Vorposten bei der Festung gewiß bald zurückgeworfen würde. Die Bauern folgten nun auf das Bereitwilligste seinen Anordnungen, und dieselben waren in der That so getroffen, daß schwerlich ein einziger Husar entkommen sein würde, wären diese nicht noch früher, als man erwartete, zurückgekehrt und hätten sich durch die Geistesgegenwart ihres Führers noch so gut aus der ihnen gelegten Falle gezogen.

Was den Chevalier de Montrouge anbetraf, so schien er bei den Landleuten weder besondere Achtung noch großes Vertrauen zu genießen; sie begrüßten ihn zwar, aber doch in einer Weise, welche den Mangel an diesen Empfindungen genügend ausdrückte.

Bei einiger Erwägung der Verhältnisse war dies auch eigentlich nicht sehr zu verwundern. Von dem früheren patriarchalischen Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Gutsangehörigen —

früher sagte man Unterthanen — ist ohnehin in den Gegenden, welche durch ihre Lage dem großen Weltverkehre nahe gerückt sind, längst nicht mehr die Rede, in Frankreich, wo die Dörfgemeinden eine mehr städtische Verfassung haben, noch weniger wie bei uns. Herr de Montrouge konnte aber auch gar nicht einmal für den Gutsherrn gelten. Das Haus, das er jetzt bewohnte, das sogenannte Schloß, war allerdings vor langen Jahren von einer adligen Familie bewohnt worden, zu der die Bauern in einer gewissen Hörigkeit standen; diese Verpflichtungen waren indessen längst abgelöst und jene Familie ausgestorben oder nach Veräußerung ihres Eigenthums fortgezogen. Der Chevalier hatte vor einigen Jahren das Haus, welches wir das düstere nannten, auf einer in Paris abgehaltenen Auktion erstanden; theuer hatte er es gewiß nicht bezahlt, denn es gehörte kein größerer Landbesitz dazu. Er war deshalb durchaus nicht mehr wie jeder andere Hausbesitzer im Dorfe, und da er sich nur während eines kleinen Theiles des Jahres hier sehen ließ, keinen besonderen Aufwand machte und den Leuten Nichts zu verdienen gab, war er ihnen sehr gleichgiltig, sie mochten ihn sogar, seiner wenig anziehenden Persönlichkeit und des vornehmen Stolzes wegen, den er zur Schau trug, gar nicht leiden.

Ueber seine näheren Verhältnisse wußten sie Garnichts, denn der alte François, der in der Abwesenheit des Herrn gewöhnlich das Haus hütete, wollte sich darüber nicht aussprechen und hatte auch nur mit Wenigen Verkehr; das oft hervorleuchtende böshafte Wesen des alten Menschen mahnte einen Jeden, sich möglichst fern von ihm zu halten.

Von dem Fräulein sah man auch wenig, und Niemand konnte behaupten, daß sie ihm eine besondere Freundlichkeit erwiesen habe; man fand sie nur allgemein sehr schön, aber auch sehr stolz.

An diesem Tage zeigte Herr de Montrouge übrigens so deutlich Rathlosigkeit, sogar Furcht, daß er den Leuten eigentlich verächtlich erscheinen konnte; man nahm wohl auch nur einige höfliche Rücksichten auf ihn, weil man wußte, daß er mit den Offizieren verkehrte, die selbstverständlich in dieser Zeit gerade in besonderem Ansehen standen, und da er sich nun in der Begleitung des Obersten zeigte.

Der Letztere befand sich in der besten Laune, da er an dem Gegner, der ihm schon so scharf im Nacken gefessen hatte, die empfindlichste Revanche nehmen zu können mit Zuversicht hoffte. Er selbst hatte seinen Revolver bei sich und nöthigte unter munteren Scherzen Herrn de Montrouge, dessen Zaghaftigkeit ihm großen Spaß zu machen schien, ein überzähliges Gewehr auf, mit dem er ihn neben sich an eines der oberen Fenster in der Mairie postirte; auch der alte François hatte sich bewaffnet, und man sah ihm an und hörte aus seinen lebhaften Reden, daß er vor Ungeduld braunte, den Preußen übel mitspielen zu können.

Diese hochgespannte Erwartung wurde nun, wie man bereits weiß, nicht erfüllt, die preussischen Husaren entkamen glücklich bis auf den letzten Mann, und in den Bayern mochte sich doch alsbald eine Ahnung regen, daß ihre That ihnen schlecht bekommen könne, denn sie jubelten nicht laut über ihren vermeintlichen Sieg, sondern ein großer Theil schlich sich still davon, um die nutzlos gebrauchten Waffen wieder zu verstecken; Andere wieder machten sich gegenseitig Vorwürfe darüber, daß die Barrikade nicht vollendet und so schlecht geschossen worden sei; nur Wenige behielten die Ueberzeugung, daß es keinem Preußen wieder gelingen werde, bis hierher vorzudringen.

Der Oberst kümmerte sich um diese verschiedenen Auffassungen sehr wenig und lachte und scherzte über den ganzen Streich, obgleich er sich im Geheimen wohl über den geringen Erfolg ärgerte. Einer der nun herankommenden Chasseurs mußte ihm sein Pferd abtreten, und er schloß sich der Verfolgung an, den Chevalier versichernd, daß er noch an diesem Tage sein Thier abholen lassen und ihn sobald wie möglich wieder besuchen werde.

Herr de Montrouge ließ den Kopf hängen, als er sich zu Fuß wieder nach seinem Hause begab, und verhielt sich ganz schweigsam, während der alte François seinem Verdrusse in den gräulichsten Vermüthungen der Preußen und besonders ihres Offiziers Luft machte, auf welch' Letzteren er einen ganz besondern Haß geworfen zu haben schien, vielleicht nur deshalb, weil er sich durch ein Mißverständniß bewogen gefühlt hatte, ihm eine freundlichere Miene zu zeigen.

Als die Beiden im düstern Hause anlangten, war Eugenie schon seit einer Weile dahin zurückgekehrt, und der Chevalier

fand sie wieder in demselben Zimmer, in dem er sie verlassen hatte, dieses Mal in halbliegender Stellung auf dem Sopha ruhend.

Kein Wunder, daß sie erschöpft und angegriffen ausah! — er selbst fühlte sich ja auch ermüdet und sehr unbehaglich. Indessen mußte es ihm doch auffallen, daß eine finstere, beinahe feindselige Kälte, die doch wohl wieder eine leidenschaftliche Erregung verdecken sollte, in dem Blicke lag, den sie bei seinem Eintritte auf ihn warf; jedenfalls gab er derselben aber nicht die richtige Deutung, sonst würde er sich doch wohl zu sofortigen ernstern Vorwürfen berechtigt gehalten haben.

Der Chevalier trat dagegen etwas scheu auf; ohne Zweifel fühlte er, daß er sich in Eugenie's Augen nicht als rechter Mann gezeigt hatte, und dies lastete drückend, wenn auch nicht auf seinem Ehrgefühl, so doch auf seiner Eitelkeit; er konnte jetzt nicht einmal auf seine Betheiligung an dem Unternehmen gegen die Husaren stolz sein, da dasselbe so vollständig erfolglos geblieben war.

Dennoch vermochte er eine Art Renommage nicht zu unterlassen; wie ein vollständig Erschöpfter warf er sich in einen Lehnstuhl und meinte, tief aufathmend:

„Wahrhaftig, ein heißes Stück Arbeit! — Ohne Zweifel hast Du das Schießen im Dorfe vernommen, Eugenie?“

Mademoiselles feine Brauen zogen sich noch enger zusammen, ihre Lippen wollten sich fest auf einander pressen, aber eine Frage mußte ihr doch zu sehr am Herzen liegen, denn sie zwang förmlich die Worte heraus:

„Wo ist der Oberst? Ich wartete auf die Einlösung seines Versprechens.“

„Ach der Oberst!“ murmelte Herr de Montrouge unmutig, „er hat uns die ganze unangenehme Geschichte auf den Hals gebracht. Ich entsinne mich wirklich nicht mehr, mein Kind, was er Dir versprochen hatte.“

„Nichts weniger als den preussischen Offizier in Person,“ erwiderte Eugenie in erzwungen leichtfertigem Tone, der durch ihre wahren Empfindungen etwas ungemein Bitteres erhielt.

„Die Pest über seinen Einfall!“ rief der Chevalier, heftig

auffahrend, aus, setzte dann aber sogleich, gewissermaßen sich selbst beruhigend und ziemlich spöttisch, hinzu:

„Glücklicherweise hat er ihn noch nicht.“

Als diese Worte an Eugenie's Ohr drangen, ging blitzschnell eine auffällige Veränderung mit ihr vor; ihr Antlitz klärte sich auf, sie erhob rasch den Kopf, sich auf den Ellenbogen stützend, die alte Lebendigkeit schien ihr ganzes Wesen auf einmal wieder zu durchdringen.

„So ist der preussische Offizier bei der Blutarbeit, die Sie im Dorfe angerichtet haben, entkommen?“ fragte sie schnell.

„Blutarbeit? — Hm, der Wille dazu war besser, wie der Erfolg; ich habe wahrhaftig keinen Tropfen Blut fließen sehen; die Bauern haben ihre Verwundeten in aller Stille bei Seite gebracht.“

„Und die Preußen?“

„Die haben sich aus dem Staube gemacht, und ich bezweifle sehr, daß der Herr Oberst mit seinen Chasseurs sie noch einholen wird. Aber sprechen wir nicht mehr von der fatalen Geschichte! Ich denke, es wäre nun hohe Zeit, daß auch wir unseren Rückzug unter die Kanonen der Festung antreten, denn wir haben ja nun den Beweis dafür, welchen Zufälligkeiten man hier auf dem Lande ausgesetzt ist. Was meinst Du dazu, liebes Kind?“

Eugenie hatte die letzten Worte ohne Zweifel gänzlich überhört; wahrscheinlich war sie mit sich zu Rathe gegangen, wie sie Näheres über das Schicksal der preussischen Reiter in Erfahrung bringen könne, ohne ihr wirkliches Interesse dabei ganz bloßzustellen. Jetzt erhob sie sich gänzlich von dem Sopha, ging zu dem Chevalier hin, und indem sie mit einer koketten Bewegung die Hand leicht auf seine Stirn legte, sagte sie mit freundlichem Lächeln:

„Sie sind wirklich sehr erhitzt, Alfred; erzählen Sie mir doch von Ihren Heldenthaten.“

Herr de Montrouge blickte sie in einer Weise an, die ein kleines Mißtrauen an der Aufrichtigkeit dieser Theilnahme ausdrückte, aber er fand in ihren Mienen Nichts, was dasselbe bestätigen konnte, und da er eines plötzlichen Umschwunges ihrer Launen gewohnt sein mochte, gab er sich damit zufrieden und nahm gern die Gelegenheit wahr, sich, seiner Meinung nach,



wieder in besseren Credit bei ihr zu setzen, den er vorher eingebüßt zu haben schien.

Ausführlich beschrieb er das Ereigniß im Dorfe, strich natürlich ganz besonders heraus, wie entschlossen und tapfer er sich selbst benommen und in wie großer Gefahr er geschwebt habe, von den Carabinerfugeln der Husaren getroffen zu werden, und schloß damit, daß die Chasseurs den Feinden in den Eisen gefessen und sie wahrscheinlich noch erreicht haben würden.

Eugenie athmete immer leichter auf, je weiter sie ihm zuhörte, und ihre Stimme klang wieder ganz rein und fröhlich, als sie auf seine zuletzt geäußerte Vermuthung erwiderte:

„Schade, daß unser Herr Oberst nicht mehr Ruhm eingerntet hat! Ich fürchte, daß ich meinen Gefangenen nicht erhalten werde; wenn Ihr ihn nicht im Dorfe finet, möchte dies draußen im freien Felde wohl noch etwas schwieriger werden.“

„Es scheint beinahe, als ob Du eine besondere Freude daran haben würdest, wenn er entkäme,“ brummte, durch den Spott, der in ihrer Bemerkung lag, wieder zu neuem Mißtrauen ange-regt, verdrießlich der Chevalier.

„Wenn ich es offen gestehen soll, würde ich mich deshalb nicht sehr bekümmern,“ antwortete sie leichtsin.

„Ah, Du giebst also jetzt zu, daß Du für diesen Feind unseres Vaterlandes ein besonderes Interesse gefaßt hast, während Du meine Vermuthung darüber vorher so übel aufnimmst! — Wahrhaftig, Mademoiselle, ich bewundere, wieviel Raum Ihr Herz für die widersprechendsten Empfindungen hat!“

„O, wir Frauen haben wirklich unsere Launen, aus denen Ihr Männer uns ja immer einen Vorwurf macht! — Man braucht nicht gleich das Herz damit in Verbindung zu bringen.“

„Also handelt es sich wirklich nur um eine Koketterie, Mademoiselle?“

„Sollte Sie das in Verwunderung setzen, Herr Chevalier?“ fragte Eugenie lachend, und doch klang wieder jene Bitterkeit hindurch, die sie zuweilen wider ihren Willen, aber als der Ausfluß eines tiefempfundenen Gefühls zu erfüllen schien. „Sie wissen ja, daß die Koketterie mein Handwerk ist, wie das Ihrige —“

Sie brach ab, denn der zornige Blick, den ihr Herr de

Montrouge zuwarf, mochte sie doch daran erinnern, daß sie nicht zu weit gehen dürfe.

„Verdanke ich nicht einen guten Theil meiner Erziehung, Dessen, was ich bin, Ihnen, Alfred?“ fuhr sie in gemäßigterem Tone, der aber noch immer nicht frei von jener früheren Färbung war, fort. „Erinnern Sie sich doch, welche Rolle Sie mir zugeheilt haben!“

„Selbstverständlich nur an den Orten, wo es unsere Interessen erfordern,“ entgegnete der Chevalier unwirsch; — „Du scheinst es mit diesen Grenzen aber nicht sehr genau zu nehmen und oft von der Bahn abzuschweifen.“

Eugenie biß sich ärgerlich auf die Lippen; sie warf den Kopf zurück und meinte in ziemlich herausforderndem Tone: „Wenn Sie mir einen Vorwurf zu machen haben, mein Herr, so sprechen Sie ihn gerade heraus aus; ich werde mich dann vertheidigen, wenn er nicht so abgeschmackt wäre, daß ich dies unter meiner Würde halten müßte. Sind Sie vielleicht eifersüchtig auf den galanten Oberst?“

„Meinetwegen mag er Dir den Hof machen! er betrachtet dies doch nur als eine vorübergehende Unterhaltung.“

„Ich würde Ihnen in der That sehr verbunden für diesen freundschaftlichen Wink sein, wenn ich nicht stets derselben Meinung gewesen wäre. Es freut mich übrigens, daß Sie darüber ganz beruhigt sind; übrigens würde mich ein Vorwurf sehr ungerecht getroffen haben, da Sie mir bei den Offizieren, die jetzt unser Haus besuchen, die Kofetterie, über die Sie sich soeben beschwerten zu wollen schienen, selbst anempfohlen haben, damit diese Herren —“

„Schon gut!“ unterbrach sie Herr de Montrouge ziemlich ungestüm, — „diese Angelegenheiten liegen so klar zwischen uns, daß wir uns darüber nicht mehr auszusprechen brauchen. Ich hatte den preussischen Offizier im Auge —“

„Der uns in Mainz so gute Dienste leistete?“ schnitt dieses Mal Eugenie, leicht erröthend, seine Rede ab. „Sie werden doch zugeben, daß mir die Klugheit mein Benehmen gegen ihn vorschrieb. Ihre Unvorsichtigkeit hatte Sie in einen bösen Handel verwickelt —“

„Hm, ich hatte keine Schuld daran; die deutschen Groß-

Spredereien über uns Franzosen mußten mich reizen; ich vertheidigte nur unsere Nationalehre,“ erwiderte der Chevalier, dessen Gesicht sich bei der unangenehmen Erinnerung noch mehr verfinsterte.

„Gleichviel, ob Sie über das Maß der Vertheidigung hinausgingen oder nicht, der Erfolg konnte gefährlich genug für uns werden, wenn unser Wirth, Ihr Vertrauter, nicht Zeuge jenes Streites gewesen wäre und die Besonnenheit gehabt hätte, sich fortzuschleichen und mich zu warnen. Ich zögerte nicht, alle verdächtigen Papiere auf der Stelle zu verbrennen, und behielt nur diejenigen an meiner eigenen Person versteckt, die von der größten Wichtigkeit und uns unentbehrlich waren. Die preussische Polizei ist indessen, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit fand, nicht zu galant gegen eine Dame, und es fehlte wenig, daß man die Untersuchung noch weiter ausgedehnt hätte. Es blieb mir Nichts übrig, als mich dem jungen Offizier auf Discretion anzuvertrauen.“

„Du hast an jenem Abende sehr verständig und besonnen gehandelt, liebes Kind; ich habe dies stets anerkannt, und der Schmutz, den ich Dir neulich von Meß mitbrachte, sollte nur ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit sein. Wenn Du dem armen Burschen, der sich sterblich in Dich verliebt zu haben schien, zur Belohnung ein paar freundliche Worte und beseligende Blicke gabst, so konnte dies auch um so weniger schaden, als Du schwerlich in die Versuchung kommen wirst, den kleinen Roman weiter zu spielen.“

Eugenie hatte sich, als der Chevalier dies in spöttischem, wenigstens in einem Tone sagte, der deutlich genug ausdrückte, wie wenig Werth er auf die Sache lege, wieder dem Fenster zugewandt und sah unsicheren Blickes hinaus; sie mochte mit Empfindungen kämpfen, die sie selbst beunruhigten.

„Indessen,“ fuhr er fort, — „wollte ich weder von unseren hiesigen Gästen, noch von dem jungen Offizier in Mainz sprechen, sondern von dem ungebetenen Besucher an diesem Morgen, dem gegenüber Du doch schwerlich eine Verpflichtung geltend machen kannst.“

„Seien Sie darüber ebenso unbesorgt,“ erwiderte Eugenie, sich hastig umdrehend und Herrn de Montrouge, obgleich ihre

Wangen sich in tieferem Roth gefärbt hatten, wieder mit einem so entschiedenen, gewissermaßen kampfbereiten Blicke ansehend, daß er seine Augen betroffen niederschlagen mußte, — „wie wegen Derer, welche wir vorher erwähnten; es liegen wenigstens ganz dieselben Gründe dafür vor: dem Fremden ist es nicht eingefallen, sich ernstlich in mich zu verlieben, und ich werde wahrscheinlich nicht das Vergnügen haben, ihn jemals wiederzusehen.“

„Ich theile diese Meinung um so eher,“ entgegnete der Chevalier, der es doch wohl nicht darauf ankommen lassen wollte, die Dame noch mehr zu reizen, — „da wir dieses Haus noch heute oder spätestens morgen verlassen werden, um uns nach Metz hinein zu begeben.“

„Ah, Sie fürchten die Wiederkehr der Preußen?“ fragte das junge Mädchen, welchem diese Ankündigung eben nicht sehr erfreulich zu sein schien.

„Sie ist wenigstens möglich, obgleich unser tapferer Oberst und seine Kameraden das Gegentheil behaupten; sie waren aber auch ebenso sicher überzeugt, daß der Feind nie den Boden Frankreichs betreten würde. Uebrigens haben wir hier Nichts mehr zu thun.“

„Sie meinen, daß die Offiziere durch den Vorfall dieses Morgens gewarnt sein werden, sich so weit vor die Mauern der Festung zu wagen, bloß um Ihren Champagner zu trinken und sich die Börsen leeren zu lassen?“

„Einertheils richtig errathen, mein scharfsinniges Kind, von dem die sarkastische Laune heute einmal nicht weichen zu wollen scheint! — Anderntheils werden die Verhältnisse jetzt so ernst, daß man daran denken muß, wieder seinem Vaterlande zu dienen.“

„Das heißt: es ist Ebbe in Ihrer Kasse eingetreten, die das Spielglück des Obersten hart mitgenommen hat, und Sie wollen es nun wieder einmal mit dem Patriotismus versuchen.“

Herr de Montrouge lächelte wie Jemand, der eine ihn gerade nicht angenehm treffende Bemerkung nicht widerlegen kann, ihre Schärfe aber doch durch die gute Miene, die er dazu macht, abzuschwächen sucht.

„Du machst Dir einen Scherz daraus, mir heute immer die materiellsten Beweggründe unterzulegen, mein Kind,“ antwortete er; — „freilich sind wir Beide keine Heilige und brauchen

uns unter vier Augen nicht zu geniren. Aber ich habe in der That noch einen anderen, sehr gewichtigen Grund, wieder in Thätigkeit zu treten, und bin überzeugt, daß Du ihn nicht allein billigen, sondern mich auch in der letzteren unterstützen wirst, wie bisher. Wir müssen einmal wieder ein ernstes Wort mit einander reden, Eugenie, und wenn ich nicht fürchtete, daß die Anstrengungen der vergangenen Nacht und dieses Morgens Dich zu sehr ermüdet haben, wäre die Gelegenheit jetzt günstig dazu; wenn Du indessen vorher die versäumte Ruhe nachholen willst —“

„O nein, ich bin gar nicht müde und stehe ganz zu Ihren Diensten, wenn es sich nicht um solche Lappalien handelt, wie vorher.“

Eugenie nahm wieder auf dem Sopha Platz, dieses Mal in einer Haltung, die ihre ganze Bereitwilligkeit, aufmerksam zu sein, ausdrückte. Sie schien die Stimmung, welche dem Chevalier bisher so unbequem gewesen war, vollständig abgestreift zu haben und ihre Gedanken nur noch in den Grenzen zu bewegen, die er vorher angedeutet hatte.

„Du sprichst jetzt sehr vernünftig,“ meinte er, zufrieden lächelnd, — „und ich bitte Dich für das Unrecht, das ich Dir vorher gethan haben mag, um Verzeihung; aber kommen wir jetzt ohne weitere Umschweife zur Sache! — Du weißt, daß ich immer eines besonderen Vertrauens der kaiserlichen Regierung genossen habe und von ihr mit den wichtigsten Aufträgen im In- und Auslande betraut worden bin —“

„Sie wollen mir doch nicht Ihre ganze Lebensgeschichte erzählen, Alfred?“ unterbrach ihn Eugenie, die sich nicht enthalten konnte, zu dieser hochklingenden Einleitung ironisch zu lächeln. „Sagen Sie doch kurzweg: Sie haben der kaiserlichen Polizei hier und da erspriessliche Dienste geleistet und sind dafür sehr anständig bezahlt worden. Was giebt es jetzt nun Neues zu thun?“

„Das ist es gerade! Man hat mir auf meinen letzten Bericht keine neue Instruction zugehen lassen. Ich gebe zu, daß er nicht so vollständig gewesen ist, wie ich ihn geliefert haben würde, wenn wir nicht genöthigt gewesen wären, unsere schriftlichen Notizen zu verbrennen. Man hat die Mainzer Affaire, wie es scheint, mir überhaupt übel vermerkt, obgleich sie, Dank Deiner

Besonnenheit, keine thatfächlichen Folgen gehabt hat. Es ist nothwendig, dieses ungerechte Urtheil wieder zu verwischen, um das alte Vertrauen wiederzugewinnen, und ich bin entschlossen, mich alsbald nach Paris zu begeben und mich dort persönlich zu rechtfertigen; vorher will ich mich aber in Metz an den Marschall Bazaine wenden und ihm meine guten Dienste anbieten; er kennt mich persönlich und wird mich nicht abweisen. Es ist nothwendig, daß man wieder einmal von sich reden macht, sonst wird man gänzlich vergessen, und unsere Verhältnisse erlauben noch nicht, daß wir uns gänzlich zur Ruhe setzen.“

„Ich sollte meinen, daß Sie doch schon ein hübsches Kapital zurückgelegt haben,“ bemerkte Eugenie, deren Gedanken, ihrem träumerischen Blicke nach zu schließen, wohl schon wieder weit abschweiften, leicht hin.

„Bah, es würde noch nicht zu einem unabhängigen, standesgemäßen Leben hinreichen! Das Glück ist wandelbar, besonders am grünen Tische, und wenn man an demselben so alt geworden ist wie ich, gewinnt man es selten über sich, ihm vollständig den Rücken zu kehren. Ich will so lange arbeiten, bis ich gegen alle Wechselfälle gesichert bin; ich habe mir ein Ziel gesteckt und kann nicht eher ruhen, als bis ich es erreicht habe.“

Das junge Mädchen schien sich für diese Pläne wenig zu interessieren, denn es unterbrach nicht Herrn de Montrouge, der durch die Berührung seiner Lieblingsidee so warm geworden war, daß er mehr zu sich selbst als zu seiner Gesellschafterin zu sprechen fortfuhr.

„Das Glück ist mir nicht in den Schoß gefallen; seit meiner frühesten Jugend schon habe ich schwer darum kämpfen müssen. In meiner Wiege schon fand ich das Diplom eines alten berühmten Adels vor, die Berechtigung, in der Welt eine glänzende Rolle zu spielen; aber die Revolution hatte einen tiefen Riß in das ehrwürdige Papier gemacht und meiner Familie alle Mittel genommen, denselben wieder zu heilen. Von ihren schönen Gütern im Süden Frankreichs gewaltsam vertrieben, bettelarm waren meine Eltern in das Exil nach Deutschland hinausgegangen, und als sie unter dem Consulate zurückkehrten, fanden sie ihr rechtmäßiges Besizthum in den Händen Anderer, denen sie es nicht wieder entreißen konnten; die damalige Regierung janc-

tionirte diesen Raub, und keine der späteren vermochte uns wieder zu unserem Rechte zu verhelfen; die Restauration gab nachher meinem Vater eine kleine Pension, und der ehrliche Mann, der sich damit begnügte, starb fast im Elende. Ich war noch sehr jung, als ich meine Eltern verlor; ich kann mich ihrer kaum noch entsinnen. Ein Verwandter, der aus dem großen Schiffbruche wenigstens ein kleines Vermögen gerettet hatte, nahm sich meiner an, das heißt: er bezahlte einer kleinen Bürgerfamilie in Lyon, wo meine Eltern gestorben waren und ich die Schule besuchte, das Kostgeld für mich und schrieb mir alle Jahre etwa einmal einen Brief voll strenger Ermahnungen, fleißig zu sein und möglichst viel zu lernen, damit er später nicht mehr für mich zu sorgen brauche; mehr konnte ich billigerweise nicht verlangen, denn der Mann hatte eine zahlreiche Familie, aber ich fühlte nur zu sehr, daß ich ihm eine sehr unbequeme Last war. Ich glaube, ich habe Dir noch niemals erzählt, Eugenie, daß sich schon aus jener Zeit meine Bekanntschaft mit unserem Wirthe in Mainz herfschreibt, dessen Vater, ein Deutscher, in einer dortigen Fabrik arbeitete; wir waren Schulkameraden, wie denn mein Umgang und meine ganze Lebensweise überhaupt nicht dem hochklingenden Namen, den ich führte, entsprachen. Ich selbst begriff dies eigentlich erst durch die Scherze und Spöttereien meiner Kameraden und begann es mir nun tief zu Herzen zu nehmen; ich schloß mich gern von ihnen ab und brachte es dahin, daß sie mich stolz nannten, mich deshalb aber nur noch mehr verhöhnten. Wahrhaftig, meine Kindheit war nicht glücklich! — Ich hatte auch keinen recht offenen Kopf für trockene Wissenschaften; ich begriff, daß ich durch sie nicht mein Glück im Leben machen würde, und grübelte, anstatt zu lernen, lieber über Abenteuer, die ich bestehen wollte, um dereinst den mir gebührenden Platz einzunehmen. Eine Zeitlang dachte ich daran, Soldat werden zu wollen, aber nach dem Sturze des Kaiserreichs schien der Ruhm unserer Waffen für lange Zeit erloschen zu sein; mich im Frieden als armer Offizier durchzuschlagen, dazu besaß ich weder Lust noch Muth; ich gab deshalb diese Idee bald wieder auf. Meine Sehnsucht richtete sich nun auf Paris; ich hatte soviel davon gelesen und gehört, wie ein unternehmender junger Mann, besonders von guter Familie, dort sein Glück, sei es durch Bekannt-

schaften in der vornehmen Gesellschaft, sei es durch Zufälligkeiten, die ihm nur dort begegnen, machen könne, daß ich für gar nichts Anderes mehr Sinn behielt. Mein Verwandter ließ mir hinreichende Zeit, diese Pläne auszuspinnen und mich vollständig in sie zu verstricken, denn es fiel ihm erst ein, an die Lebensstellung, die ich einmal einnehmen sollte, zu denken, als ich siebzehn Jahre und damit schon zu alt geworden war, um die Schulbank noch länger zu drücken. Von dem Besuche einer Universität konnte nicht die Rede sein; das wäre zu kostspielig gewesen, und dazu hatte ich auch nicht genug gelernt. Das machte er mir nun zum bitteren Vorwurf und betrachtete mich wohl schon als ein Enfant perdu, dessen er je eher desto lieber gänzlich ledig zu sein wünschte; ich begreife sonst wenigstens nicht, wie er auf den Gedanken kam, mir einen Schreiberposten bei einem Advokaten zuzuweisen, und welche standesgemäße Existenz er davon für mich erwartete. Die Schlaubeit half mir über den Zorn, den ich darüber fühlte, fort; ich stellte mich ganz willig, ließ mich möglichst gut equipiren und nahm mit warmem Danke die kleine Geldsumme an, mit der ich von ihm nun für alle Zeiten abgefunden sein sollte, und ging nicht zu dem Advokaten, sondern reiste nach Paris. Auf etwa vierzehn Tage hatte ich dort anständig zu leben, — und ich wollte anständig leben, liebes Kind, wie es einem Herrn de Montrouge gebührte; das Gefühl, über das ich mir längst klar geworden und das ich bis dahin gewaltsam unterdrücken gemußt hatte, um es mit meinem Verwandten nicht vor der Zeit zu verderben, brach sich nun mit all seiner Kraft Bahn; von Jenem hatte ich Nichts mehr zu erwarten und stand nun auf eigenen Füßen, eine große Zukunft, die sich meine Phantasie selbst gebildet hatte, im Kopfe tragend. Nun, ich hatte die Manieren eines Edelmannes, — sie müssen mir angeboren gewesen sein, denn meine Erziehung hatte Nichts dazu beigetragen; ich vervollständigte meine Garderobe nach der neuesten Mode, ließ mir Karten stechen mit einer Adelskrone über meinem vollen Namen, wechselte den Rest meiner Baarschaft in fünf oder sechs Louis'd'or um und ging nun dem Schicksale zuversichtlich entgegen.“

Der Chevalier mußte sich in diese Episode seines jugendlichen Lebens mit vielem Behagen zurückträumen, denn er lächelte



recht freundlich und beachtete nicht, daß er eine ziemlich unaufrichtige und theilnahmlose Zuhörerin hatte. Nach einer kleinen Pause, in der er sich selbst jenes Bild wohl noch weiter ausmalte, fuhr er fort:

„Es gelang mir schon am ersten Tage, die Bekanntschaft einiger junger Leute von Stande zu machen, die nichts Besseres zu thun hatten, als das von den reichen Eltern gespendete ansehnliche Taschengeld möglichst unnützlich durchzubringen; ich gestand ihnen, daß ich aus der Provinz sei, was in ihren Augen manche kleine Mängel ganz erklärlich machte, — natürlich stellte ich mich als sehr wohlhabend vor, — und es machte ihnen großes Vergnügen, meine Lehrer in der Kunst, in Paris zu leben, zu werden; sie weiheten mich auch in die ersten Geheimnisse des Hazardspiels ein, und zum Dank dafür nahm ich ihnen bei der Probe eine ganz ansehnliche Summe ab, so daß ich mich nur reich wie ein Crösus und für alle Zeiten geborgen glaubte. Das Glück ist mit dem Kühnen; ich wagte viel und stieg rasch in Verhältnisse empor, die mich beinahe schwindeln ließen; die Spur meines Nichts war in Kurzem verwischt und ließ sich nicht wieder auffinden, ich selbst hatte sie fast schon vergessen. So verging eine Reihe von Jahren; man sah mir längst nicht mehr den aus der Provinz gekommenen Abenteurer an, ich zählte zu den Löwen der Boulevards, zu den beliebten und gesuchten Mitgliedern der vornehmen Salons; es wäre mir ein Leichtes gewesen, eine Staatsstellung zu erhalten, aber ich verschmähte sie, weil ich mich nur in der Unabhängigkeit glücklich fühlen und meinen Zweck erreichen zu können glaubte, reich, sehr reich zu werden, um meine verloren gegangenen Familiengüter wiederzukaufen und den reellen Glanz meines Namens wiederherzustellen. Mit heimlichem Schaudern blickte ich jetzt auf die Demüthigungen, die ich in meiner Jugend erlitten hatte, zurück, aber ich triumphirte dabei auch, denn ich fühlte mich sicher, daß eine solche Zeit nie wiederkehren werde. Das Glück war mir lange getreu und verwöhnte mich, so daß ich die Hülfquellen, die es mir eröffnet hatte, für unerschöpflich hielt; ich sollte indessen auch seine übeln Launen kennen lernen.“

„Weshalb aber,“ warf Eugenie ein, die ihm wenigstens mit halbem Ohre zuhörte, — „benutzten Sie nicht diese Periode wenn

auch nur scheinbaren Glanzes, um eine reiche Heirath zu machen? Dies pflegt doch die Carriere zu sein, welche die meisten jungen Abenteurer einschlagen, — legen Sie mir diesen Ausdruck nicht übel aus, Alfred, — Sie hatten in der That bei Ihrem Namen und Ihrer Jugend mehr Berechtigung auf eine solche gute Partie wie mancher Andere.“

„Um,“ meinte Herr de Montrouge, wobei er eine kleine Berlegenheit und Regung des Mißvergnügens nicht ganz zu unterdrücken vermochte, — „ich hatte wohl auch diesen Weg in das Auge gefaßt und bin mehrmals darauf zurückgekommen, aber das Glück war mir bei den Frauen nicht so günstig wie im Spiele; das alte Sprichwort hat wirklich etwas Wahres.“

„Und Sie haben niemals wirklich geliebt?“

Der Chevalier machte eine wegwerfende Bewegung, aber unwillkürlich und wohl ohne es selbst zu bemerken, seufzte er doch ganz leise dabei.

„Ein Thema, für das Ihr Frauen Euch immer lebhaft interessirt!“ sagte er lächelnd; — „ich will Dir deshalb auch darüber Rede stehen. Ich kann behaupten, daß ich in meinen Jünglingsjahren nie ernstlich verliebt war; ich hatte wahrhaftig keine Zeit dazu, und wenn mein Leben und Treiben in den verschiedenen Kreisen der Weltstadt es auch so mit sich brachte, daß ich von einer bunten Blume zur andern flatterte und ein wenig von ihrem Dufte nippte, wie der Schmetterling, so blieb ich, offen gestanden, meinem Zwecke stets getreu und hütete mich wohl davor, mich herauschen zu lassen. Man behauptet indessen, daß jeder Mensch in dieser Beziehung wenigstens einmal seine schwache Stunde hat, und auch ich habe der Natur diesen Tribut bezahlt. Ich stand schon in der Mitte der Dreißiger und damals gerade auf dem Gipfel meines Glückes, womit ich sagen will, daß ich in der guten Gesellschaft eine Rolle spielte und eine stets gefüllte Kasse hatte. Da fiel es mir plötzlich ein, mir selbst einen Triumph zu bereiten, indem ich mich wieder einmal unter so veränderten Verhältnissen in meiner Vaterstadt Lyon zeigte, die ich seit meinem Ausfluge nach Paris nicht wiedergesehen hatte; selbstverständlich war ich bei Weitem noch nicht Das, was ich scheinen wollte, aber ich besaß wenigstens die Mittel, die Leute zu blenden. Dies gelang mir auch vollkommen bei den alten Bekannten, denen

ich mich zu erkennen gab; man staunte mich an, man vergötterte mich beinahe; nahm ich mir die Freiheit, ziemlich stark zu renommiren, so vergrößerten die Leute dies noch um das Hundertfache. Das hatte eine Weile lang seinen Reiz, dann begann es mich zu ennuyiren, und ich sehnte mich nach Paris zurück; aber ich kam nicht so schnell und leicht wieder fort, wie ich es mir gedacht hatte. Ich bewegte mich dort hauptsächlich in den großbürgerlichen Kreisen, welche die reichen Fabrikanten bildeten. Einer dieser Leute hatte eine junge, schöne und liebenswürdige Tochter, die allerdings schon mit einem deutschen Kaufmanne, einem Geschäftsfreunde des Vaters, verlobt war, aber meine Guldigungen, die ich ihr darbrachte, ehe ich noch dieses Verhältniß vollkommen durchschaute, gern anzunehmen schien. Ich muß jetzt selbst darüber lächeln, wenn ich mir gestehe, daß mich die Persönlichkeit des Mädchens noch mehr anzog wie das Vermögen des Vaters; ich fühlte mich ganz unglücklich, als sie selbst mir, mit einer Thräne im Auge, gestand, weshalb sie mir niemals angehören könne. Dennoch nahm ich den Wettkampf mit dem jungen Deutschen auf, der gerade abwesend war, da er sich in das väterliche Geschäft nach Berlin zurückbegeben hatte; die Hochzeit sollte erst im nächsten Jahre erfolgen. Ich wußte es zu veranstalten, daß Virginie bei ihren Eltern den Wunsch aussprach, einige Monate bei Verwandten in Paris zuzubringen, was ihr auch gestattet wurde. Dort trafen wir uns wieder und traten in ein ziemlich intimes Verhältniß; es kam so weit, daß das Mädchen den Ihrigen erklärte, sie wolle das Verhältniß zu ihrem Bräutigam lösen, weil sie mich liebte. Der Vater hatte gute Gründe, darauf nicht so leicht einzugehen; er wußte genaue Erkundigungen über meine Vermögensumstände einzuziehen, und dieselben machten mich ihm gerade nicht wünschenswerth zum Schwiegersohn. Darauf wurde der Bräutigam schleunigst nach Paris citirt, das Virginie freiwillig nicht verlassen wollte; ihn ließ man in Unkenntniß über die ganze Geschichte, sie wurde förmlich überrumpelt, und ehe ich hinter die ganze Intrigue kam, war das Paar getraut und nach Deutschland abgereist.“

„Eine ganz romantische Geschichte,“ bemerkte Eugenie, die den letzteren Mittheilungen mit mehr Aufmerksamkeit wie vorher gefolgt war. „Und Ihr Herz brach nicht darüber?“

„Nein, es ist aus ziemlich hartem oder vielmehr biegsamen Stoffe gemacht; ich war wüthend über den mir gespielten Streich, aber nach Deutschland nachzureisen, war ebenso beschwerlich, als es wenig Erfolg versprach, und bald darauf hatte ich allen Grund, diesen durch meine unpraktischen Illusionen vom Schicksal gemachten Duerstrich zu segnen, denn der Vater meiner Geliebten machte einen schmähligen und vollständigen Bankerott.“

„Die arme Virginie! — Sie haben sie nie wiedergesehen? — sie ist im Elende, im fremden Lande umgekommen?“

„O bewahre! Ihr Gatte war ein wohlhabender Mann; sie hat eine glückliche, aber nur kurze Ehe geführt; nachher war sie unabhängig, und wir haben uns wiedergefunden, theils in Paris, wo sie mehrere Jahre hindurch ihren Aufenthalt nahm, theils in den rheinischen Bädern. Wir waren mittlerweile zu alt geworden, um uns von Neuem ineinander zu verlieben, aber sind recht gute Freunde geblieben. Sie lebt jetzt noch in Berlin unter den günstigsten Verhältnissen. Aber das war eine Abweichung von meiner Geschichte, die ich fortsetzen will, wenn sie Dich nicht zu sehr langweilt.“

Eugenie nickte nur stumm mit dem Kopfe; sie wollte wohl nur den Chevalier, der sich einmal mit Vorliebe in seine Erinnerungen versenkt hatte, nicht durch eine offenkundige Theilnahmlosigkeit erzürnen.

„Ich sagte, daß mein Glückstern sich auch einmal dem Untergange zuneigte; vielleicht trug ich selbst die Schuld daran, weil ich von dem mir vorgezeichneten Wege abgewichen war; das Gefühl hatte für eine Weile den Verstand mit sich fortgerissen. Ich hatte in Lyon und in nächster Zeit auch in Paris unvernünftige Ausgaben gemacht, ich war unaufmerksam beim Spiele gewesen, — kurz, ich gerieth in manche Verlegenheiten, die meine Existenz bedrohten; meine ganze Lebenserfahrung und Gewandtheit gehörten dazu, einen schlimmen Sturz in die Tiefe abzuwenden; genöthigt, Schulden zu machen, lief ich Gefahr, in die bedenklichsten Verwickelungen zu gerathen, wenn meine Gläubiger meine wahre Situation durchschauten; ich war ja eigentlich Nichts, wie Du es vorher ganz richtig bezeichnetest, wie ein Abenteuerer; aber sind dies nicht fast alle Menschen auf ihrer Lebensreise und der Werth aller soliden Unterlagen höchst relativ? —

Nachdem einige Heirathsspekulationen fehlgeschlagen waren, mußte ich die letzteren auf einem andern Wege suchen und blieb natürlich in der Richtung, die ich von vornherein eingeschlagen hatte, das heißt: ich wollte, wenn ich mir nun einmal eine Art von Beruf wählen mußte, mein bisheriges Leben und Treiben nicht gänzlich aufgeben, sondern Beides zu vereinigen suchen und endlich und vor Allem dabei noch das alte Ziel fest im Auge behalten. Der politische Umschwung im Jahre 1848, die Veränderungen in allen Kreisen der Regierung und Verwaltung brachten mehrere meiner Bekannten, die vorher nicht viel anders wie ich gelebt hatten, zu Aemtern und Würden; die Republik bedurfte frischer, junger Kräfte und kümmerte sich nicht viel um ihre Antecedenzen; so entschloß auch ich mich, einer Staatsform zu dienen, welche eigentlich den Ruin meiner Familie verschuldet hatte; ich war dazu genöthigt und tröstete mich damit, daß diese zweite Auflage der Republik jene Sünde der ersten an mir wieder gutmachen solle. Ich stellte mich dem Ministerium des Innern zur Verfügung, wurde der Polizeipräfektur überwiesen und fand Gelegenheit, einige gute Dienste zu leisten; bei allen Schwankungen wußte ich mich auf diesem Boden zu erhalten, und da ich zeitig genug für die bonapartistischen Bestrebungen Partei ergriff und zur Zeit des Staatsstreiches Gelegenheit zur besonderen Auszeichnung fand, — eine nähere Beschreibung meiner Wirksamkeit würde Dich zu sehr ermüden, liebes Kind, und Du wirst sie Dir ja auch leicht aus unserem gemeinsamen Wirken in letzterer Zeit vorzustellen vermögen, — wurde mir nachher von der kaiserlichen Regierung manche Anerkennung und Begünstigung zu Theil. Wieder mit meinen Adelstiteln auftretend, bewegte ich mich in Paris oder zeitweise in der Provinz, in der besten Gesellschaft, die keine Ahnung von meiner Verbindung mit der Regierung besaß, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, für die letztere sehr wichtige Beobachtungen anzustellen und ihr zufließen zu lassen. Das Spiel hat mir auch in dieser Beziehung gute Dienste gethan, und während die kaiserliche Polizei es an andern Orten energisch verfolgte, drückte sie bei mir beide Augen darüber zu oder hatte mir vielmehr ein Privilegium dafür ertheilt. Diese Idee, die ich angeregt hatte, wurde als ganz vortrefflich befunden; auf diesem Wege zog ich eine Menge von Bekanntschaften an

mich und fand Gelegenheit, den Leuten ein wenig tiefer in die Seele zu blicken, als sie sonst davon sehen zu lassen lieben; die Leidenschaft sprengt die äußeren Formen und enthüllt den nackten inneren Kern; das Spiel gerade bietet Gelegenheit, kleine Gefälligkeiten zu leisten und sich ein Vertrauen zu erwerben, das jede Maske fallen läßt. Wenn ich meine Memoiren über Alles, was ich am grünen Tische und hinter den Kartenblättern erlebt und erfahren habe, niedergeschrieben hätte oder noch niederschreiben wollte, so würden dieselben einen gewiß werthvollen Beitrag nicht allein zur Charakteristik der Menschen, sondern auch zur Geschichte unserer Tage liefern.“

Herr de Montrouge lächelte, während er dies aussprach, in einer selbstzufriedenen und dabei hämischen Weise, die auch ihn selbst vollkommen charakterisirte und einen erschreckenden Blick in die Verkommenheit seiner Grundsätze und Gefühle thun ließ. Eugenie hatte dies, obgleich sie doch, wie sich schon aus seiner jetzigen Aufrichtigkeit schließen ließ, in einem sehr intimen Verhältnisse zu ihm stand und sein Treiben gewiß längst durchschaut wohl gar unterstützt hatte, vielleicht noch niemals so klar gefühlt und begriffen wie in diesem Momente, — oder war heute ihre Stimmung eine andere geworden? — denn ihre Wangen entfarbten sich und sie blickte mit einer gewissen Scheu auf ihn. Indessen hatte sie selbst so wenig inneren Werth, daß sie sich schnell über diese Empfindung hinwegsetzte, oder Klugheit und Nothwendigkeit geboten ihr, dies zu verheimlichen; sie sagte nur:

„Ich verstehe Sie vollkommen, Alfred; Sie arbeiteten nicht allein für die Regierung, sondern auch für sich selbst, für Ihren Zweck, und ich vermuthete, daß Sie dem Ziele nicht mehr sehr ferne stehen.“

„Ach, liebes Kind, Du hältst mich für reich, wie ich bin! Was besitze ich Anderes wie dieses erbärmliche Haus, das ich nur gekauft habe, um in der Ferne von meinem Schlosse sprechen und mich, seitdem ich das Feld meiner Thätigkeit hauptsächlich nach Deutschland verlegte, mit meiner Ansässigkeit in der Nähe von dessen Grenzen legitimiren zu können?“

„Sie haben mir aber selbst einmal erzählt, daß Sie Capitalien sowohl in der Londoner wie in der Pariser Bank niedergelegt hätten.“

„Kleine Ersparnisse, weiter Nichts! Man ist alt genug geworden, um an die Sicherstellung seiner letzten Tage denken zu müssen.“

Herr de Montrouge sagte dies mit wegwerfender Gleichgiltigkeit, aber er konnte dabei ein verschmitztes Lächeln nicht unterdrücken, das doch wohl Eugenie's Vermuthungen bestätigte.

„Uebrigens,“ setzte er hinzu, — „wird es Dein Schaden nicht sein, mein Kind, wenn ich ein kleines Vermögen hinterlassen sollte, vorausgesetzt, daß Du fortfährst, mir wie bisher zur Seite zu stehen. Du weißt, daß ich keine Verwandten habe, Niemanden, dem ich meinen sauren Verdienst recht gönnte.“

„Sie denken doch noch nicht an Ihren Tod? — Und dann, wahrhaftig, habe ich nie auf Ihre Erbschaft spekulirt! Was mich betrifft, — ich lebe auch nur für den Augenblick!“

Wohl wider Willen hatten die letzten Worte des jungen Mädchens einen recht ernsten, schmerzlichen Ausdruck. Sie selbst schien darüber betroffen zu sein und den Chevalier nicht zu einer Betrachtung kommen lassen zu wollen, denn sie fuhr hastig fort:

„Aber erzählen Sie nur weiter; Sie haben sich noch nie so offen zu mir ausgesprochen.“

„Ich bin eigentlich schon am Ende; das Uebrige hast Du ja nun seit zwei Jahren mit mir erlebt. Du weißt, daß mir seit einer Reihe von Jahren schon, wo die kaiserliche Regierung die Eventualität eines kriegerischen Zusammenstoßes mit Preußen näher in das Auge gefaßt hatte, der Auftrag zu Theil geworden war, die vorzüglichsten Badeorte am Rhein und im südwestlichen Deutschland zu frequentiren, um dort die Bekanntschaft einflußreicher Persönlichkeiten zu machen, dieselben auszuforschen, kurz, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um sowohl über die Stimmung in Deutschland in Bezug auf uns und auf Preußen, wie möglichst über militairische Verhältnisse Bericht erstatten zu können, vorkommenden Falles Verbindungen anzuknüpfen, die uns beim Ausbruche des Krieges nützlich werden sollten u. s. w. Schöne Frauen haben von jeher und überall besondere Anziehungskraft geübt, und — ohne Dir ein galantes Compliment machen zu wollen, liebe Eugenie, — ich irrte mich nicht, wenn ich in Dir, mit der mich in Paris der Zufall zusammenführte, alle die

Eigenschaften vereinigt gefunden zu haben glaubte, die meine Zwecke unterstützen könnten; es giebt viele Leute, die durch das Gold allein, das ein alter Junggeselle in der offenen Hand zeigt, nicht zu blenden sind, aber solch' unwiderstehlichen Reizen der Jugend, Schönheit und des Geistes, wie meine angebliche Tochter zu entfalten hat, beugen sie sich willig und laufen dem alten Vater dabei blind in das Netz."

Herr de Montrouge lachte munter über seinen eigenen Wit und warf Eugenien einen zärtlichen Kußfinger zu. Als sie diese Geberde nur mit einem stummen, ernstnachdenklichen Kopfnicken erwiderte, runzelte sich seine Stirn wieder und erfragte etwas scharf:

"Solltest Du mit dem Pseudovater nicht zufrieden sein, mein Kind? — Gereute Dich unser Contract?"

"Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen dies jemals ausgesprochen hätte," antwortete das junge Mädchen, sich gleichsam entschuldigend. "Die Rollen, die Sie mir zutheilen, sind in der That manchmal nicht leicht durchzuführen, wofür auch das Mißtrauen, das Sie vorher gegen mich äußerten, einen Beweis ablegt; in dessen habe ich keinen Grund, mich über die Lage, in die Sie mich versetzten, zu beschweren, wenn ich auf meine Vergangenheit zurückblicke."

"In der That," meinte der Chevalier triumphirend, — "war die Lage, in der ich zuerst Deine Bekanntschaft machte, nicht beneidenswerth, armes Kind. Erinnerst Du Dich noch, wie ich, während ich einem Bekannten, der zufällig in einem Hause mit Dir wohnte, einen Besuch abstatten wollte, dazu kam, als man Dir Deine Meubles und Dein ganzes Besizthum abpfändete und im Begriffe war, Dich selbst in das Schuldgefängniß zu schleppen? — Ich sah Dich in Thränen zerfließen, ganz vernichtet —"

"O ich bitte Sie, sprechen Sie nicht davon! erwecken Sie nicht wieder diese Erinnerungen in mir, die ich so gern betäuben möchte!" rief das junge Mädchen, das Antliz verhüllend, auf dem sich eine fieberhafte Erregung widerspiegelte. "Ich weiß ja, wie großen Dank ich Ihnen schuldig bin!"

"O nicht doch! daran wollte ich Dich nicht erinnern," erwiderte der Chevalier mit einer Miene, die gerade das Gegen-



theil ausdrückte. „Wir haben uns gegenseitig gute Dienste geleistet, nicht um dadurch quitt zu werden, sondern, wie ich hoffe, um die Einsicht gewonnen zu haben und festzuhalten, daß wir einander unentbehrlich geworden sind. Wenn uns das Schicksal heute trennte, liebe Eugenie, so wärest Du, ein wenig Schmuck und elegante Garderobe abgerechnet, wieder ebenso arm und verlassen wie damals und gingest unzweifelhaft einer traurigen, abenteuerlichen Zukunft entgegen —“

„Beruhige Dich, bestes Kind, es kann davon weiter nicht die Rede sein!“ setzte er rasch hinzu, als das junge Mädchen sich, wie zu einer leidenschaftlichen Erwiderng, aufrichtete; — „ich werde es auch nie dahin kommen lassen, Deine Zukunft ist bereits von mir sichergestellt worden. Lassen wir nun diese eigentlich überflüssigen Betrachtungen und bereiten wir uns auf das nothwendige Handeln vor. Wirst Du Deine Vorbereitungen so treffen können, daß wir dieses Haus noch heute zu verlassen vermögen?“

„Wenn Sie es für nothwendig halten, wird es geschehen.“

„Gut, so sind wir einverstanden! Ich gedenke, dieses Mal auch François mit uns zu nehmen. Zu bewachen giebt es in diesem alten Neste nicht viel, die Magd wird jedenfalls dazu ausreichen. François hat die heutige Affaire im Dorfe mitgemacht und das Volk dort ist boshaft und könnte, falls die Preußen doch in größerer Zahl wiederkehrten, den alten treuen Menschen bloßstellen; ich will mit ihm reden und denke, daß er derselben Meinung sein wird. Du würdest wohl thun, wenn Du einige Stunden zu ruhen versuchtest, um Deine Kräfte zu neuer Thätigkeit zu sammeln, und ich will Dich jetzt ungestört lassen.“

Herr de Montrouge erhob sich und reichte Eugenie die Hand, die anzunehmen sie auch nicht verweigerte; aber sie berührte dieselbe nur leise, und der Blick, mit dem sie ihm folgte, als er ihr den Rücken wandte, um das Zimmer zu verlassen, sprach, wenn auch nicht offene Feindseligkeit, so doch noch immer Nachklänge jener Empfindungen aus, welche sich während dieser Unterredung wechselweise bei ihr kundgegeben hatten.

Wie eng persönliche, materielle Interessen, Zufälligkeiten des Schicksals mit ihren Consequenzen oder Berechnung diese beiden

Personen miteinander auch verknüpft haben mochten, so lag es doch auf der Hand, daß es an allen Sympathien und rechtem Vertrauen zwischen ihnen fehlte, und daß auf der Seite des Mädchens sogar ein durch alle jene Rücksichten, welche sie auf diesen Mann zu nehmen hatte, unbefieglicher Widerwille vorherrschend blieb. —

#### Zwanzigstes Kapitel.

#### Eugenie.

An einem der kleinen Theater untergeordneten Ranges in einer Vorstadt des alten Paris — wir wollen damit die Periode einige Jahre vor der von Hauffmann nach der Idee Napoleon's III. geleiteten großartigen Umgestaltung durch neue Anlagen und Bauten bezeichnen, — glänzte geraume Zeit hindurch als erster Stern Mademoiselle Idalie, — der weitere Name, der von der schnell dahinrauschenden Flut des weltstädtischen Lebens längst dem Meere ewiger Vergessenheit zugetragen worden ist, thut weiter Nichts zur Sache.

Die kleine Bühne, welche fast ausschließlich mehr possenhafte Lieberspiele, die sogenannten Folie-Vaudevilles, vorführte und deren Publikum sich aus den gewöhnlichen Arbeitern mit ihren Familien, Grisetten, jungen Studenten, überhaupt Leuten zusammenzusetzen pflegte, die wenig Ansprüche an künstlerische Darstellung machten und das Vergnügen nur für den billigsten Preis suchten, war erst durch Mademoiselle Idalie auch bei weiteren, höher hinaufftrebenden Kreisen bekannt geworden und in die Mode gekommen. Keine Rede davon, daß die junge Dame eine Künstlerin ersten Ranges gewesen wäre! — sie besaß eine hübsche, frische Stimme, aber dieselbe war keineswegs durchgebildet; als Schauspielerin konnte sie höchstens für mittelmäßig gelten und würde auf einem größeren Theater die Probe nicht bestanden

haben, aber die ächt volksthümliche Art, wie sie ihre Couplets vortrug, ihre allerliebste kokette Naivetät, die originelle Darstellungsweise, die aller Schule spottete, hatten sie zum Lieblinge jener ursprünglichen Theaterbesucher gemacht, und die anderen wurden nicht allein durch ihre wirklich auffällige Schönheit angezogen, sondern auch durch den unter ihren Verhältnissen kaum glaublichen Ruf ihrer strengen Tugend.

Man wird daraus leicht schließen können, welchen Charakters dieser zweite Theil des Publikums, der nun die ersten und theuersten Plätze füllte, war. Alte und junge Dandys und Flaneurs, darunter sehr respectable Herren, die sowohl an der Börse wie in den Salons der großen Welt für äußerst solide galten, leicht zu enthusiastisirende Künstler und Literaten, abenteuerlustige Offiziere, — sie besuchten jetzt das kleine, sonst verachtete Theater, und zwar nicht allein dessen Zuschauerräume, sondern, wie es sich nur thun ließ, auch die Bretter hinter den Coullissen, um dort Fräulein Zhalie zu beklatschen, hier ihr den Hof zu machen. Der Director und die andern Schauspieler nahmen dies eigentlich noch besser auf, wie die gesuchte Dame selbst; denn sie zogen mannigfache Vortheile daraus; Mademoiselle Zhalie zeigte sich den vielen sie bestürmenden Gönnern gegenüber allerdings auch ganz dankbar, indem sie ihnen freundlich zulächelte, mit ihnen scherzte und kokettirte, sogar Geschenke annahm, wenn auch mit Auswahl; aber soweit ging ihre Dankbarkeit doch nicht, daß sie sich nur Einem gegenüber vollständig erklärte, und das war es eben, was ihr das Fortbestehen des allgemeinen Interesses sicherte.

Das junge Mädchen stand ganz allein, d. h. ohne Familie, in der Welt; sie machte auch kein Hehl daraus, daß sie aus den untersten Schichten der Gesellschaft stamme, und ihr Bildungsgrad bewies, daß sie, was sie jetzt war, durch sich selbst geworden; nicht geringe natürliche Anlagen hatten ihr dabei allerdings zur Seite gestanden. Bewunderungswürdig blieb es unter solchen Umständen immer, woher sie die Grundsätze, an denen sie so treu hielt, genommen habe, und dieselben gereichten ihr damit doppelt zur Ehre.

Dieses Phänomen im Pariser Leben, das von jeher so reich an der tiefsten Corruption gewesen ist, reizte nicht allein die Neugierde und den eroberungslustigen Ehrgeiz, sondern es fanden

sich auch mehrere edelthätigere Männer verschiedenen Standes, die nach dem gerechtfertigten Besitze einer so kostbaren Perle strebten; die arme Schauspielerin — Idalie hatte sich auch nicht einmal dadurch bloßgestellt, daß sie sich durch Täuschung ihrer Anbeter zu bereichern suchte, — erhielt zu wiederholten Malen förmliche Heirathsanträge, deren Annahme sie in die angenehmste Lebensstellung versetzt haben würde, aber — neues Wunder — sie wies dieselben mit einer Entschiedenheit zurück, welche nur die einzige Erklärung zuließ, daß sie ihr Herz und damit ihre Hand bereits vergeben habe.

Indessen blieb es den angestrengtesten Forschungen, selbst ihrer näheren Bekannten, längere Zeit hindurch ganz unmöglich, den solchergestalt Begünstigten zu entdecken; man trug sich mit den fabelhaftesten Vermuthungen und Gerüchten darüber, und dieselben erreichten ihren Gipfelpunkt, als Idalie eine Gelegenheit benutzte, plötzlich ihren Contract zu kündigen und gänzlich von der Bühne zurückzutreten; sie hatte dem Director und ihren Collegien angegeben, sie habe sich nun ein kleines Capital erspart und wolle heirathen; das bestürzte Publikum, welches die Sache nicht rückgängig machen konnte, suchte sich dadurch zu entschädigen, daß es diesem Entschlusse die romantischsten Motive unterlegte, womit man bis zu Behauptungen gelangte wie, Idalie sei von einem englischen Lord entführt worden oder zu einer der höchsten Personen in Paris in intime Verbindung getreten.

Seitdem war der Stern jenes Theaters verblichen und der Name, den er einst geführt hatte, bald in Vergessenheit gesunken; Wenige kamen hinter die Wahrheit.

Idalie hatte wirklich geheirathet und zwar einen armen Coullissenmaler, obenein einen Deutschen; es war gut, daß sie dies bis zum letzten Augenblicke verheimlichte, denn man würde es ihr nie verzeihen und den angebeteten Liebling vielleicht noch beim letzten Auftreten ausgepiffen haben. Es kann uns gleichgültig sein, wie sie die Bekanntschaft ihres nunmehrigen Gatten gemacht und unter dem Schleier des Geheimnisses so lange fortzuführen gewußt hatte, — genug, sie hatte einen braven Mann, mit dem sie aufrichtige und warme gegenseitige Liebe vereinigte, bekommen und war glücklich mit ihm.

Das junge Paar lebte zurückgezogen, unter bescheidenen,

aber nicht ganz ärmlichen Verhältnissen, in Paris weiter; die Kunst oder das Handwerk des Mannes fand ihr Brot, und die Ersparnisse der Frau füllten etwaige Lücken aus. Etwa ein Jahr nach der Hochzeit wurde ihnen eine Tochter bescheert, die den Namen Eugenie erhielt und das einzige Kind aus dieser Ehe blieb.

Die unruhigen politischen Bewegungen in Frankreich und besonders dessen Hauptstadt, welche die nächsten Jahre mit sich brachten, blieben indessen nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das Geschäft von Idalie's Gatten; das kleine Capital mußte häufig in Anspruch genommen werden, eine verfehlte Speculation zehrte es gänzlich auf, und für die kleine Familie begann eine Zeit bitterer Noth; dazu kam noch, daß der Mann von einer langsam schleichenden Krankheit befallen wurde, die ihn endlich ganz arbeitsunfähig machte.

War es der braven Frau nun zu verdenken, daß sie, genöthigt, durch schwere, ungewohnte Arbeit die Ihrigen zu ernähren, kaum vermögend, das bitterste Elend zu bekämpfen, sich sehnsüchtig der Zeit erinnerte, in der sie eine immerhin glänzende Rolle gespielt hatte? — Sie war weit entfernt davon, zu bereuen, daß sie geheirathet hatte; die zärtliche Liebe zu ihrem Kinde allein würde dies schon unmöglich gemacht haben; aber unter der Noth der Gegenwart kehrten ihre Träume doch in die Vergangenheit zurück und forderten sie zu verführerischen Vergleichen auf.

Sie kam einmal auf den Gedanken, das Glück noch einmal beim Theater zu versuchen; der Mann war dagegen und verbot es ihr entschieden; das körperliche Leiden machte ihn eigenstünnig, und übrigens hatte er auch Recht: Idalie hätte die Stelle, die sie früher eingenommen, nicht mehr ausfüllen können, die Gunst des Publikums würde sich ihr nie wieder in demselben Maße zugewandt haben. Sie war auch eine gehorsame, noch immer liebende Frau und fügte sich, aber bei diesem Zwange wollte der alte Stolz oder die Eitelkeit der Künstlerin doch immer wieder seine Rechte geltend machen, oder eigentlich erwachten diese Gefühle jetzt erst in einer leicht begreiflichen Selbsttäuschung. Sie durfte ihnen für ihre Person nicht nachgeben, aber in der heranwachsenden Tochter fand sie sich selbst noch einmal verjüngt und

alle ihre Hoffnungen auf dieselbe nahmen jetzt gerade diese Richtung an.

Eugenie versprach ein ebenso schönes Mädchen zu werden, wie ihre Mutter gewesen war; auch von dem Charakter und Temperamente derselben lag viel in ihr, das Blut des Vaters gab ihrem Wesen aber doch noch eine andere Gestalt, und da der franke Mann an die Stube gefesselt war, und sich mit dem Kinde viel beschäftigte, konnte und mußte er viel Einfluß auf dessen Erziehung üben.

Abgesehen davon, daß Eugenie in ihrer Jugend der deutschen Sprache ebenso mächtig wurde wie der französischen, — der früh erfolgende Tod des Vaters und die weitere Umgebung, in der sie aufwuchs, ließen das deutsche Element nicht zur vollen Geltung in ihr kommen, — wurzelten doch noch manche Züge des Letzteren in ihrem Gemüthsleben; die Neigung zur Romantik, die ihrer Mutter ganz abging, wodurch Letztere vielleicht vor manchem Schaden bewahrt worden war, gehörte dazu; Eugenie sah nicht so leicht, froh und sicher in die Welt hinein; sie überlegte schon frühzeitig, wie sich, unter so wenig versprechenden äußeren Verhältnissen, ihre Zukunft gestalten sollte.

So wurde es erklärlich, daß Mutter und Tochter dem Gatten und Vater gegenüber, den sie herzlich liebten, doch ein Geheimniß zusammen hatten; Idalie wünschte, ihre Tochter einmal dieselbe Carriere, die sie anfänglich verfolgt hatte, einschlagen und sie auf der Bühne Triumphe feiern zu sehen, und Eugenie war damit auch ganz einverstanden; obgleich der Vater davon durchaus Nichts wissen wollte, hielt sie dieses Ziel heimlich fest im Auge.

Sie gewann freieres Feld dafür, als der brave Mann starb; damals war sie fünfzehn Jahre alt. Sie hatte eine gute Schule besucht und sich im Zusammensein mit ihren Colleginnen höherer Stände eine äußere Tournüre angeeignet, welche die Mutter ebenso entzückte wie ihre aufblühende Schönheit. In ihrer mütterlichen Eitelkeit vergaß Idalie, auf welche Weise sie selbst ihr Glück gesucht und allerdings nicht dauernd gefunden hatte; für die Tochter machte sie sich viel höher hinausgehende Pläne und erweckte dadurch auch in dem jungen Mädchen, sich selbst unbe-

mußt, Gedanken, die, von jugendlicher Unerfahrenheit und lebhafter Phantasie weiter ausgesponnen, gefährlich werden konnten.

Sie hatte noch die Genugthuung, Eugenie, als dieselbe ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte, auf einer Bühne mittleren Ranges in Paris auftreten und Beifall finden zu sehen, und wäre es ihr nun vergönnt gewesen, die Hüterin ihres Kindes zu bleiben, wie sie es sich vorgestellt hatte, so würde diese Carriere Eugenie vielleicht wirklich zum Glücke geführt haben, denn sie besaß schöne Anlagen, Bedeutendes auf diesem Felde zu leisten, und ihre äußere Erscheinung sicherte ihr dann die höchsten Triumphe.

Aber Idalie starb zu früh und schnell für das Glück ihres Kindes, das nun unter den von allen Seiten eindringenden Versuchungen jeder Stütze, die es nicht in sich selbst fand, beraubt war. Die Eltern hatten Eugenie blutwenig hinterlassen, denn, trotz aller Sparsamkeit, wurde ihre ganze Einnahme, mit der es, wie schon erwähnt, nicht zum Besten bestellt gewesen war, durch die Ausgaben verschlungen, welche zuerst die Krankheit des Mannes erheischte und nachher die Ausbildung der Tochter; indessen waren auch nicht gerade ansehnliche Schulden vorhanden, und Eugenie bezog bereits, was sie jedenfalls mehr ihrer Schönheit wie ihren künstlerischen Leistungen verdankte, eine kleine Gage, die sie vor wirklicher Noth sicherte.

Viel arbeiten hatte das junge Mädchen nicht gelernt, weil die mütterliche Zärtlichkeit ihr dies gern abnahm, und besonders seitdem Idalie ihre Ansichten ungestört geltend machen durfte, hatte sie in einer Verblendung, welche man bei den besten Müttern so häufig findet, ihre Tochter selbst davon zurückgehalten und in vielfacher Weise verwöhnt; sie war überzeugt gewesen, daß Eugenie die vollste Berechtigung habe, eine große Dame zu werden, und wollte auch gar nicht einmal die Möglichkeit zulassen, daß es anders kommen könne; vielleicht bereute sie im Geheimen doch, daß sie nicht eine der ihr früher angebotenen glänzenden Partien eingegangen war, und baute darauf ihre Hoffnungen, daß es Eugenie bald auch nicht an solchen Anträgen fehlen werde.

Idalie war übrigens immer so tugendhaft gewesen, daß sie einen andern Charakter bei ihrer Tochter gar nicht voraussetzen konnte; sie scheute sich sogar, das junge Mädchen auf die Ge-

fahren, die ihr in dieser Beziehung drohen konnten, aufmerksam zu machen, indem sie sich vorbehielt, ein scharfes, sorgendes Auge auf alle Bekanntschaften, welche Eugenie machen würde, zu richten.

Es kam nun eben anders; es ist ja auch etwas ganz Gewöhnliches, daß das Schicksal die menschlichen Pläne durchkreuzt.

Eugenie war nicht gerade leichtsinnig, noch weniger so verstandesarm und blind, daß sie auf die ihr von vielen Seiten dargebrachten zweifelhaften Huldigungen großen Werth gelegt hätte. Man wird sich, besonders wenn man sich in die Verhältnisse des Pariser, im Allgemeinen sittenlosen Lebens hineinversetzen will, leicht vorstellen können, welche Verführungversuche an ein junges, kaum den Kinderschuhen entwachsenes Mädchen, das obenein noch eine der Oeffentlichkeit so exponirte Lebensstellung einnahm, herantreten.

Eugeniens ältere Colleginnen, mit denen sie eine Art Freundschaft zu unterhalten genöthigt war, gehörten ausnahmslos jener Klasse des weiblichen Geschlechts an, die, einer nur mangelhaften Erziehung theilhaftig geworden, von materieller Noth bedrückt, kein anderes Ziel vor Augen hat, als aus dem Momente Genuß zu ziehen, um welchen Preis derselbe auch erkaufte werden mußte, und in tollem Rausche die innere Unbefriedigung, sowie die mit Kummer und Elend drohende Zukunft zu vergessen, oder die Gewigteren von ihnen strebten auch wohl in niedriger, gefühlloser Berechnung danach, mit ihren körperlichen Reizen die Sinnlichkeit eines Unerfahrenen zu ködern, um ihn in eigenem Nutzen förmlich zu berauben; sie betrachteten dies förmlich als ihr Privilegium. Wären solche Absichten dem jungen Mädchen naht ausgesprochen worden, so würde sie sich jedenfalls mit Abscheu und Entrüstung von diesen Weibern, vielleicht gar von ihrem Berufe abgewandt haben; aber die Ersteren, die, im Bewußtsein der eigenen Niedrigkeit, keine Tugendheldin, deren Anblick für sie schon ein Vorwurf war, neben sich zu haben wünschten, waren gewandt genug, ihr Inneres möglichst zu verhüllen, und bemühten sich, Eugenie nur allmählig zu sich herabzuziehen.

Dann war es wieder dieselbe Klasse von Männern, deren Verlockungen Iphigie so tapfer widerstanden hatte, welche sich nun auch um die Tochter scharten und durch enthusiastische Huld-



gungen zuerst deren Eitelkeit zu schüren und ihre Phantasie zu entflammen suchten, indem sie ihr goldene Berge versprachen; je mehr diese sonst eines leichten Sieges gewöhnten Leute Widerstand fanden, desto höher stieg der Werth des Besitzes in ihren Augen, und sie ließen kein Mittel unversucht, jenen zu brechen; sie waren in der Führung ihrer Waffen schon vielfach erprobt und hatten nur ein unerfahrenes, schutzloses, durch seine Lebensstellung ihnen beinahe preisgegebenes Mädchen zu bekämpfen.

Um so höher durfte man es Eugenie wohl zur Ehre rechnen, daß sie lange diesen in der einschmeichelndsten Gestalt gegen sie gerichteten Anfeindungen widerstand, daß sie auf diese Weise sogar gar nicht zu erschüttern war; die glänzendsten Bilder der Zukunft, denen sie heimlich entgegensehnte, vermochten sie doch nicht so weit zu verblenden, daß sie um solchen Preis allein ihre Tugend verkauft hätte.

Das alleinstehende Mädchen, dessen Phantasie in so lebhaft bewegter Weise gesetzt wurde, mußte sich aber leicht in die Träumerei einer wahren Liebe versenken, sobald sich dazu die Gelegenheit für sie fand; je mehr sie die sie umringende Falschheit durchschaute, desto mehr sehnte sie sich nach einem Herzen, an das sie das übrige mit vollem Vertrauen lehnen konnte.

Die Geschichte ihrer Mutter war erst durch Eugenie's öffentliches Auftreten bekannt geworden; die älteren Männer erinnerten sich wieder Idalie's und ihres plötzlichen Verschwindens, es wurde in gewissen Kreisen jetzt viel über die endliche Lösung dieses Räthfels gesprochen.

Ein junger Wüßling, der Vicomte d'Herbillon, der bis dahin noch nicht Gelegenheit gefunden hatte, Eugenie kennen zu lernen, hörte von Mutter und Tochter, sah die Letztere nun und fand es der Mühe werth, sie der langen Reihe seiner Eroberungen anzuschließen; er verkannte indessen die Schwierigkeiten nicht, die sich ihm, nach dem allgemeinen Urtheile, entgegenstellen würden, und jene Geschichte der Mutter brachte ihn auf eine eigenthümliche Idee, um deren Ausführung er sich auch nicht die geringsten Gewissensbisse machte.

Er war ein schöner junger Mann von den bestechendsten Manieren und klug genug, um nicht über die Massen eitel zu sein; er verstand auch sehr gut, sich den Anschein großherziger

Biederkeit und tiefen Gefühls zu geben und damit auf das Vollkommenste zu täuschen.

Nach Allem, was er aus den zuverlässigsten Quellen über Eugenie gehört hatte, dachte er nicht daran, sie durch seinen Rang und Reichthum gewinnen zu wollen, sondern wußte es zu veranstalten, daß sie ihn unter der Maske eines armen Künstlers — er war ziemlich geschickter Dilettant in der Bildhauerei — kennen lernte. Diese Rolle führte er längere Zeit ebenso geschickt wie geduldig durch, was ihm um so eher möglich wurde, als er für das junge Mädchen wirklich eine Leidenschaft faßte, die allerdings nicht ganz reiner Natur war.

Eugenie ließ sich täuschen; der bescheidene, ihr so viele Beweise seiner innigsten Anhänglichkeit und wärmsten Zuneigung gebende junge Mann gewann sich ihr Herz; es war die erste Liebe desselben, und sie gab sich ihr ohne Bedenken rückhaltslos hin; auch sie hatte das Beispiel ihrer Mutter vor Augen und zweifelte nicht daran, daß ihr Geliebter es ebenso ehrlich und treu meine, wie dereinst ihr Vater mit Jener; einem vornehmen Herrn würde sie gemißtraut haben, daß der arme Künstler Robert, den sie bald so sehr liebte, sie betrügen könne, kam ihr gar nicht einmal in den Sinn; sie setzte als selbstverständlich voraus, daß es ebenso gehen werde wie in der Brautenschaft ihrer Eltern, daß sie die Bühne verlassen wollte, wenn sie eine hinreichende Summe, um sich die Ausstattung zu beschaffen, zusammengespart hätte, und daß dann die Hochzeit folgen würde; wenn sie diese Pläne in glücklich hoffender Stimmung bis in die Details hinein ausmalte, erklärte Robert sich immer ganz einverstanden damit, versicherte, daß sie ihr Brot hinreichend finden würden, und drängte mit einer Ungeduld, die sie natürlich auf seine Zärtlichkeit schrieb, dahin, daß das Herankommen der Stunde, von der er das höchste Glück erwartete, beschleunigt werde. Die Verhältnisse lagen in der That so, daß dieses Ziel schon sehr nahe gerückt erschien.

Diese Bekanntschaft, die nun beinahe ein Jahr dauerte, wurde von beiden Seiten äußerst geheim gehalten, was ihr einen noch erhöhten Reiz gab. Paris ist so groß, daß das Pärchen bei seinen heimlichen Rendezvous und gemeinsamen Ausflügen nicht von Bekannten beobachtet zu werden zu fürchten brauchte; im schlimmsten Falle konnte ja auch Eugenie sich immer dadurch

rechtfertigen, daß sie ihre Verlobung mit dem jungen Manne erklärte.

Je näher der Zeitpunkt der mit Sicherheit erwarteten Vereinigung rückte, desto zuversichtlicher überließ sie sich ihrem Glücke, und der Vicomte d'Herbillon war nicht der Mann, der dies nicht für seinen Zweck auszubenten gewußt hätte. Das arme junge Mädchen hatte eine schwache Stunde, welche der Verführer mit allen seinen Künsten herbeiführte, und gleich darauf erfuhr sie, daß sie getäuscht worden war.

Der Vicomte entdeckte der Bestürzten nämlich seinen wahren Stand und Namen, aber er schwur der noch Berauschten mit den heiligsten Eiden, daß er die Maske nur aus wahrer Liebe und in der besten Absicht für sie vorgenommen habe, weil sie ihm sonst in ungerechtem Mißtrauen gewiß nicht erlaubt haben würde, sich ihr so weit zu nähern; er schwur ferner, daß er sie nun doch als seine Braut betrachte und heirathen werde, nur seien bei seiner stolzen Familie noch verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden, und schließlich malte er ihr auf die beredteste und überzeugendste Weise ein wahres Zukunftsparadies voll des strahlendsten inneren und äußeren Glückes aus, bis es ihm gelang, sie zu beruhigen und wieder ihr volles Vertrauen zu gewinnen.

Was blieb ihr nun auch Anderes übrig, als das Lekttere auf diesen Mann zu setzen, der ihre Ehre schon in seiner Hand hielt? — sie liebte ihn auch wirklich so innig und treu, daß sie ihn keiner Schlechtigkeit für fähig zu halten vermochte und ihm den Betrug, den er nur um seiner Liebe willen begangen zu haben vorgab, verzieh. Weil sie sich ihres Glückes dann noch für sicherer gehalten hätte, dasselbe keinen Kampf mit Anderen, wie nun den Verwandten des Vicomtes, gekostet haben würde, wäre es ihr lieber gewesen, wenn er der arme Künstler geblieben; in dessen konnten die glänzenden Aussichten, die er ihr eröffnete, sie doch nicht ganz kalt lassen, und alle etwa noch auftauchenden Bedenken schlug sie mit der Ueberzeugung nieder, dieses Verhältniß müsse den Segen ihrer verstorbenen Mutter haben, da dieselbe ihr ja häufig gerade eine solche Zukunft prophezeit hatte.

Wie schon gesagt, war der Vicomte wirklich in sie verliebt geworden, womit wir durchaus nicht sagen wollen, daß er sie so aufrichtig und treu liebte, um die gewöhnlichen Standesvorur-

theile zu überwinden, den entschiedenen Widerspruch, den er bei seiner Familie zweifellos gefunden haben würde, zu bekämpfen und sich selbst in die Fesseln der Ehe schlagen zu lassen, die er verabscheute und verspottete; er fühlte sich sogar überzeugt, daß seine Leidenschaft sich früher oder später abkühlen werde, aber einstweilen wollte er sich ihr noch so rückhaltlos wie möglich hingeben.

Deshalb verlangte er von Eugénien, die ihm nun schon eigentlich ganz unterthänig geworden war, daß sie sofort die Bühne verlasse und eine sehr schöne Wohnung, die er ihr in einer der ländlichen Vorstädte gemiethet hatte, beziehe. Das junge Mädchen versuchte anfänglich eine Weigerung; dieses Arrangement erinnerte so sehr an die schon mehr als zweideutigen Verhältnisse einiger Colleginnen, daß sie Mißtrauen zu schöpfen begann; aber der Vicomte siegte mit seinem Vorschlage, indem er ihr vorstellte, seine Familie würde nie gestatten, daß er eine Schauspielerin direkt von der Bühne herab heirathe, es sei nothwendig, daß Eugénie vorher eine möglichst unabhängige gesellschaftliche Stellung einnehme.

Von dieser Zeit an wurde die Betrogene, ohne daß sie dies längere Zeit hindurch ahnte, wenn sie auch heimlich mit mancher schweren Sorge kämpfte, von Allen, mit welchen sie in irgend eine Berührung kam, als die erklärte Geliebte des Vicomte's d'Herbillon betrachtet, d. h. eine Geliebte, die er nichts weniger als jemals zu heirathen beabsichtigte; die Schmach dieses Verhältnisses wurde ihr selbst aber nicht so bald klar, weil man sich hütete, ihr dieselbe in das Gesicht zu sagen, die Meisten sie auch mehr beneideten als beklagten. Herbillon sprach indessen ziemlich offen seine Absichten aus, nur nicht Eugénien selbst gegenüber, der er immer wieder neue Hindernisse, welche sich der Ausführung seines höchsten Wunsches entgegenstellen sollten, vorlog und sie damit zu vertrosten suchte, und renommirte zu seinen Freunden und Bekannten auf die gefühlloseste Weise mit seiner Eroberung.

Außerlich fehlte es Eugénien an Nichts; der Vicomte war reich genug, um sie mit allem Luxus zu umgeben, nicht etwa um ihrer selbstwillen, denn er wußte, daß sie vorgezogen hätte, jetzt ganz zurückgezogen von der Welt und einfach zu leben, sondern weil er einen Stolz darein setzte, „eine kostspielige Geliebte“ zu

haben. Die einsamen, süßen Schäferstunden genügten ihm auch bald nicht mehr; er wollte seinen Schatz der Doffentlichkeit präsentiren. Eugenie mußte, auf feinen ausdrücklichen Willen, der nun zuweilen schon recht herrisch auftrat, die glänzendsten Toiletten machen, mit ihm im offenen Kabriolet oder zu Pferde die lebhaftesten Promenaden besuchen, endlich die Besuche seiner Freunde und deren Freundinnen empfangen; diese gesinnungslosen Menschen, besonders die entschieden der Demi-monde angehörigen Frauen, machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, die von ihm in Scene gesetzte Täuschung Eugeniens zu unterstützen, und ihnen durfte er sie ganz ungenirt als seine Braut vorstellen.

Das ging während einer langen Weile, zumal Eugenie selbst in diesen fortwährenden Vergnügungsräusch hineingezogen war, aber endlich mußten sich ihr doch die Augen öffnen; mit Entsetzen begann sie zu begreifen, wohin sie gebracht worden war. Als sie den Vicomte darüber ernstlich zur Rede stellte, gab es eine stürmische Scene, bei der er ihr gerade heraus die Wahrheit erklärte, ihrer Leichtgläubigkeit spottete und ihr die Wahl stellte, entweder seine Geliebte wie bisher zu bleiben oder zu gehen, wohin sie wollte, die nun einmal untilgbare Schmach und den Hohn Derer, welche dieselbe längst durchschaut hatten, mit sich nehmend.

Das verzweiflungsvolle Mädchen, das nun auch ihres besten Trostes, der wahren Liebe zu dem Vicomte, durch dieses rücksichtslose Benehmen beraubt war, wählte das Letztere, und er ging kalt von ihr, wobei er sagte, er werde anderen Tages wiederkommen, um sich zu überzeugen; ob sie sich nicht eines Besseren besonnen habe.

Es war freilich nothwendig, daß sie wohl überlegte, was sie thun wollte. Wohin sollte sie gehen? — es war ihr, als müßte ganz Paris, die ganze Welt ihre Schande kennen und als dürfe sie nicht mehr daran denken, sich eine neue ehrenvolle Existenz zu gründen; sie hatte sich selbst verloren gegeben. In einem dem Wahnsinne nahen Zustande kam die Unglückliche auf die Idee, Hand an das eigene Leben zu legen; sie wollte sich durch Phosphor vergiften, aber im entscheidenden Momente schau-

berte sie zurück; es fehlte ihr der Muth, ihr Vorhaben auszuführen.

Wir wollen nicht versuchen, den Kampf zu schildern, den sie mit sich bestand; das Resultat desselben war, daß sie blieb und daß der Vicomte am anderen Tage, wie er sicher erwartet hatte, triumphiren konnte. Dieses Mal spannte er die Saiten nicht zu scharf an; er zeigte sich erfreut, daß er sie wiederfand, sogar zärtlich, und obgleich sie diese Liebe, die sie nun in ihrer wahren Gestalt sah, verachtete und verabscheute, hielt sie sich doch für gezwungen, sie nicht gänzlich zurückzuweisen; sie stellte sich, als ob sie seine Trostgründe anerkenne, — kurz, sie war nun — wir wollen nicht sagen freiwillig, aber doch mit Bewußtsein Das geworden, wozu er sie schon gemacht hatte.

Wie tief verachtete sie sich selbst deshalb! — sie wagte nicht mehr, das Andenken ihrer braven Eltern heraufzubeschwören, zu dem sie sich sonst immer in Stunden des Kammers und der Noth geflüchtet hatte; sie fürchtete sich, dem Vicomte in die Augen zu sehen, weil sie fühlte, daß auch sie ihn von jetzt an betrügen müsse; sie schauderte, wenn sie sich selbst im Spiegel erblickte. Und bei Alledem, während ihr das Herz beinahe brach, lächelte sie und plauderte, — sie zwang sich zu der Einbildung, daß sie eine Rolle auf der Bühne spiele, — sie war ja gelernte Schauspielerin.

Das frühere Leben des Paares nahm seinen Fortgang; Eugenie warf sich ihm jetzt mit einem beinahe wilden Ungeßüm in die Arme, weil sie das Bedürfniß fühlte, ihre Gewissensbisse zu betäuben; sie wollte es wie die Anderen machen, die mit ihr auf gleicher Stufe standen. Die heimlichen Thränen, die sie dazwischen wieder vergoß, die an ihr Herz klopfende Reue darüber, daß sie nicht die Kraft über sich gewonnen habe, den Tod oder die niedrigste, mühevollste Existenz dem schmachvollen Glanze und Ueberflusse vorzuziehen, die bittere Ironie, beinahe Haß, mit der sie ihre Umgebung betrachtete, bemerkte Niemand.

Man wunderte sich nicht wenig, daß der Vicomte d'Herbillon dieser Geliebten so lange treu blieb, wie die Leute obenhin sagten; das war, so lange man ihn kannte, an einer anderen Stelle noch nicht vorgekommen. Eugenie hatte allerdings ungewöhnliche fesselnde Reize, und die allgemeine Anerkennung der-

selben war es eben, welche ihn bewog, nicht mit ihr zu brechen; er wollte die Schönste und Interessanteste besitzen, und einen Ersatz für sie aufzufinden, war ihm noch nicht möglich gewesen; eine Verpflichtung gegen sie fühlte er durchaus nicht, wenigstens glaubte er dieselbe in der üblichen Weise bei der Trennung erledigen zu können; er fand nicht einmal mehr den früheren Genuß in ihrer Gesellschaft, weil es ihm nicht entging, daß sich ihr ganzes Wesen sehr verändert hatte und sie ihm berechnete Verstellung statt Wahrheit gab. Zuweilen kam es auch zu kleinen Zwistigkeiten zwischen ihnen, zu gegenseitigen Vorwürfen, Thränen und harten Worten; das wurde ihm langweilig und verbrießlich, und er war Eugenie's überdrüssiger, als er Anderen gestehen wollte, und sie selbst ahnte; heimlich hatte er schon den vollständigen Bruch beschlossen.

Die Gelegenheit dazu kam überraschend schnell und zwar auf ganz andere Weise, als er sie sich gewünscht hatte. In einen Streit mit einem Offizier verwickelt, nahm er dessen Herausforderung an und blieb todt auf dem Duellplatze. Dies erregte große Sensation, wenn auch nicht tiefe Trauer in den Kreisen, welchen er angehört hatte und in denen er nächher bald genug vergessen sein sollte.

Ein Testament hatte er nicht hinterlassen, denn in seinem lebenslustigen Uebermuth war ihm, selbst einem so ernsten Ereignisse gegenüber, der Gedanke an den Tod nicht in den Kopf gekommen, oder wenn dies doch der Fall gewesen, hatte er es wenigstens für überflüssig gehalten, für Eugenie zu sorgen. Es unterlag keinem Zweifel, an wen seine bedeutende Hinterlassenschaft fiel, und die Erben beeilten sich, dieselbe in Besitz zu nehmen. Natürlich vergaßen sie dabei auch nicht die kostbare Einrichtung Eugenie's, und da sie der Letzteren durchaus keine Achtung und Rücksicht zollen zu brauchen meinten, beauftragten sie einen Advocaten, ihr ohne Weiteres abzunehmen, worauf sie keine wirklichen Eigenthumsrechte geltend zu machen vermochte.

Der plötzliche Tod des Vicomte's hatte das Gefühl des Mädchens doch schwer getroffen; sie war wirklich so uneigennützig, daß sie kaum daran dachte, wie sich nun ihre eigene Zukunft gestalten sollte, und betrauerte aufrichtig den Mann, dessen Schuld sie nun gesühnt glaubte und dem sie zwar nicht mehr ihre Liebe,

aber doch ihr inniges Mitleid schenkte; sie ahnte noch nicht, wie unverantwortlich er sich bis zum letzten Augenblicke gegen sie benommen hatte.

Die Wohnung, die sie jetzt inne hatte, war nicht auf seinen, sondern ihren Namen gemiethet worden, weil er dies so für passender erklärt hatte; die theuren Meubles und anderen Einrichtungsgegenstände waren zum großen Theile noch gar nicht bezahlt, und die Verhältnisse lagen so, daß man auch sie persönlich deshalb belangen konnte; wenigstens konnte man ihr deshalb einen langwierigen Proceß machen. Noch schlimmer sah es mit den sehr ansehnlichen Rechnungen für ihre Garderobe-Artikel und Schmucksachen aus, die sie selbst ausgesucht und entnommen hatte; die Verkäufer wußten recht gut, daß der reiche Vicomte d'Herbillon dafür einstehen wollte, sonst würden sie ihr nicht einen so großen Credit bewilligt haben; leichtsinniger Weise hatte er alle diese Rechnungen aber unbezahlt gelassen; die Verwandten erklärten, wenig anständig, die Sache ginge sie durchaus Nichts an, und die in großer Sorge um ihre Bezahlung schwebenden Händler beschloßen nun, sich an das junge Mädchen zu halten, da sie vermutheten und hofften, dasselbe habe bedeutende Summen, die sie dem Geliebten bei seinen Lebzeiten abgeloct, bei Seite gelegt; bei dieser Sorte von Damen wäre dies Nichts Neues gewesen.

So stürmte man denn von allen Seiten auf die erschrockene Eugenie ein, die in der That nicht sehr werthvolle Geschenke von dem Vicomte erhalten hatte; sie stellte sofort dies Alles zur Disposition, aber man glaubte nicht ihren Versicherungen, daß sie nicht mehr besitze, und während auf die eingereichten Klagen das Gericht Alles, was sich vorfand, mit Beschlag belegen ließ, verfügte es auch, wie wir den Chevalier de Montrouge bereits erwähnen hörten, die Schuldhast über ihre Person.

Eine eingehende Untersuchung würde ohne Zweifel ergeben haben, daß Eugenie keine besondere Schuld zur Last fiel, daß sie, im Gegentheil, schändlich behandelt worden war; da sie Garnichts besaß, konnte auch die Schuldhast zu keinem Zwecke führen, und jedenfalls würde man sie bald entlassen haben. In dessen gab ihr jetzt Niemand diesen Trost, sondern Alle ängstigten sie mit Drohungen, und wenn sie sich vorstellte, welch' tiefen



Demüthigungen ein solcher Proceß sie öffentlich aussetzen mußte, so mußte sie sich der hoffnungslosesten Verzweiflung hingeben.

Der Chevalier de Montrouge hatte einige Zeit zuvor Gelegenheit gefunden, die Bekanntschaft des Vicomte's d'Herbillon zu machen; sie waren am Spieltische zusammengekommen; da der Letztere aber doch wohl scharfsichtig genug gewesen war, den alten, gefährlichen Abenteurer richtig zu schätzen, so hatte er intimere Beziehungen zu ihm vermieden. Daher kam es, daß der Chevalier von Eugénien viel gehört, sie auch gesehen hatte, ihr aber nicht vorgestellt worden war.

Für seine Ziele, die man ja nun schon kennt, schien sie ihm eine ganz passende Gehülfin zu sein; auch hatte ihre imponirende Erscheinung sein altes Herz nicht ganz kalt gelassen. Der Versuch, sie dem reichen d'Herbillon abspänstig zu machen, mußte ihm selbst unausführbar erscheinen; als der Letztere aber das Feld geräumt hatte und sich unter seinen Bekannten das Gerücht von der Lage, in der er Eugénie zurückgelassen hatte, verbreitete, nahm Herr de Montrouge seine alte Idee schnell wieder auf.

Die Vergangenheit Eugénien's war ihm ziemlich unbekannt, und er beurtheilte sie deshalb nach der Mehrzahl Derer, welche eine ähnliche Stellung wie sie einnahmen; er war überzeugt, daß sie zu kaufen sei, es handelte sich nur um den Preis, und er war entschlossen, denselben, wenn er auch hoch wäre, zu bezahlen, da er ihn mit ihrer Hilfe später reichlich wieder einzubringen hoffte.

Mit scheinbarer Ruhe wartete er nun ab, bis die über Eugénie verhängte Katastrophe eingetreten sein würde, und dies dauerte nicht lange; inzwischen hatte er Zeit gewonnen, hinreichende Erkundigungen über die Situation einzuziehen und mit den Leuten, welche sich ihre Gläubiger nannten, ein vorläufiges Abkommen zu treffen, wonach er sich vorbehielt, unter gewissen Bedingungen die Schulden zu übernehmen und durch Zahlung eines angemessenen Procentsatzes sofort zu tilgen.

Herr de Montrouge erschien nun wie Deus ex machina, als Eugénie gerade den schwersten Gang ihres Lebens antreten sollte und sich in halb sinnloser Verzweiflung dagegen sträubte; er stellte sich sehr verwundert über diese Jammerscene, spielte den durch das Mitleid bis zur Entrüstung hingerrissenen Vieder-

wann und besiegelte diese großherzige Regung dadurch, daß er erklärte, er sei geneigt, die Regulirung der Schulden zu übernehmen, wenn Mademoiselle ihm eine Unterredung unter vier Augen darüber gestatten wolle. Der Advocat und die Gerichtsdienner waren schon im Voraus von ihm gewonnen worden und stimmten in die Komödie ein, und von Eugenie wäre es gewiß unverantwortlich thörig und undankbar gewesen, wenn sie dem edlen Helfer in der Noth Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte.

Sie dachte auch nicht daran, sondern war überzeugt, daß ihr der Himmel einen wahrhaft edlen Mann zur Rettung gesandt habe; schon das vorgerückte Alter Herrn de Montrouge's flößte ihr großes Vertrauen ein. Die vertrauliche Unterredung fand statt; in ihrer Aufregung nahm das junge Mädchen keinen Anstand, dem theilnehmenden Frager die volle Wahrheit zu sagen, und der Chevalier begriff daraus doch, daß er vorsichtig zu Werke gehen müsse; er rückte nicht sofort mit seinem nackten Anerbieten heraus, sondern spielte die einmal angenommene Rolle weiter, meinte, er hoffe, daß sich Alles gut arrangiren lassen werde, und verpflichtete Eugenie nur, bis dahin in ihrer Wohnung zu bleiben; den Gerichtspersonen mußte er wohl hinreichende Bürgschaft gegeben haben, denn sie wandten Nichts mehr dagegen ein und zogen ab.

Natürlich hatte Herr de Montrouge nun freien Zutritt bei dem Mädchen und benutzte denselben sehr eifrig, um die in Rede stehenden Angelegenheiten zu regeln; dabei gewann er sich immer mehr ihr Zutrauen, und als er ihr endlich erklärte, er wolle sie aus dieser immer noch schwebenden schlimmen Lage vollständig erlösen, doch erfordere dies seinerseits so große Opfer, daß er wohl eine Gegenleistung beanspruchen dürfe, und dieselbe solle darin bestehen, daß sie in seinem, des alten Junggesellen, Hause die Repräsentantin spiele und in das Verhältniß einer Tochter, deren Namen er ihr auch geben wolle, trete, da stürzten ihr die Thränen der Dankbarkeit aus den Augen und sie wollte ihm zu Füßen fallen; der Antrag klang so ehrenvoll, daß er nur in ihrem eigenen Interesse gemacht worden zu sein schien, und sie argwöhnte so wenig eine Hinterlist dabei, daß sie ihn ohne weiteres Bedenken annahm.

Der Chevalier bezahlte nun die billigen Procente, mit denen

sich die Händler, welche schon Alles verloren geglaubt hatten, begnügten, legte Eugenie aber die vollen Rechnungen vor, so daß sein edelmüthiges Opfer in ihren Augen den höchsten Werth gewinnen mußte, und da er sich immer in seiner väterlichen Würde zu halten wußte, war sie glücklich, ihm folgen zu dürfen. Ging sie nicht einer anständigen, gesicherten Existenz entgegen, nachdem ihr kurz zuvor noch das Schuldgefängniß und ein entehrender Proceß gedroht hatten? — Man wird aus diesem gläubigen Vertrauen der soeben erst bitter Getäuschten am deutlichsten ersehen können, wie wenig die verpestete Luft, in der sie zuletzt geathmet, sie anzustecken vermocht hatte.

Herr de Montrouge bewerkstelligte den Uebergang zu seinen wahren Absichten in ganz meisterhafter Weise; er that dabei Schritt für Schritt, und wenn Eugenie sich auch zum zweiten Male ganz gewaltig enttäuscht sah und die Achtung für diesen Mann verlieren mußte, so fühlte sie sich der Pflicht der Dankbarkeit für ihn doch nicht ganz enthoben. C'est le premier pas seulement, qui coûte<sup>(\*)</sup>) sagt das französische Sprichwort, sehr getreu aus dem praktischen Leben gegriffen; Eugenie hatte den ersten Schritt gethan, und sie konnte nicht wieder zurück; am Ende war die Rolle, die sie jetzt zu spielen hatte, auch nicht schlimmer wie die erste an der Seite des Vicomte's d'Herbillon.

Die Noth, aus welcher der Chevalier sie befreite, hatte sich mit unauslöschlichen Zügen in ihre Erinnerung eingegraben; so weit wollte sie es nie wieder kommen lassen; nur nicht arm, hilflos sein, um nicht der Willkür der Menschen anheimzufallen! Das Leben, das sie nun schon seit einer Reihe von Jahren geführt, hatte sie gewissermaßen verweichlicht; sie traute sich nicht mehr, zu arbeiten und sich dadurch eine Selbstständigkeit erwerben zu können; wirklich hatte sie ja auch in dieser Beziehung sehr wenig gelernt, um darauf irgend eine Hoffnung stützen zu können.

Die Gewohnheit hatte aber auch die Energie, sich aus Verhältnissen, die ihr manchmal sehr drückend erschienen, zu reißen, eingeschläfert; Herr de Montrouge wußte sie stets in Abhängigkeit von sich zu erhalten, bald durch förmlich drohende Hinwei-

\*) Nur der erste Schritt kostet Ueberwindung.

sung auf ihre Vergangenheit und die unsichere Zukunft, der sie ohne ihn preisgegeben sein würde, bald durch die Erinnerung an den Dank, den sie ihm schuldete; man hat eine Probe dieses Systems bereits zu beurtheilen Gelegenheit gefunden.

Ohne Zweifel rechtfertigte Eugenie die Stellung, die sie jetzt einnahm, vor sich selbst auch dadurch, daß die Männer, welche sie in das von dem Chevalier ausgestellte Netz ziehen half, um sie nichts Besseres verdienten, als getäuscht und von dem alten Raubvogel gerupft zu werden. In Frankreich war dies noch mehr der Fall wie in den deutschen Bädern, die sie mit dem Letzteren zusammen besuchte. Die hohe, ächte Aristokratie, der ehrenwerthe Bürgerstand dort fanden in dem Auftreten des Chevaliers doch Etwas, was ihnen nicht zusagen konnte und sie vor ihm auf der Hut sein ließ; in diesen Kreisen fand er keine Opfer. Nur die leichtfertigen Bonvivants, die Männer von zweifelhaftem Charakter wagten den Kampf mit ihm oder ließen sich von ihm verführen; seine angebliche Tochter — von den Erfahrenen, wie man bei dem Obersten gesehen hat, wurde dieses Verhältniß richtig durchschaut, und Herr de Montrouge und Eugenie gaben sich dann auch nicht unnütze Mühe, eine fruchtlose Täuschung darüber zu erhalten. — erregte bei jenen Leuten nur ein ganz sinnliches Interesse und Hoffnungen, die nie erfüllt wurden; Eugenie mußte sich dadurch verletzt und wohl aufgefordert sehen, sich zu rächen.

Eine sich ihr bescheiden nähernde wahrhafte Neigung, wie es ein paar Mal in jenen Bädern von ehrlichen Deutschen vorgekommen war, hatte sie nie getäuscht, sondern dann hinter dem Rücken des Chevaliers sogar warnende Winke gegeben, die auch berücksichtigt zu werden pflegten. Was ihre eigene Person anbetraf, so war sie überzeugt gewesen, daß jenes Gefühl, welches sie dem Vicomte d'Herbillon oder vielmehr dem Bildhauer Robert in die verrätherische Hand geliefert hatte, nicht wieder in ihr aufleben könne; sie fand sich desselben gar nicht mehr werth und hielt es für eine Buße ihrer eigenen Schuld, der Wiederkehr des kurzen Glückes, das es ihr einst gebracht hatte, für immer zu entsagen.

Wie reimt sich damit aber ihr Verhalten gegen Fritz von Sellsdorf in Mainz zusammen? wird man fragen.

Vor Allem wird man nicht vergessen dürfen, daß sie sich damals in einem Zustande der Nothwehr befand, daß ihr eine Wahl der Mittel, sich und Herrn de Montrouge zu retten, eigentlich gar nicht übrig blieb; sie mußte ohne Bedenken ergreifen und festhalten, was sich ihr dazu darbot, denn sie wußte vollständig die Größe der Gefahr, überschätzte dieselbe vielleicht noch; der Krieg war bereits erklärt, jene Papiere würden den Chevalier und auch sie offenbar als französische Spione auf deutschem Boden, im preussischen Kriegslager dargestellt haben, und es handelte sich für sie um das Leben, mindestens eine lange und schmachliche Freiheitsberaubung.

Fritz von Hellsdorf täuschte sich in seiner wohl verzeihlichen jugendlichen Eitelkeit, wenn er meinte, schon ihre erste Begegnung in Wiesbaden habe auf Eugenie einen ähnlichen Eindruck hinterlassen wie auf ihn selbst; eine Frau, die solche Lebenserfahrungen hinter sich hatte, konnte unmöglich ein wirklich wahres und tiefes Interesse an einem jungen Mann nehmen, der ihr nur eine ganz gewöhnliche Galanterie erzeigte; selbst viel mehr Hervorragendes in der Persönlichkeit, als es der Lieutenant besaß, würde dies nicht so schnell zu bewirken vermocht haben.

Er deutete sich dann, als er sie in Ems wieder sah, ihre Ueberraschung, ihren Blick ganz besonders günstig, aber wieder mit Unrecht; sie erkannte ihn wieder, und seine augenscheinliche Bestürzung entlockte ihr ein leichtes Lächeln, — weiter war es Nichts, und ein paar Minuten darauf hatte sie ihn schon wieder vergessen.

Bei ihrem Zusammentreffen in Mainz wurde dies nun freilich ganz anders; jetzt gewann er in ihren Augen ein hohes Interesse, weil sofort die Idee in ihr aufstauhte, sich seiner zur Rettung der gefährlichen und gefährdeten Papiere zu bedienen; sie begriff, wie arg er selbst sich durch seine Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, compromittiren konnte, und dieselbe bekam dadurch einen großen Werth für sie, auch blieb sie nicht ganz unempfindlich gegen die hingebende Huldigung, die darin lag.

Bei allem aufrichtigen Danke, den sie ihm wußte, konnte sie aber doch nicht die Befürchtung, welche der Chevalier nach seiner Entlassung aus der Haft in seiner Angst schürte, unterdrücken, er möge sich durch Pflichtgefühl oder Neugierde bewegen

lassen, das ihm anvertraute Päckchen näher zu untersuchen, oder eine Unvorsichtigkeit von ihm könne es in andere Hände kommen lassen, und dies vorsetzte sie in fieberhafte Erregung, mit der sie seine Wiederkehr erwartete; in diesem Zustande, wie gut sie denselben seinen Augen auch zu verbergen mußte, empfing sie ihn, und derselbe blieb während ihrer Unterredung noch vorherrschend.

Herr de Montrouge täuschte sich ebensowenig wie sie über den eigentlichen Beweggrund, den Fritz von Hellborn für sein Entgegenkommen hatte; er verlangte von ihr, daß sie, dasselbe erwidern, den Letzteren in seinen Illusionen bestärke, da er, bei seinem eigenen gemeinen Charakter voraussetzte, die gekränkte Eitelkeit des Lieutenants könne sich sonst empfindlich zu rächen versuchen. Eugenie theilte nicht diese Ansicht, sie glaubte, in Fritz ein edles Herz und eine aufrichtige Neigung mit Sicherheit erkannt zu haben; es kostete sie großen Zwang, ihm gegenüber eine falsche Rolle zu spielen, und als er sich in sie überraschender Weise durch die Leidenschaft fortreißen ließ, wurde auch sie von einer eigenthümlichen Bewegung ergriffen, an der Dankgefühl, Mitleid und Schuldbewußtsein mehr Theil hatten wie eine Erwiderung der Gefühle, die er ihr entgegnet; sie wußte dies nicht anders auszudrücken, als indem sie auf seinen Ton einging, und wie sie nachher bereute, in der Täuschung zu weit gegangen zu sein, suchte sie sich darüber durch die Erwägung zu trösten, daß von einem Wiedersehen wohl schwerlich je die Rede sein könne, und daß die in dem jungen Offizier so rasch aufblühende Flamme, wenn ihr alle Nahrung genommen sei, auch bald wieder in sich zusammensinken müsse.

Bei Alledem dachte sie oft an Fritz zurück, und eine wehmüthige Empfindung überkam sie dabei, war er doch eigentlich der Erste, der es aufrichtig und treu mit ihr gemeint und ihr um ihrer selbst willen einen großen Dienst, mit eigener Aufopferung, geleistet hatte; sie würde glücklich gewesen sein, ihm dies vergelten zu können. Die Liebe hatte aber Nichts mit diesem Gefühle gemein; wie durfte sie noch daran denken, einen braven Mann zu lieben und von ihm geliebt zu werden? —

Man hat gehört, welsch' freudige Bestürzung sie ergriff, als der alte François ihr die Karte des Lieutenants von Hellborn im düsternen Hause brachte. Das erste Interesse, das sie an Mar

von Hellborff nahm, war ganz auf Rechnung seines Bruders zu setzen, d. h. es entsprang aus dem gleichen Namen, der vermuthlichen Verwandtschaft, über die sie noch keine vollständige Aufklärung erhalten sollte, und der großen Aehnlichkeit der Gesichtszüge, die sie sogleich herausfand; es trat rasch in ein noch höheres Stadium, als auch dieser Offizier wieder Gelegenheit fand, sie durch seinen Edelmuth zu beschämen.

Sie war einem unwiderstehlichen Herzensdrange, den sie sich selbst nicht sogleich klar zu machen wußte, gefolgt, als sie sich aufmachte, die Husaren oder vielmehr deren Führer vor dem ihnen bevorstehenden Ueberfalle zu warnen; erst später konnte sie sich die Frage vorlegen, warum sie denn eigentlich so gehandelt habe, und nun ertappte sie sich auf einer Antwort, die sie selbst in Schrecken setzte.

Mar von Hellborff hatte nicht soviel für sie gethan, wie Fritz; warum trat sein Bild, selbst nachdem sie sich über sein gegenwärtiges Schicksal beruhigt halten durfte, immer wieder um so viel lebhafter und eindringlicher vor ihr geistiges Auge wie das Jenes? — Sollte dies allein darin liegen, daß er ihr zur Zeit auch in der Wirklichkeit näher stand und daß sie sich dadurch veranlaßt gefühlt hatte, die Abtragung ihrer Schuld an Jenen zu versuchen? — Oder hatte gar bloß seine äußere Persönlichkeit, die sie mit dem sinnlichen Auge auffaßte, mehr ihren Vorstellungen von männlicher Schönheit und Würde entsprochen? Der Premierlieutenant war ein hübscher junger Mann, besonders in der kleidsamen glänzenden Husaren-Uniform, und man sah ihm den inneren männlichen Werth wohl auch an, aber eine ideale Schönheit, die sofort zur Bewunderung hinreißen mußte, war er nicht; Eugenie hatte zweifellos schon in dieser Beziehung viel ausgezeichnetere Männer gesehen, und ihr Herz war doch so weit entfernt gewesen, dabei lauter zu klopfen.

Aber es giebt, wie die Erfahrung schon tausendfältig bewiesen hat, geheime, unerklärliche Sympathien, die beim ersten Blicke von Auge zu Auge, von Herzen zu Herzen sprechen, und wie man ihrem Ursprunge auch nachgrübeln mag, so hat man ihn doch nie anzugeben gewußt, aber die Wirkungen mit einer Macht, der sich nicht widerstehen ließ, gefühlt; — und selbst diese Wirkungen sind verschieden, sie führen den Schlechten zum

Schlechten, den Guten zum Guten, man nennt sie in ihren Abstufungen, die sich bestimmt von einander abgrenzen: Interesse, Achtung, Freundschaft, Liebe.

Gestand sich Eugenie denn, daß sie den Offizier, den sie zum ersten Male gesehen und der doch eine so große Umwälzung in ihrem ganzen Denken und Sein hervorgebracht hatte, liebe? — Es wäre unzweifelhaft eine Thorheit von ihr gewesen, weil ein solches Gefühl sich weder im Hinblick auf die Vergangenheit, noch auf die Zukunft rechtfertigen ließ, und sie selbst — beklagte es als ein Unglück.

Wir hoffen, daß unsere Leser sie jetzt einigermaßen verstanden haben; mit einem Worte ließ sich nicht aussprechen, was in ihr vorgegangen war. —

An diesem Tage sollte es noch nicht dazu kommen, daß Herr de Montrouge und Eugenie das düstere Haus verließen, was theils daran lag, daß die von der Verfolgung der preußischen Patrouille zurückkehrenden Chasseurs, welche später doch noch weiter vorgeritten waren, die sichere Nachricht mitbrachten, es habe sich wirklich nur um einen kühnen Handstreich der kleinen Schaar gehandelt und die Vorposten der deutschen Truppen seien noch weit entfernt, theils auch um eines für den Abend wieder angesagten Besuches der Offiziere von Metz willen verschoben wurde.

Zum ersten Male erschien an diesem Abende Eugenie nicht in der Gesellschaft der Herren; sie hatte dem Chevalier erklärt, sie fühle sich sehr unwohl, was nach der vorangegangenen Anstrengung und Aufregung auch durchaus glaubwürdig war, und da er fürchtete, sie könne ernstlich erkranken, wenn sie sich nicht schonte, machte er keinen Versuch, ihrem Verlangen nach Zurückgezogenheit zu widersprechen. Die Herren, die sich in bester Laune gegen Abend einfanden, unter ihnen auch der Oberst, bedauerten zwar sehr, die Gegenwart der Dame entbehren zu müssen, ließen sich aber dadurch doch nicht in ersterer stören, und fleißiges Pokuliren und Spiel füllten wieder mehr als die Hälfte der Nacht aus. Herr de Montrouge hatte seine Vögel dieses Mal wieder ordentlich gerupft, selbst der sonst von der Glücksgöttin begünstigte Oberst hatte verloren, und als man nun halb scherzend, halb im Ernste das Verlangen nach Revanche an ihn stellte, ver-



sprach er, die große Ermüdung durch die letzten Tage vorschützend, dieselbe am zweitnächsten zu geben, sei es nun in Metz oder in diesem Landhause, wenn er dasselbe bis dahin zu verlassen nicht genöthigt sein würde.

Auch noch am nächsten Tage war Eugenie leidend, und sie verstellte sich nicht; sie hatte mit vielen Gedanken und Empfindungen zu kämpfen gehabt, die sie tief erschütterten. Herr de Montrouge änderte deshalb seinen Plan dahin ab, daß er sich zuerst allein nach der Stadt zum Marschalle begab. Er wurde freundlich als ein alter Bekannter empfangen und sein Anerbieten mit Dank angenommen, doch fand sich für den Moment noch keine rechte Verwendung für ihn; indessen ersuchte ihn der Marschall, sich zu seiner Verfügung bereit zu halten, denn wenn es zu einem baldigen Zusammenstoße mit dem Feinde kommen sollte, welcher die Verbindung mit der Mac Mahon'schen Armee gefährdete, so konnte er leicht der Dienste eines Mannes wie des Chevaliers bedürfen.

Der Letztere kehrte also wieder nach Hause zurück, und da sich nun die Nachrichten wiederholten, die Preußen seien in den nächsten Tagen noch nicht zu erwarten, schien es mit dem Aufbruche aus dem düsteren Hause auch nicht sehr zu eilen, zumal Eugenie sich noch nicht vollständig erholt hatte. Am 13. August nahm die Armee Bazaine's — man sagt, es sei der Wunsch des Kaisers gewesen, am 15., dem Napoleonstage, eine Feldschlacht zu liefern, — die Stellungen östlich vor Metz ein, welche wir bei dem Berichte über das Gefecht am 14. bereits angegeben haben, und das Dorf, dem das düstere Haus zugehörte, kam dadurch in die Schlachtlinie zu liegen; indessen erwartete man einen Angriff der Preußen an dem letztgenannten Tage noch keineswegs.

Herr de Montrouge besah jedenfalls einen anderen Muth als den des Kriegers; soeben sahen wir ihn noch zu einem wahrscheinlich gefährlichen Wagstücke sich freiwillig melden, jetzt kam es ihm doch sehr unbehaglich vor, auf einem Platze auszuharren, der vielleicht bald von wildem Schlachtgetümmel belebt sein sollte; aber der Marschall hatte ihm sagen lassen, er wünsche, daß er sich ihm zur Hand halte, und mehrere höhere Offiziere aus den zunächst aufgeschlagenen Felblagern sich bei ihm zu Gast geladen;

er schuldete ihnen Verbindlichkeiten, denen er sich nicht gut entziehen konnte.

Oberst Carlier — derselbe, welcher die Affaire mit den preukischen Husaren gehabt hatte, — gehörte auch wieder zu diesen Gästen. Schon am Abende des 13. quartierten sie sich förmlich in dem düsteren Hause ein, nahmen ungenirt in Anspruch, was Küche und Keller aufzubieten vermochten, — besonders der letztere war sehr wohl bestellt — machten Eugenie, die ihre Zurückhaltung nun aufgeben mußte, stark den Hof und amüfirten sich vortreflich, besonders als Herr de Montrouge wieder die Karten zum Vorschein gebracht hatte.

Die Zuversicht und Vergnügungslust dieser Herren unter Umständen, die eine sehr wichtige Entscheidung für das Ganze wie für den Einzelnen im Schooße trugen, waren eigentlich erstaunenswerth; das eigentliche französische Naturell konnte sich darin gar nicht besser widerspiegeln. Trotz der Erfahrungen, welche die französische Armee und sogar einzelne Mitglieder dieser Gesellschaft persönlich schon in diesem Feldzuge gemacht hatten, war bei ihnen von der Möglichkeit eines neuen Mißgeschickes auf dem Schlachtfelde gar keine Rede; die Preußen sollten nur herankommen, um geschlagen zu werden, und wenn sie etwa nicht kämen, so wolte man sie auffuchen. Für die vorausgegangenen Unglücksfälle wußten sie hundert Entschuldigungen, und hauptsächlich wurde dieser oder jener Corpsführer und General angeklagt, nicht seine Schuldigkeit gethan zu haben oder unfähig gewesen zu sein; — aber Bazaine, „der glorreiche Bazaine“, sollte nun Alles wieder gutmachen; er war der unerschütterliche Fels, an dem die verwegene herandrängende Flut der deutschen Heere zerschellen mußte, der Blitzstrahl in der Hand des Kriegsgottes, der sie unfehlbar zerschmettern würde.

Wir wollen an dieser Stelle einige Notizen über die Persönlichkeit und Vergangenheit des Mannes einschalten, auf den diese zuversichtlichen Hoffnungen gegründet wurden.

François Achille Bazaine, 1810 geboren, war in der polytechnischen Schule zu Paris gebildet worden, wurde 1831 freiwillig Soldat und ging schon im folgenden Jahre als Unterlieutenant nach Afrika. Dort zeichnete er sich bald durch Tapferkeit und Entschlossenheit aus und erhielt den Orden der Ehrenlegion.

Einige Jahre später kämpfte er bei den französischen Hülfsstruppen in Spanien, seit 1840 wieder mit großer Auszeichnung in Afrika und wurde wiederholentlich rühmlich genannt, so bei der Niederlage Abd-el-Kader's. 1844 war er Commandant eines Bataillons, 1850 Oberst und Commandeur des ersten Regiments der Fremdenlegion, auch Gouverneur eines militairischen Bezirks in Algerien.

Während des Krimkrieges führte er eine aus der Fremdenlegion gebildete Brigade, im Oktober 1854, auf den Kriegsschauplatz; war bei der Belagerung von Sebastopol wieder rühmlich thätig und wurde nach der Eroberung Gouverneur dieser Stadt und Festung, bald darauf Divisionsgeneral; ihm verdankte man auch die Einnahme von Kinburn. In die Heimath zurückgekehrt, erhielt er ein größeres Corps-Commando und trat zu Ende 1863 den bisher von Forey geführten Oberbefehl der nach Mexico entsandten Expeditionsarmee an. Damals hatten die Franzosen schon ein großes Uebergewicht gegen Suarez erlangt, denselben aber noch keineswegs bezwungen; bekanntlich mußten sie in dem fremden Lande mit unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren kämpfen, indessen waren sie anfänglich doch glücklich in ihren kriegerischen Unternehmungen, und Bazaine schien das volle Vertrauen des neuen Kaisers Maximilian zu genießen.

Es gehört nicht hierher, zu beurtheilen, was Napoleon bezog, diesen unglücklichen Fürsten, den er auf den Thron des neugebildeten Kaiserreiches berufen hatte, allmählig immer mehr im Stiche zu lassen; man hat die Schuld davon auch vielfach auf Bazaine geschoben, dem, mit einer Mexikanerin verheirathet, sehr eigennützig und ehrgeizige Absichten zugeschrieben wurden, und ihn offen den Verräther Maximilian's genannt. Genug, die französische Hülfsarmee wurde abgerufen und dadurch die bekannte traurige Katastrophe herbeigeführt, die eine Weile ganz Europa in Entrüstung über die Treulosigkeit Napoleon's III. versetzte. Bazaine galt in der französischen Armee, wie beim Kaiser, der ihn zum Marschall ernannt hatte, für einen der ersten Heerführer und treuergebenen Bonapartisten, aber sein Charakter erfreute sich gerade keiner hohen Achtung. —

Dem langen Jubel der Nacht folgte für die Gesellschaft im düsteren Hause am anderen Tage ein splendides Dejeuner, das

trotz des von Eugenie geführten Vorsizes eine ziemlich wilde Färbung bekam; die Gemüther waren durch die anticipirte Siegesfreude ebenso erregt worden wie die Köpfe durch den reichlich fließenden Wein. Dabei fiel Eugenie eine sehr schwer durchzuführende Rolle zu, die sie aber mit großer Gewandtheit bestand. Es gab wohl kaum Einen in der Gesellschaft, der ihr Verhältniß zu Herrn de Montrouge nicht durchschaut hatte oder davon in Kenntniß gesetzt worden war, und daraus ergiebt sich, daß man unter ihren Augen peinliche Formen innezuhalten gar nicht mehr für nöthig befand. Besonders Oberst Carlier, der seinen Platz an ihrer Seite gewählt hatte, überhäufte sie mit Galanterien, deren Werth mindestens zweifelhaft war, und versetzte sie wiederholentlich in Lagen, bei denen sie sich nur durch ihre Geistesgegenwart und Gewandtheit zu schützen vermochte; so peinlich ihr dies auch sonst gewesen wäre, fand sie es bei ihrer jetzigen Stimmung nahezu unerträglich und hätte sich gern entfernt, wenn sie nicht mit Gewißheit annehmen mußte, daß dies einen Sturm des Widerstandes hervorrufen würde. Als Max von Hellendorf einige Stunden später aus dem wüsten Chaos, das diese Orgie hinterlassen hatte, das Taschentuch, welches den Namen Eugenie trug, aufhob, ahnte er nicht, wie manche heimliche Thräne des Unwillens und Schmerzes damit getrocknet worden war.

Es war zwischen ein und zwei Uhr Mittags, als ein junger Ordromanz-Offizier, dessen Ankunft man trotz des schallenden Hufschlages seines in Carriere heran jagenden Pferdes gänzlich überhört hatte, hastig die Thür aufriß und in den wilden Lärm hineinrief:

„Meine Herren, die Preußen rücken an und greifen schon unsere Vorposten an! Man bläst und trommelt überall zur Schlacht!“

Diese Worte brachten eine augenblickliche Stille hervor, die sich beinahe als Bestürzung auslegen ließ, aber schon wenige Sekunden später rief eine Stimme: „Zu den Waffen! Nieder mit den Preußen! Es lebe der Kaiser!“ — und jubelnd wurde der Ruf wiederholt; die Gläser klangen noch einmal hell aneinander und wurden geleert, dann sprangen die Gäste auf, in der Eile zum Theil ihre Stühle umstürzend und die Geräthschaften, welche den Tisch servirten, hinabwerfend, schnallten sich die Säbel

um und stürzten fort, kaum noch mit einem flüchtigen Abschiedsgruße für den Wirth und dessen Dame.

Nur Oberst Carlier fand noch Zeit, die Hand seiner bisherigen Nachbarin fest zu drücken und ihr, scharf in die Augen sehend, mit gedämpfter Stimme zu sagen:

„Sie sind heute grausam gegen mich gewesen, Eugenie; verlassen Sie sich darauf, daß ich mir Gemgthung hole, wenn ich Sie wiedersehe.“

Angeachtet dieser sie fast beängstigenden Worte fühlte Eugenie sich erleichtert durch den raschen Ausbruch der Gesellschaft; die Energie zum raschen Handeln, das nun nothwendig erschien, war ihr wiedergekehrt.

Herrn de Montrouge schien dieselbe vollständig abzugehen; er war sehr bleich geworden und blickte rathlos bald auf die Trümmer, die ihn umgaben, bald nach dem Fenster, als fürchte er, dort hinaus schon wieder die ansprengenden preussischen Husaren zu erblicken.

„Bleiben wir hier, Alfred, oder brechen wir sofort nach Metz auf?“ fragte Eugenie entschlossen.

„Hierbleiben?“ fuhr er auf. „Wohin denkst Du? Man wird sich hier auf Tod und Leben schlagen!“

Ueber das Antlitz des Mädchens zuckte es wieder mit verächtlichem Ausdrucke; sie wandte sich ab, um ihre Vorbereitungen zu treffen.

Kaum eine Stunde später, als der Kanonendonner und die Gewehrsalven schon aus der Richtung auf Pange herüberböten, waren die Bewohner des düsteren Hauses auf dem Wege nach der Festung. Der Chevalier hielt hier keine eigene Equipage, hatte aber mit einem der Dorfbewohner deshalb einen Kontrakt abgeschlossen, der ihm eine solche stets zur Disposition stellte. In dem sogenannten Schlosse war beinahe Alles stehen und liegen geblieben, wie es die Offiziere in die größte Unordnung versetzt hatten; nur einige Koffer mit den nothwendigsten Effekten waren auf den Wagen geladen worden, in dem sich der Chevalier und Eugenie befanden; der alte Francois sah, eine grimmige Miene machend, auf dem Bocke neben dem Kutscher, und die alte Magd war in der ersten Angst nach dem Dorfe gelaufen, wo sie bei einer guten Klatschschwester Trost und Rath

suchen wollte, denn der Herrschaft war es nicht eingefallen, sie mit sich zu nehmen oder ihr nur Instructionen zu hinterlassen.

Unsere Leser kennen bereits den Ausgang des Gefechts am 14., wodurch die französischen Truppen bis auf das Glacis der Festung zurückgeworfen wurden und der Marschall Bazaine den Entschluß fassen ließ, sich schleunigst auf Verdun zurückzuziehen; sie wissen auch schon, wie dieser Plan vereitelt, und die Hälfte der großen Armee Frankreichs durch die Schlachten vom 16. und 18. August in der Festung und unmittelbar vor deren Wällen eingeschlossen wurde, so daß sie sich bereits in einer Art von Gefangenschaft befand.

In diesen so schwerbewegten Tagen konnte sich der Marschall nicht um Herrn de Montrouge kümmern oder hatte ihn auch vollständig vergessen. Der furchtbare Kanonendonner schien den Chevalier auch einigermaßen der Besinnung beraubt zu haben, denn bald sprach er davon, daß man einen der letzten noch offen gebliebenen, aber bereits vom Feinde bedrohten Auswege gewinnen müsse, dann wieder erklärte er eine solche Idee für tollkühn und unausführbar.

Eugenie verhielt sich dabei ganz kaltblütig; es mochte ihr vollständig gleichgiltig sein, was geschehen und was der Chevalier beschließen würde; vielleicht überraschten sie die ungeahnten Ereignisse auch wirklich, und sie hielt es für klug, nicht einen Rath zu ertheilen, der sich nachher als unrichtig erweisen konnte; nebenbei fühlte sie sich auch noch immer körperlich sehr angegriffen.

Diesem Schwanken wurde dadurch ein Ende gemacht, daß noch am Abende des 18., als für die französische Armee Alles, selbst der Rückzug, verloren war, Marschall Bazaine durch einen Offizier Herrn de Montrouge schleunigst zu sich berufen ließ. Nachdem er ihm, soweit er es für gut hielt, die Situation auseinandergesetzt hatte, forderte er ihn auf, sich ohne Verzug mit einem Schreiben, das er ihm anvertrauen wollte, auf den Weg, dessen Wahl er ihm freistellte, zu machen, um Marschall Mac Mahon zu erreichen zu suchen.

„Einen ähnlichen Auftrag,“ sagte er ihm etwa, — „habe ich noch einigen Offizieren gegeben, aber ich habe allen Grund zu befürchten, daß es ihnen nicht mehr möglich sein dürfte, durch die sich schnell schließenden feindlichen Linien zu gelangen oder

daß sie doch in die Hände der überall umhersehrenden Cavallerie fallen. Sie wird Niemand für einen Soldaten halten; geben Sie sich, wenn Sie nicht unangehalten durchzukommen vermögen sollten, für einen Bürger von Metz aus, der noch den Schrecken der Belagerung zu entfliehen sucht, spielen Sie jede Rolle, die Ihnen beliebt und passend erscheint, aber besorgen Sie meine Depesche, die von der äußersten Wichtigkeit ist, und der Dank des Kaisers und des Vaterlandes ist Ihnen dafür gewiß.“

Herr de Montrouge hatte keine Geistesgegenwart wiedergefunden, sobald er sich auf dem schon häufig mit Glück und Erfolg von ihm betretenen Felde wußte; hauptsächlich lag dies vielleicht darin, daß ihm die verheißene glänzende Belohnung verführerisch winkte. Er war sofort entschlossen, den Auftrag zu übernehmen, und verabschiedete sich von dem Marschall mit der Versicherung, daß er seinen Aufbruch um keine Minute unnöthigerweise verzögern würde.

Wirklich ging er nun auch mit aller Energie daran, zumal er wußte, daß es von Stunde zu Stunde schwieriger werden mußte, durch die preussischen Linien zu gelangen. Eugenie mitzunehmen, erschien ihm unter solchen Umständen nicht gerathen; sie selbst äußerte auch gar nicht den Wunsch, ihn zu begleiten, und war ganz einverstanden damit, zurückzubleiben, was später vielleicht gar noch dazu dienen konnte, eine weitere Correspondenz aus der Festung zu vermitteln. Der Abschied von ihrem Pseudovater kostete sie natürlich keine einzige Thräne.

Noch vor Mitternacht verließ der Chevalier in einem gemietheten leichten Fuhrwerke die Stadt, den Weg nach Norden auf Thionville einschlagend; er hatte sich mit Legitimationen zu versehen gemußt, um als ein Einwohner von Metz zu gelten, der ein friedliches bürgerliches Geschäft betrieb; François nahm er mit sich.

Eugenie blieb in der Wohnung, die sie bisher eingenommen hatten, in einem der besten Hotels der Stadt, wo sie wieder als Mademoiselle de Montrouge, die Tochter des Chevaliers, galt, der ihr hinreichende Mittel zurückgelassen hatte, um für alle Eventualitäten zu dienen. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

**In der Gefangenschaft.**

Man wird sich erinnern, daß an demselben Abende, fast um dieselbe Zeit, als Herr de Montrouge seine Reise von Metz aus antrat, der junge Arzt, der bei Berneville das Unglück gehabt hatte, in französische Gefangenschaft zu gerathen, genöthigt worden war, ebenfalls den Weg auf Thionville anzutreten. Die Eisenbahnverbindung zwischen letztgenannter Stadt und Metz war bereits unterbrochen, die deutschen Reiter bedrohten auch schon diese Straße, aber eine vollständige Sperrung derselben war ihnen bisher noch nicht möglich geworden; Edmund Bornemann sollte seine letzte Hoffnung, von den Kameraden wieder befreit zu werden, nicht in Erfüllung gehen sehen.

Geordnete Truppentheile, in größeren Massen wenigstens, zogen nicht diese Straße, denn von dem commandirenden Marschalle war dazu kein Befehl ertheilt worden, aber es gab hier viele Versprengte, die den Weg aus Mißverständniß oder nach eigenem Gutdünken, um sich in Sicherheit zu bringen, eingeschlagen hatten, dazwischen auch viel Fuhrwerk, das so schnell als möglich fortzukommen suchte, theils militairisches, theils mit flüchtigen Städtern und Landleuten besetztes.

In der ziemlich finstern Nacht konnte es bei diesem regellosen Getümmel nicht an häufigen Stockungen fehlen, und mehr als einmal verbreitete sich dann panischer Schrecken mit dem Gerüchte, die Preußen hätten den Weiterweg bereits abgeschnitten, jedesmal ein aufblitzender, aber auch schnell wieder verlöschender Hoffnungstern für den jungen Arzt.

Edmund, der sich über sein Mißgeschick damit zu trösten versuchte, daß er früher oder später doch einem höheren französischen Offizier vorgeführt werden müsse, der seiner Berufung auf das internationale Kriegsrecht Gehör schenken werde, hätte zweifellos noch mehr ihm recht interessante Beobachtungen über einen solchen regellosen Rückzug anstellen können, wäre er, nach den mancherlei Anstrengungen des Tages, nicht so ermüdet gewesen, daß er mehr an sich selbst als an seine Umgebung dachte; die geistige Erregung hatte sich allmählig abgeschwächt, die körperliche Er-



Schöpfung gelangte ihm jetzt erst zum rechten Bewußtsein, und sein heftigster Wunsch blieb eigentlich der, bald ein einigermaßen erträgliches Nachtlager zu finden.

Dazu schien indessen wenig Aussicht vorhanden zu sein; die Franzosen, die mehr wie er zu besorgen hatten, von den deutschen Truppen eingeholt zu werden, vergaßen oder überwandten ihre Müdigkeit und drängten rastlos vorwärts; ihr Ziel, an dem sie sich erst sicher glaubten, war die Festung Thionville, und bis dahin hatten sie fünf deutsche Meilen ungefähr zurückzulegen.

Der Sergeant und die Zuaven, die Edmund als ihre gute Beute, wohl als eine Art Ehrenrettung an diesem heißen und unglücklichen Tage, betrachteten und ihn deshalb wie ihren Augapfel hüteten, fluchten und stöhnten auch ganz gewaltig über den langen Weg, über die Trennung von ihrem Corps, die verlorene Schlacht, kurz, über Alles, was ihnen an diesem Tage schon passiert war und noch begegnete; dabei vergaßen sie nicht, jedes Fuhrwerk, das sie einholte, welcher Art dasselbe auch sein mochte, mit heftigen Blicken zu mustern und häufig auch Versuche zu machen, darauf Beschlag zu legen. Darin lag sogar etwas Komisches, das Edmund, ungeachtet seine Stimmung gewiß keine heitere war, mehr als einmal ein unwiderstehliches Lächeln ablockte; seine Güter stützten ihre Forderungen, ihnen auf den Wagenplätze abzulassen, nämlich hauptsächlich darauf, daß sie einen „hohen preussischen Offizier“, wie sie versicherten, als Gefangenen zu transportiren hätten, dessen richtige und schnelle Ablieferung in Thionville von großer Wichtigkeit sei; aber dieser Appell an den Patriotismus ihrer Landsleute drang nicht durch, und wer einmal einen Wagenplatz erobert hatte, ließ sich weder durch Bitten, noch durch Drohungen bewegen, denselben wieder aufzugeben.

Es war Mitternacht geworden, und Edmund mit seinen Begleitern fand sich höchstens erst anderthalb Meilen von Metz entfernt, als eine rasch aus der Richtung dieser Stadt heranrollende Halbkarosse, mit zwei guten und starken Pferden bespannt, neue Hoffnung in den schon Halbverweifelten erweckte. Es konnte höchst auffällig erscheinen, daß dieses Fuhrwerk von den sonst allerseits eindringenden Angriffen verschont geblieben war, denn es enthielt, obgleich es zur Noth noch viel mehr Plätze darbot,

nur eine Person im Fond und zwei, den Kutscher inbegriffen, auf dem Boocke; diese Leute mußten also wohl eine besondere ausnahmsweise Berechtigung für sich beanspruchen und geltend zu machen verstanden haben.

Die Zuaven pflegen sich indessen viel herauszunehmen, und in Betreff der Disciplin hat man ihnen in der französischen Armee auch immer Manches nachgesehen. Auch dieses Mal ließen sie es darauf ankommen und hielten den Wagen ziemlich gewaltsam an, als der Kutscher auf ihre Rufe nicht achtete und nur um so mehr auf seine Pferde einpeitschte.

„Zurück! im Namen des Kaisers! Ein Courier des Marschalls Bazaine!“ riefen fast gleichzeitig drei Stimmen in sehr energischem und befehlshaberischen Tone von dem Wagen herab, und zweifellos war dies bisher von dem besten Erfolge gewesen, die Insassen vor unwillkommener Gesellschaft zu bewahren.

Die frechen Zuaven ließen aber die ergriffenen Zügel der Pferde nicht so ohne Weiteres los, und Sergeant Duclos, dessen scharfe Augen sofort erspäht hatten, daß keiner der auf dem Fuhrwerke Befindlichen die Uniform trage, trat, anscheinend sehr artig und ehrerbietig salutirend, an den Wagenschlag und rapportirte ganz militairisch, er habe einen hohen preußischen Offizier zum Gefangenen gemacht u. s. w.

Herr de Montrouge, der sogenannte Courier des Marschalls, stuzte — aus doppeltem Grunde; er besaß nämlich keine förmliche Vollmacht, die den Zuaven Respect einslößen mußte, und andererseits fuhr es ihm durch den Sinn, ob sich hier nicht die Gelegenheit finden lassen sollte, an dem Ruhme der Gefangenahme eines hohen feindlichen Offiziers — wer konnte derselb nicht gar sein! — zu participiren.

Der Sergeant, der schlauer Weise die „bedeutende Persönlichkeit“ noch mit dem Schleier eines wichtigen Geheimnisses umhüllte, verlangte Nichts weniger, als mit seiner ganzen Begleitung auf den Wagen genommen zu werden, und welche Schwierigkeiten dies auch haben mochte, so ließ sich der Chevalier doch auf Unterhandlungen ein, deren Resultat die Zuaven und Edmund einstweilen vollkommen befriedigte.

Ogleich der Letztere der französischen Sprache genügend mächtig war, um jedes Wort zu verstehen, hütete er sich doch

wohl, den Irrthum über seine militairische Charge aufzuklären, der jedenfalls nur auf der Seite Herrn de Montrouge's war, und ließ es sich gefallen, daß ihm der beste Platz an dessen Seite im Fond des Wagens angewiesen wurde; der Sergeant und noch zwei andere Zuaven nahmen ihnen gegenüber Platz, die Uebrigen kletterten hintenauf, und wenn das Fuhrwerk nun auch ungemein mehr wie vorher belastet wurde, so brachten es die beiden starken Pferde immer noch schnell genug von der Stelle.

In der Dunkelheit konnte der Chevalier die Uniform seines Nachbars nicht genau unterscheiden, auch befaß er zu wenig militairische Kenntnisse, um daraus einen sichern Schluß ziehen zu können, sogar über Edmund's noch so große Jugend konnte er sich täuschen. Um seine Neugierde zu befriedigen, suchte er eine Unterhaltung einzuleiten; der Gefangene indessen fühlte sich nicht bewogen, darauf näher einzugehen, sobald er sich überzeugt hatte, daß er es nicht mit einem höheren Offizier zu thun habe, bei dem er seine Reclamation geltend zu machen vermöchte; er fühlte sich so erschöpft, daß er die gute Gelegenheit, zu schlafen, nicht vorübergehen lassen wollte, und entschuldigte sich geradezu damit. Wirklich schnarchte er schon zehn Minuten später in seiner Wagenecke ganz ruhig, ohne sich weiter um sein Mißgeschick, dessen Folgen und die lebhaftere Unterhaltung zwischen den Franzosen zu kümmern.

Auf besondere Abenteuer stieß man nicht mehr, und als der Morgen dämmerte, war schon weit über die Hälfte des Weges bis Thionville zurückgelegt, und man hatte die sich auf dieser Straße Zurückziehenden meistentheils weit hinter sich gelassen.

Herr de Montrouge hatte den Marschall Mac Mahon zunächst bei Chalons zu suchen und mußte sich deshalb der Eisenbahn bedienen, die in einem weiten Bogen über Thionville, Sedan, Mezières und Rheims führt; daß dieselbe jenseits des erstgenannten Ortes bereits von den Deutschen erreicht und abgeschnitten sei, ließ sich auf keinen Fall voraussetzen, aber dies konnte immerhin sehr bald geschehen, und es war nicht rathsam, einen langen Aufenthalt unterwegs zu machen. Demnach entschloß er sich, den Gefangenen in Thionville selbst abzuliefern zu helfen.

Wie groß war aber sein Erstaunen und schnell darauf folgender Verdruß, als er, sobald es hell wurde, bemerkte, daß

er einen blutjungen Menschen in sehr einfacher Uniform an seiner Seite habe, der obenein noch die Armbinde mit dem rothen Kreuze trug! — Das konnte kein höherer Offizier sein, und er begriff jetzt vollkommen die Täuschung, die sich die schlauen Zuaven mit ihm erlaubt hatten; indessen wagte er die Letzteren doch nicht zur Rede zu stellen und begnügte sich, sie zu bedeuten, daß sie ihn, um die Schnelligkeit seiner Reise nicht noch mehr aufzuhalten, mit ihrem Gefangenen, der nun alles Interesse für ihn verloren hatte, verlassen und den kaum noch eine Meile langen Weg wieder zu Fuß oder auf einem in den Dörfern requirirten Wagen fortsetzen könnten.

Sergeant Duclos, der wohl unnützer Weise nicht zu weit gegen einen Abgesandten seines Marschalls gehen wollte, fügte sich auch in diesen Vorschlag, und wirklich traf es sich so glücklich, daß er ein anderes Fuhrwerk aufstreifen konnte.

Es war noch in den Morgenstunden, als Edmund Bornemann seinen Einzug in die Stadt und Festung hielt, aber dafelbst herrschte doch schon ein sehr bewegtes Leben, sogar eine gewaltige Aufregung, da die ersten Flüchtlinge schon Bericht über die gestrigen Vorgänge gebracht hatten. Schon die Wälle der Festung, die Einfahrt zwischen Vorwerken und Mauern machten auf Edmund, der zwischen seinen Wächtern auf Strohbindeln in einem elenden Bauernwagen saß, einen ziemlich deprimirenden Eindruck; es schien ihm schlecht mit seinen Aussichten zu stehen, wenn der Commandant sich nicht sehr gerecht und vernünftig gegen ihn bezeugte, — eine lange Gefangenschaft konnte ihm bevorstehen, vielleicht die Belagerung der Festung durch seine eigenen Landsleute und Kameraden und der Tod durch ihre Geschosse.

Diese Bedenken wurden noch düsterer, als er, im Innern der Stadt angekommen, die um diese Zeit schon die Straßen füllende und lebhaft unter einander debattirende Bevölkerung, zu der sich auch viel geflüchtete Landleute und Soldaten gesellt hatten, beobachtete und nun auch bei ihnen Aufsehen erregte. Es zeigten sich viel bestürzte Gesichter, aber noch mehr erbitterte; die Meisten mochten die ganze Größe des Unglücks noch gar nicht begreifen oder nicht daran glauben; Jorn und Wuth über die Niederlage ihrer Waffen erfüllte sie, und bei ihrem sanguinischen Temperamente brach sich die Leidenschaft ungehemmte Bahn.

Die letztere schien sich nun gegen den gefangenen Preußen kehren zu wollen, wahrscheinlich den ersten, den man hier zu Gesicht bekam, und nicht allein der niedrige Pöbel war es, der tobend und drohend mit den gemeinsten Flüchen und Schimpfworten den Wagen umringte, darunter besonders Weiber und Kinder, sondern auch ganz gut gekleidete Männer, die man zu den gebildeteren Klassen hätte zählen sollen, schämten sich nicht, in diesen Ton einzustimmen. Der Sergeant und die Zuaven benahmen sich indessen vortrefflich, wie brave Soldaten, die einen ihnen anvertrauten Gefangenen nöthigenfalls mit der eigenen Brust beschützen und alle Insulten von ihm abzuwehren bemüht sind.

Wie gesagt, war Sergeant Duclos eine imponirende Persönlichkeit, und dies blieb auf die rohe Masse doch nicht ohne alle Wirkung. Mit ernstern, finstern Blicken maß er die sich am unverschämtesten Herandrängenden und machte zuweilen eine bezeichnende Handbewegung nach seinem Gewehre oder dem Hau-Bayonnette, das er an der Seite trug; die übrigen Zuaven folgten diesem Beispiele ihres Vorgesetzten, der auch von Zeit zu Zeit ein mahnendes Wort zur Abwehr aussprach, wie: „Achtung vor einem Gefangenen, den die Zuaven der kaiserlichen Garde gemacht haben!“ oder: „Schämt Euch, einen tapferen Feind anzugreifen, der jetzt ein unglücklicher Gefangener ist!“ und dergleichen.

An die Ehre des Franzosen zu appelliren, welchem Stande er auch angehören mag, hat in vielen Fällen den besten Erfolg; leider haben manche Vorfälle in diesem Kriege, wie wir deren schon einiger Erwähnung thaten, allerdings auch das Gegentheil dieser früher als unumstößlich angenommenen Behauptung erwiesen, aber diese Ausnahmen sind immer noch nicht zur Norm für die Beurtheilung des Volkscharacters geworden, und dann ist eben der Franzose im Unglücke nicht mehr derselbe wie im Glücke und Siege, die ihm großmüthige Empfindungen einflößen.

Genug, theils Drohungen, theils ernstern Vorstellungen und gütlichem Zureden gelang es, Edmund Bornemann unbeschädigt, wenn auch in einer Stimmung, die wahrlich nicht beneidenswerth sein konnte, bis zur Kommandantur zu bringen, wo sich eine hin-

reichende Wache befand, welche die Menge zurückwies, deren Nigen er nun entzogen wurde.

Selbst unter den französischen Soldaten, von denen er sich nun umgeben fand, sah der junge Arzt doch manche feindselige Miene und hörte manch' halblaut gesprochenes Drohwort oder eine bittere Verwünschung; Einige deuteten auf sein rothes Kreuz und schienen darüber zu spotten; eine offene Schmähung erlaubte man sich indessen nicht, und er stellte sich, während er sich auf eine hölzerne Bank in der Wachtstube niedergelassen hatte, als verstehe er kein Wort.

Sergeant Duclos war gegangen, um seinen Rapport abzustatten, und da er wahrscheinlich noch Weiteres über den Schlachttag berichten mußte, dauerte es ziemlich lange, bis er wiederkehrte. Er wurde von einem jungen französischen Offiziere begleitet, der den Gefangenen höflich begrüßte und ihn mit unverhohlener Neugierde betrachtete; ohne Zweifel wußte er nicht recht, was er aus ihm machen sollte.

Edmund enthub ihn dieser Ungewißheit, indem er sich ihm in französischer Sprache vorstellte und kurz erklärte, auf welcher unrechtmäßigen Weise er in Gefangenschaft gerathen war, wobei er indessen dem Sergeanten und dessen Zuaven die Gerechtigkeit widerfahren ließ, ihr nachheriges Benehmen gegen ihn zu rühmen. Wiewohl der Offizier dies Alles sehr höflich anhörte und auch sein Bedauern ausdrückte, konnte er selbst doch Nichts über das Schicksal des Gefangenen entscheiden und nur den ihm ertheilten Auftrag ausführen, denselben vor einen Stabsoffizier zu führen.

Edmund wußte nicht, ob er es mit dem Festungskommandanten selbst zu thun habe; wie sich später erwies, war dies nicht der Fall, sondern der ältere, sehr respektabel aussehende und sich mit großer Artigkeit benehmende Herr war nur eine Art Adjutant desselben, — nach unseren militärischen Chargen der Plazmajor der Festung.

Ein Mißverständniß bei der Gefangennahme wollte derselbe nicht recht gelten lassen; die kaiserliche Regierung, meinte er, habe die Genfer Convention nicht formell anerkannt, — wenn die Aerzte als vollständig neutral betrachtet sein wollten, so könnten sie ja auch im feindlichen Lager gute Dienste thun, und übrigens habe Edmund

nun schon Gelegenheit gehabt, einen Theil der Festungswerke und der Zustände in der Stadt kennen zu lernen, — auf die verwunderte Gegenversicherung schüttelte er zweifelnd den Kopf, — so daß er, wenn man ihm gestatten wollte, zu den deutschen Truppen zurückzukehren, denselben Mancherlei angeben könne, was der Commandant einer vielleicht schon in nächster Zeit belagerten Festung sehr geheim halten müsse.

Der Letztere, fuhr er fort, würde die guten Dienste eines Arztes, wenn derselbe solche zu leisten geneigt sei, nun zwar recht gern in Anspruch nehmen, in Voraussicht der erwähnten möglichen Belagerung wollte er indessen die Gefühle des Gefangenen — da war also schon wieder das fatale Wort! — nicht auf eine harte Probe stellen und habe beschlossen, ihn auf der Eisenbahn nach Sedan zu schicken, wo der dortige Befehlshaber weiter über ihn bestimmen werde; der Behandlung, wie sie einem Offiziere gebühre, könne er sich versichert halten.

Das Letztere klang einigermassen tröstlich, obgleich Edmund sich der Scenen bei seiner Ankunft in der Stadt erinnerte und zu bezweifeln geneigt war, daß die militairische Autorität überall und stets sich über die Volksleidenschaften erstrecken lasse; die Aussicht, beinahe zwanzig Meilen weiter in das Innere Frankreichs abgeführt zu werden, wohin die deutschen Truppen vielleicht erst nach längerer Zeit drangen, war aber doch wieder sehr niederschlagend für den jungen Mann; jedenfalls wäre er noch lieber in Thionville geblieben. Jede versuchte Einwendung scheiterte indessen an der ebenso bestimmten wie höflichen Erklärung, der Commandant habe bereits seine Verfügung getroffen.

Der Stabsoffizier ließ sich auf eine längere Unterhaltung ein, in der er manche Fragen über die Verhältnisse in den deutschen Armeen stellte, deren Beantwortung Edmund aus leichtbegreiflichen Rücksichten verweigern mußte; jener Herr schien ihm dies aber nicht weiter übelzunehmen und verabschiedete sich bald von ihm, als er sich von der Erfolglosigkeit seiner Wünsche überzeugt hatte.

Dem jüngeren Offiziere war nun wieder der Auftrag geworden, sich des Gefangenen anzunehmen und für dessen Bedürfnisse zu sorgen, aber auch sehr bald seine Abreise nach Sedan zu veranlassen und ihn dahin zu begleiten; man schien zu fürch-

ten, daß die Deutschen die Eisenbahn erreichen und zerstören könnten, und deshalb große Eile zu haben.

Edmund wurde nur vergönt, ein ganz gutes Frühstück im Commandanturgebäude einzunehmen, wobei noch mehrere französische Offiziere, bei übrigens großer Zuorkommenheit, sich die vergebliche Mühe gaben, ihn über gewisse Dinge auszuhorchen, und kaum war eine Stunde vergangen, so mußte er schon mit seinem Begleiter in einen ganz verdeckten Wagen steigen, der sie nach dem Bahnhofe brachte. Den braven Sergeanten Duclos sah er nicht wieder und konnte nicht einmal von ihm Abschied nehmen.

Sein Begleiter war ein munterer junger Mann, der den Ernst des Krieges, in welchem er bisher noch nicht activ gewesen war, ziemlich leicht zu nehmen schien; er plauderte über Allerlei, und wenn er etwa die Aufgabe bekommen hatte, jene Ausforschungsversuche, die freilich ganz hübsche Resultate ergeben konnten, unterwegs fortzusetzen, so mußte er dieselbe bald ganz vergessen haben, denn andere Dinge interessirten ihn offenbar viel mehr, besonders das deutsche Leben und dabei wieder die Unterhaltungen und Vergnügungen, die dort die Männer seines Alters und Standes zu suchen und zu finden pflegten. Hierüber gab ihm Edmund, soweit er es nur vermochte, gern Auskunft, und die Lebendigkeit und Offenheit des Souslieutenants Charles Lesfarge, der eine recht gute Bildung, zum Theil in einer militärischen Erziehungsanstalt, genossen hatte und erst seit einigen Jahren bei der Infanterie diente, um die höhere Offizierscarriere zu machen, — die aus dem Unteroffizierstande Hervorgehenden bringen es in der französischen Armee gewöhnlich nur bis zum Capitain — nahmen ihn sehr für dessen Persönlichkeit ein.

Dieses Wohlgefallen mußte übrigens gegenseitig sein, denn Charles Lesfarge zeigte eine wirkliche Theilnahme an dem Schicksale des jungen Arztes, und um dieselbe zu belegen, eröffnete er ihm, seine Familie wohne in Sedan, und wenn es Verhältnisse und Zeit irgend gestatteten, wolle er ihn derselben persönlich vorstellen, im anderen Falle ihm aber wenigstens eine Empfehlung an dieselbe geben; er selbst hatte die Ordre erhalten, sich nach Ablieferung des Gefangenen sofort wieder nach Thionville zurückzubegeben.



Sein noch lebender Vater war praktifizirender Civilarzt, ein Mann, der, wie er versicherte, durchaus frei von fanatischem Hass gegen das Deutschtum, in vieler Beziehung sogar ein Verehrer desselben sei und sich besonders freuen würde, wenn er einem jungen Collegen nützlich sein könnte; mit tiefer, inniger Verehrung, die eine warme Sympathie in Edmund's Herzen erweckte, sprach der junge Offizier von seiner Mutter, die er als das Muster aller weiblichen Tugenden, als die Erste ihres Geschlechts hinstellte, und mit zärtlicher, geschwisterlicher Zuneigung von seiner einzigen Schwester Blanche, die, wie er lächelnd schwur, diesem Namen sowohl mit ihrem hübschen Gesichte wie mit ihrem guten, reinen Herzen alle Ehre mache.

Edmund nahm das freundliche Anerbieten natürlich mit Dank an, äußerte aber doch seine Befürchtung, daß man ihm wohl nicht viel Freiheit zu einem so angenehmen Verlehere gestatten werde, zumal er sich in keinem Falle entschließen würde, falls man dies von ihm verlangte, sein Ehrenwort zu geben, daß er nicht jede Möglichkeit benutzen werde, wieder aus der Gefangenschaft zu seinen Landsleuten zu gelangen. Charles behauptete, man werde ihm eine solche Bedingung gar nicht stellen und ihn innerhalb Sedan's treiben lassen, wozu er Lust habe, denn die Mauern und Wälle der Festung seien stark genug und hinreichend bewacht, um einen Gefangenen weder hinaus, noch einen Angreifer hinein zu lassen.

Unter solchen Gesprächen verging die Eisenbahnreise den beiden jungen Leuten sehr schnell, obgleich sich durch ansehnliche Transporte von Truppen und Kriegsmaterial mancher Aufenthalt herausstellte; erst ziemlich spät am Abende erreichten sie ihr Ziel. Der erste Weg war wieder nach der Commandantur, aber hier war kein einziger höherer Offizier aufzufinden, und Edmund, der die strammen militairischen Verhältnisse in der preussischen Armee doch schon einigermaßen kannte, war nicht wenig verwundert, als Charles ihm unbefangen sagte: „Desto besser! so bringe ich Sie sogleich zu meiner Familie, welche den späten Besuch wohl unter solchen Umständen genügend gerechtfertigt finden wird. Wir werden uns dann morgen wieder hier einfinden, um unsere Meldung zu machen.“

„Aber,“ wandte der junge Arzt ein, — „Sie setzen sich dadurch doch keiner Verantwortlichkeit aus?“

„Bewahre! was sollte ich denn sonst mit Ihnen beginnen,“ lachte der Souslieutenant, — „wenn Niemand Sie mir abnehmen will? — Uebrigens geben Sie mir doch wohl Ihr Wort, mir bis morgen nicht zu entweichen?“

„Von Herzen gern! Da haben Sie es!“

Edmund schlug munter in die ihm gebotene Hand ein, und der Franzose lachte wieder:

„Wenn Sie sich dessen geweigert hätten, würde ich Blanche beredet haben, Ihnen diese Verpflichtung abzunehmen; es würde ihr einen köstlichen Spas gemacht haben, einmal über einen preussischen Gefangenen verfügen zu können!“

„Und ich wäre sehr glücklich gewesen, mich von einem zweifellos so liebenswürdigen und milden Kerkermeister in Fesseln schlagen zu lassen,“ meinte Edmund, auf den Scherz eingehend. „Wo bleiben wir aber die Nacht über?“

„Natürlich sind Sie der Gast unseres Hauses; glauben Sie, daß die Meinigen mich ohne Noth wieder so bald davongehen lassen? — Diese Ueberraschung wird sie sehr glücklich machen.“

Die beiden jungen Männer gingen Arm in Arm über die Straße, und da es schon so dunkel war, daß sich die preussische Uniform nicht leicht erkennen ließ, fiel es auch Niemandem ein, sie zu belästigen. Die schöne, gewerbfleißige Stadt — sie zählt gegen sechszehntausend Einwohner — machte bei der Beleuchtung der Läden und Fenster auf Edmund einen ganz großartigen Eindruck, das rege, noch ganz friedliche Leben auf den Straßen interessirten ihn ungemein, und er konnte darüber auf Minuten gänzlich seine eigene, doch immer noch bedenkliche Lage vergessen.

In einer der Hauptstraßen zeigte der französische Lieutenant, der immer lebhafter wurde, je mehr er sich dem Aufenthalte der Seinigen näherte, schon aus einiger Entfernung auf ein stattliches Haus von mehreren Stockwerken, dessen hohe und breite Fenster zum größten Theile erleuchtet waren, und sagte mit einer Stimme, der man die innere Bewegung anhörte:

„Dort ist unser Haus, dessen Bel-Etage wir bewohnen; sie sind zu Hause, und vielleicht finden wir dort noch einen kleinen Kreis guter Freunde.“

Das Letztere wünschte Edmund nun gerade nicht; er war nicht in der Stimmung, sich von einer größeren Gesellschaft neugierig beobachten und ausfragen zu lassen, sondern sehnte sich nach der Gemüthlichkeit eines kleinen Familienzirkels, den er sich, nach seines Begleiters Schilderung, etwa wie den heimathlichen vorstellte; der junge Franzose hegte aber vielleicht die Hoffnung, dort noch eine oder mehrere andere Personen zu finden, die seinem Herzen ebenfalls nahe standen.

Einer kleinen Befangenheit konnte Edmund sich übrigens doch nicht erwehren, als ungebetener Gast unter ihm so ganz remde Leute zu treten; zu Hause war er selten in größere Gesellschaften gekommen, und besonders Frauen gegenüber klebte ihm noch Etwas von der Schüchternheit eines Jünglings an, der besser bei seinen ernstesten Studien oder im Kreise seiner Kameraden zu Hause ist, als in dem ungezwungenen Conversationstone auf dem glatten Parquet des Salons.

Schon die ersten Räume im Innern des Hauses, welche er betrat, zeugten von der Wohlhabenheit des Besitzers, — Charles hatte ihm bereits gesagt, daß seinem Vater das Haus, das außerdem noch von einigen Miethern bewohnt wurde, gehöre. Die Vorthür der Bel-Étage wurde ihnen von einem schon bejahrten, sehr anständig aussehenden Diener geöffnet, und als derselbe den Offizier erkannte, begrüßte er ihn mit sichtlicher Freude und Herzlichkeit, die auch ganz ebenso erwidert wurde. Edmund wollte ein wenig zurückbleiben, um die Familie bei dem unvermutheten Wiedersehen nicht zu geniren, aber Charles erklärte mit einer Natürlichkeit, die ihm sehr wohl thun mußte, jetzt gehöre auch er zur Familie und von Gène dürfe untereinander gar keine Rede sein.

Ihn rasch durch eine Reihe sehr hübsch und geschmackvoll, doch ohne allen übertriebenen Luxus eingerichteter Zimmer führend, öffnete der Lieutenant endlich eine Thür, und sie befanden sich einem freundlichen und gemüthvollen lebenden Familienbilde gegenüber, das sich nur aus drei Personen zusammensetzte; schon der alte Diener hatte auf die an ihn gerichtete Frage geantwortet, es sei kein Besuch da.

Doctor Defarge, ein großer, ansehnlicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, im einfachen, sorgfältigen Hausanzuge, der

ihm in jedem Momente Besuch anzunehmen gestattete, saß in einem Lehnstuhle an dem runden Tische, auf dem eine große Alstrahlampe strahlende Helle über das ziemlich große und hohe, mit Comfort und dem besten Geschmacke ausgestattete Zimmer verbreitete, und las den aufmerksam lauschenden Frauen aus einer Zeitung vor. Es konnten keine ein patriotisches Herz erfreuende Nachrichten sein, welche die Blätter jetzt täglich brachten, denn der Verständige las zwischen den Zeilen der gefälschten amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatze doch immer deutlich genug, daß die allzu zuversichtlichen Erwartungen, welche Frankreich auf seine Armee gesetzt hatte, weit davon entfernt waren, in Erfüllung zu gehen; die Deutschen rückten immer rascher vor, — das war Thatsache und eine genügende, um bange Sorge zu erwecken. Die vollständige Umschließung der Bazaine'schen Armee bei Metz war zwar noch nicht durch die Abendblätter bekannt gemacht, jede Gefahr wurde sogar entschieden geleugnet, aber beunruhigende Gerüchte hatten sich doch schon in der Stadt über die Tags vorher geschlagene große Schlacht verbreitet, und schon die Resultate der vorausgegangenen Kämpfe ließen einen großen Sieg der französischen Waffen schwer erhoffen.

Diese Sorge malte sich nun auch auf den Gesichtern der drei Personen, — das junge Mädchen hatte den Eintretenden übrigens den Rücken zugewandt, und ihr Antlitz fiel ihnen nicht sogleich in das Auge, — und die Unruhe, ob der zu Thionville in Garnison stehende Sohn und Bruder auch an dem Kampfe theilgenommen haben möge, und welches Schicksal ihm dann zugefallen sei, hatte zweifellos einen großen Theil an jener. Trotzdem lag eine besonnene Ruhe in den Zügen des Vorlesenden, die auf große Selbstbeherrschung und die verständige Einsicht, daß er die Frauen nicht beängstigen dürfe, deutete.

Seine Gattin, eine wohl nur um wenige Jahre jüngere Frau, hatte die Hände in den Schoß sinken lassen und hörte, den Kopf geneigt, mit schmerzerfüllter Miene zu. Sie war eine noch gut conservirte Dame von distinguirter Haltung und angenehmen Gesichtszügen, — wie Edmund sich bald überzeugen sollte, auch von großer Anmuth und Liebenswürdigkeit in ihrem Benehmen; jedenfalls hatte sie sich viel in der sogenannten besten Gesellschaft bewegt und wußte ihre Stellung darin zu behaupten;

ebenso gut füllte sie dieselbe aber auch als Hausfrau und in der Familie als treue und zärtliche Gattin und Mutter aus; Charles hatte ihr nicht zu viel Tugenden beigelegt und in dieser fast begeisterten kindlichen Verehrung ließ sich wohl auch schon ein Beweis für ihren wahren Werth finden.

Wie schon gesagt, konnte Edmund, als er dicht hinter seinem neuen Freunde, der mit einem lautjubelnden Rufe auf die Geliebten zueilte, das Zimmer betrat, Blanche's Antlitz nicht sofort in dieses Bild, das ihm die Heimath recht lebhaft vor Augen führte, mitaufnehmen, aber er sah doch eine sich gegen das helle Licht scharf abgrenzende Gestalt von angenehmen Formen, die sich über eine Handarbeit gebeugt hielt. Beide Damen waren einfach und häuslich, aber doch mit jener beinahe koketten Sorgfalt und dem vortrefflichen Geschmade gekleidet, der die Französimen meistens auf dem Gebiete der Toilette, in dem sie die Mode angeben, auszeichnet, — natürlich nicht zu sprechen von den lächerlichen oder schmählischen Extravaganzen einer gewissen Klasse der Pariserinnen, die gerade bei unseren deutschen Damen soviel Beifall und Nachahmung gefunden haben.

Die Scene veränderte sich nun im Momente; Zeitung und weibliche Handarbeiten flogen bei Seite, mit der ganzen Lebhaftigkeit des französischen Temperaments wurde durcheinander geschrien, gelacht und geweint, während die Glücklichen sich umarmten, und man mag es Edmund verzeihen, wenn er, obgleich tief gerührt oder gerade deshalb, den Unterleutenant nicht wenig beneidete. Die Reihe kam aber auch sehr bald an ihn; Charles war nicht so egoistisch, ihn zu vergessen, sondern verkündete laut, daß er einen „theuren Freund“ mitgebracht habe.

„Eigentlich einen Feind,“ setzte er hinzu, — „denn er ist ein leibhaftiger Preuße, aber ich verbürge mich für ihn und kann ihn mit bestem Gewissen Eurem allerseitigen Wohlwollen empfehlen.“

Die überraschte Familie wandte sich dem jungen Arzte zu; man begrüßte sich gegenseitig mit allen Formen der Höflichkeit, während Charles noch einige Erklärungen hinzufügte, welche die letztere schnell in aufrichtige Theilnahme verwandelt; dieselbe sprach so überzeugend und gewinnend aus dem Benehmen aller Familienmitglieder, daß Edmund jede Befangenheit bald gänzlich

abgestreift hatte, nur dann fühlte er noch eine Anwandlung davon, wenn Blanche die dunkelblauen Augen auf ihn heftete und ein Wort an ihn richtete.

Blanche war wirklich eine sehr anziehende Erscheinung, fast noch ein Kind, aber eines der holdesten, das Edmund je gesehen zu haben sich erinnerte. Sie zählte gerade siebzehn Jahre, wie ihr Bruder ihm schon im Voraus verrathen hatte, und wenn es im Allgemeinen auch wahr sein mag, daß die Französinen in diesem Alter Nichts weniger als Kinder mehr zu sein pflegen, — diese Behauptung bezieht sich übrigens hauptsächlich auf die Pariserinnen, in den Provinzen, besonders den nördlicheren, ist eigentlich kein Grund vorhanden, daß es anders wie bei uns in Deutschland sein könne, — so strahlte die unschuldsvolle Naivetät aus diesen reinen Zügen doch so klar wider, daß man das Mädchen eher jünger als älter gehalten haben würde. Die körperlichen Formen hatten sich indessen schon vollkommen entwickelt, und Blanche wußte sich auch ganz wie eine junge Dame vom besten Weltton zu benehmen, was nicht die ihr angeborene Gutmüthigkeit und Aufrichtigkeit beschränkte, die immer noch Seltsamkeit fanden, sich in bezaubernder Weise zur Geltung zu bringen.

Edmund wenigstens empfand sehr bald diesen Zauber und fühlte sich in ihm so wohl, daß er auch die letzte Scheu bald abgelegt hatte. Was er bisher vom französischen Charakter und Wesen kennen gelernt hatte, — er dachte dabei auch an Tante Virginie daheim — hatte wenig zu seinem eigenen gepaßt, und doch war er geneigt, dies jetzt für eine seinen Vorurtheilen entsprungene Ansicht zu halten, denn diese vier Vertreter ihrer Nation wetteiferten darin, ihn durch ihre doch so natürlich erscheinende Liebenswürdigkeit zu fesseln.

Dem Fremden wurde förmlich ein Vorzug vor dem Sohne und Bruder eingeräumt, und der Letztere nahm dies auch keineswegs übel auf, sondern schien es ganz natürlich zu finden. Nachdem er in aller Kürze über seine letzten Erlebnisse, die sich allerdings auf den Garnisondienst in Thionville beschränkten, berichtet hatte, machte nur noch Frau Lesfarge den besonderen Anspruch, seine Hand in der ihrigen zu behalten, und der Deutsche mußte nun nicht allein von seinem Schicksale am vergangenen Tage erzählen, wobei man alle indiscreten Fragen vermied, sondern auch,

da man leicht bemerken konnte, wie gern er es that, von seiner Heimath und den dort zurückgelassenen Lieben. Wenn er sich in der französischen Sprache nicht recht klar und schnell auszudrücken wußte, so kam man ihm allerseits auf das Bereitwilligste zu Hülfe, denn Herr Lesfarge sprach das Deutsche ziemlich gut und die Damen hatten sich auch mit dem Studium dieser Sprache beschäftigt, und zuweilen kam es dahin, daß Edmund, sich vergehend, in der letzteren redete und doch ebenso aufmerksame und theilnehmende Zuhörer behielt.

Der junge Arzt durfte nun freilich auch auf dieses Interesse Anspruch machen; es war nicht schwer, eine frische, edle Natur in ihm zu erkennen, und seine Schilderungen verdienten wohl der Beachtung; Herr Lesfarge und der Lieutenant verfolgten mit der größten Aufmerksamkeit seine Erzählung von der begeisterten Erhebung Deutschlands bei Beginn des Krieges, die ja auch ihn selbst mitfortgerissen hatte und noch jetzt mit feuriger Schwärmerei erfüllte, und im Geheimen mochten sie wohl Vergleiche, die ihr patriotisches Gefühl nicht ganz befriedigten, mit dem wüsten, vorzeitigen Triumphgeschrei in Frankreich anstellen, die Frauen wurden wieder am meisten von der Beschreibung des schönen Familienlebens, auf das der junge Mann mit Wehmuth zurückblickte, in Anspruch genommen. Die meiste Sensation machte seine bescheidene Erzählung von dem furchtbaren Abende bei Saarbrücken, dessen Erinnerung noch so schwer auf seiner Seele lastete.

Frau Lesfarge und Blanche weinten in tiefster Rührung, der Doctor blickte den jungen Kollegen, als dieser von der entscheidenden Operation an seinem eigenen Bruder sprach, bewundernd an, und der Lieutenant meinte ernst gedankenvoll, dazu gehöre doch noch mehr Muth und Entschlossenheit, als der tapferste Krieger auf dem Schlachtfelde entwickeln könne.

Erst nach Mitternacht trennte sich der kleine Kreis, der sich in der vertraulichsten Unterhaltung immer enger aneinander geschlossen hatte; die Lesfarge'sche Familie war der Zuversicht, daß Edmund nun ihr täglicher Gast sein werde, und er selbst fürchtete kaum Etwas mehr, als daß er durch seine Verhältnisse als Gefangener daran verhindert sein könne.

Die Entscheidung darüber ließ nicht lange auf sich warten.

Am andern Morgen früh mußte der schwere Gang nach der Commandantur wieder angetreten werden, und Edmund konnte nur noch von dem Doctor vorläufig Abschied nehmen; die Damen waren zu so früher Stunde noch nicht zu sprechen. Auch der Lieutenant ließ ein wenig den Kopf hängen, denn unzweifelhaft dachte er mit nicht allzu großem Behagen an die nun alsbald bevorstehende Rückreise.

Wieder bekam Edmund nicht den Festungscommandanten zu Gesicht, sondern nur einen Offizier von dessen Stabe, der ihm etwa dasselbe sagte, wie der in Thionville; seltsamer Weise fiel es dem Gefangenen aber dieses Mal auch gar nicht ein, dagegen Einwendungen zu versuchen; dagegen erbot er sich, in den Garnison-Lazarethten der Festung Dienste zu leisten, was der Stabsoffizier mit der größten Verwunderung entgegennahm, vorläufig allerdings ablehnte, deshalb aber mit dem Commandanten zu sprechen zusagte.

Der Souslieutenant hatte Recht gehabt; man dachte nicht daran, Edmund ein Ehrenwort abzuverlangen und ihn in seiner Freiheit innerhalb der Festung zu beschränken; in einer der Casernen wurde ihm eine Wohnung angewiesen, die noch Manches zu wünschen übrig ließ, einige Beschränkungen wurden ihm auch auferlegt und ihm der gute Rath ertheilt, sich, um Unannehmlichkeiten und Aufsehen bei der Einwohnerchaft und Garnison zu vermeiden, in seiner Uniform nicht auf den Straßen zu zeigen, sein Verkehr in bürgerlicher Kleidung war aber fast ganz freigegeben; für eine wichtige Persönlichkeit mußte man ihn gerade nicht halten und war vielleicht in einiger Verlegenheit, wie man die dem rothen Kreuze schuldigen moralischen Rücksichten mit dem Kriegsgebrauche in Einklang bringen solle. An anderen Orten und unter anderen Umständen wurden die deutschen Gefangenen nicht immer so gut behandelt.

Mit Geld war Edmund gerade nicht reichlich versehen, da er während des Gefechts nur eine kleine Summe bei sich getragen hatte und sein beim Feldlazareth zurückgebliebenes Gepäck nun schwerlich wieder so bald in seinen Besitz gelangte; Charles Lesfarge errieth indessen diese Verlegenheit und war sogleich bereit, ihr abzuhelpen; er besaß im elterlichen Hause hinreichende elegante Civilkleidung, die er jetzt so wie so nicht benutzen konnte



und versprach, dieselbe sowie Geld, dessen Annahme er dem jungen Arzte förmlich aufdringen mußte, sofort in dessen neue Wohnung zu schicken, was denn auch geschah.

Die Trennung der beiden jungen Männer, die so schnell eine warme Freundschaft geschlossen hatten, mußte nun sogleich erfolgen; Charles durfte nicht länger säumen, nach Thionville zurückzukehren, weil er befürchten konnte, gänzlich von dort abgeschnitten zu werden oder gar schon in preußische Gefangenschaft zu gerathen. Nachdem Edmund ihm das Versprechen ertheilt hatte, von der Gastfreundschaft seiner Angehörigen recht häufigen Gebrauch zu machen, umarmten sie sich auf das Herzlichste und versprachen sich, ihre Freundschaft zu bewahren, wo und unter welchen Verhältnissen sie sich auch wiederfinden möchten; die Trennung wurde ihnen wirklich schwer.

Das nächste Geschäft Edmund's, der für seine neue häusliche Einrichtung nicht viel zu thun vermochte, war, an seine Eltern zu schreiben und sie von seinen Schicksalen zu benachrichtigen; er brauchte keine Unwahrheit zu sagen, wenn er sie über seine jetzige Lage vollkommen zu beruhigen versuchte, und dabei wurde der Familie Befarge natürlich auch in den wärmsten Ausdrücken erwähnt.

Dieser Brief mußte allerdings offen an die französische Commandantur abgegeben werden, dieselbe verpflichtete sich aber auch, ihn schleunigst zu besorgen, und wir dürfen wohl gleich im Voraus sagen, daß er richtig an seine Adresse gelangte, wenn auch erst nach Verlauf von längerer Zeit.

Mit dem ihm von Charles Zugesagten erhielt er auch eine neue Einladung des Doktors, sein Haus so bald wie möglich wieder zu besuchen und überhaupt ganz wie seine Heimath zu betrachten. Ob Edmund wohl unentschlossen war, von diesem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen? — Wäre ihm jetzt auch die Gelegenheit geboten gewesen, Sedan heimlich zu verlassen, so würde er sich gewiß nicht zu sehr beeilt haben, davon Gebrauch zu machen; darin hätte doch, wie er sich sagte, eine gar zu bittere Undankbarkeit gegen seine neuen Freunde gelegen und — was hätte nun gar Blanche dazu gesagt?

Ja, Blanche Befarge schwebte noch immer vor seinen Augen, und ihre süße Stimme tönte noch immer an sein Ohr; es war

ihm, als habe er sie schon seit Jahren gekannt und dürfe sie wie eine seiner Schwestern betrachten, und dann schreckte er wieder über diesen Gedanken zusammen, als hätte er sie damit beleidigt; er sehnte sich so lebhaft danach, sie wiederzusehen, und doch zögerte er gerade um ihrethalben, sich alsbald wieder in das Haus ihrer Eltern zu begeben; würde sie auch nicht eine Zudringlichkeit darin sehen, sich dadurch belästigt fühlen? — Sonderbar, daß er es bei dem Doktor und dessen Gattin gar nicht zweifelhaft fand, daß sein Besuch, zu dem er ja auch wiederholt aufgefordert worden war, gern gesehen würde, während er sich doch immer wieder die beinahe ängstliche Frage vorlegte, ob das junge Mädchen auch ebenso denke! — Freilich erinnerte er sich, daß auch sie selbst diese Einladung mit klaren Worten ausgesprochen hätte.

War diese zweifelnde Unruhe etwa ein Kriterium der aufkeimenden Liebe? fragte er sich, nicht ohne Besorgniß, denn sich so schnell und unter so eigenthümlichen Verhältnissen zu verlieben, konnte doch seine bedenklichen Folgen haben; es würde ihn an diesen Ort gefesselt haben, den so bald als möglich wieder zu verlassen, ihm doch hundert andere Rücksichten wünschenswerth machen mußten; es ließ sich überhaupt nicht absehen, wohin eine solche Herzensverbindung zwischen zwei auf ganz verschiedene Kreise angewiesenen Personen führen solle.

Man wundert sich heutzutage, wenn ein Jüngling von neunzehn oder ein junges Mädchen von siebzehn Jahren noch nicht verliebt gewesen ist; die Jugend wird ja bei der jetzigen so vielfeitigen Erziehung früh reif, und wir leben überhaupt schneller wie unsere Vorfahren. Es giebt aber noch immer Ausnahmen von der Regel, und Edmund Bornemann war in der That noch nicht verliebt gewesen; er hatte es sich wohl ein paarmal, während er seinen Tanzstunden-Cursus durchgemacht oder Bekannte seiner Schwestern im Hause gesehen, eingebildet, aber das waren schnellvorüberfliegende Träume gewesen, und er hatte darin keine Ähnlichkeit mit Dem zu finden vermocht, was die Dichter so begeistert priesen und worüber er einige seiner Kameraden schon so tief jensezen und so viel lächerliches Zeug schwätzen gehört hatte.

Sein Herz war für die Liebe jedenfalls empfänglich, es umfaßte mit der vollen, heiligen Kraft derselben die Eltern und Geschwister; daß es sich auch zur höchsten Begeisterung er-

heben konnte, hatte er gefühlt und bewiesen, als die Flamme des Patriotismus hell in ihm aufloderte; indessen entsprach dies Alles nicht jenen Schilderungen, und da er weder Anlagen dafür besaß, noch Zeit dazu gefunden, sich in müßige Träumereien zu verieren, hatte er sich eingeildet, die Versuchung zu solchen schwärmerischen Empfindungen könne nie an ihn herantreten, und auch nicht die mindeste Sehnsucht gefühlt, sie kennen zu lernen.

Aber Blanche Lesfarge! — sie hatte ihm doch Etwas angethan, was er nicht recht bestimmen und erklären konnte! — Er erschrak darüber, daß er heute viel mehr an sie dachte wie an Alles, was ihm in den letzten Tagen so nahe gelegen hatte die Heimath mit seinen Lieben, das ungewisse Schicksal seines Bruders, seine dienstlichen Pflichten und seine Gefangenschaft.

„Es ist mir, als wäre ich bezaubert,“ sagte er zu sich selbst; — „sollte in den alten Feenmärchen denn doch ein Theil Wahrheit liegen? — Ja, wenn alle Feen so gewesen wären wie Blanche Lesfarge — —“

Beinahe unwillig über diese ewige Verfolgung durch das Bild des jungen Mädchens, beschloß er, sich anzuleiden und auszugehen, um Zerstreuung in dem bewegten städtischen Leben zu suchen; er meinte, das werde ihn wieder auf andere Gedanken bringen. Seit Charles von ihm Abschied genommen, hatte er fast mit keinem Menschen gesprochen und allein in der kleinen, dürftigen Kasernenstube geessen, die nicht einmal eine freundliche Aussicht bot. Ein Soldat war ihm zur Bedienung zugewiesen worden, — natürlich mußte er ihn dafür bezahlen, — aber der Mensch schien ihm nicht sehr gewogen zu sein, und er hatte noch nicht die Lust gefühlt, sich mit ihm in eine Unterhaltung einzulassen.

Es dämmerte schon, und er ging daran, seine Toilette zu machen; wiewohl er sich vorgenommen hatte, an diesem Abende noch nicht das Haus des Doktors Lesfarge wieder zu betreten, um eben nicht aufdringlich zu erscheinen, sondern nur durch die Straßen zu schlendern, wo er doch von Niemandem beachtet zu werden hoffte, verwandte er auf seinen Anzug eine Sorgfalt, wie es ihm bisher wohl noch niemals eingefallen war. Charles' Kleider paßten ihm vortrefflich, und er konnte ganz zufrieden mit seiner äußeren Erscheinung sein; er lächelte auch wohlgefällig

dazu, und er war doch sonst immer so wenig eitel — auf seine Kleider wenigstens — gewesen!

Die Aufregung in der Stadt war an diesem Tage sichtlich viel größer, denn nun hatte man daselbst schon volle Gewißheit über den großen Unfall bei Metz; aber niedergedrückt erschienen die Leute zum größten Theile nicht, sondern ihre Wuth machte sich häufig in den lautesten und wildesten Exclamationen gegen die Deutschen Luft. Bei dieser Stimmung konnte Edmund es nicht für gerathen halten, ein öffentliches Lokal zu betreten, denn wahrscheinlich würde man dort bald seine Nationalität erkannt haben, und er wäre dann vielleicht den schlimmsten Insulten ausgesetzt gewesen; seine ganze Umgebung kam ihm überhaupt recht unheimlich vor, und er fühlte sich so verlassen, daß er sich wieder in die melancholischste Stimmung versetzt fühlte.

Aber war er nicht ein Thor, fragte er sich plötzlich, indem er das Haupt unwillkürlich höher hob, — daß er nicht da einen Zufluchtsort suchte, wo er mit wahrer freundschaftlicher Theilnahme empfangen zu werden gewiß sein konnte? — Sein Bedenken dauerte nicht lange, die Rücksichten, die er vorher nehmen zu müssen glaubte, schwanden jetzt schnell vor ihm, und raschen Schrittes, innerlich recht froh über diesen Beschluß, suchte er das Haus auf, in das ihn gestern Charles Lesfarge geführt hatte.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß er daselbst fast noch herzlicher wie das erste Mal empfangen wurde, denn er galt nun schon als ein alter Bekannter, und man hatte seinen Besuch mit Bestimmtheit erwartet, so daß er selbst sich in dieser Umgebung bald wieder ganz zu Hause fühlte.

Wenn Doktor Lesfarge jetzt auch noch ernster und sorgenvoller blickte, und seine Gattin zuweilen ihre Angst um das Ergehen des fernem Sohnes nicht unterdrücken konnte, auch Blanche sich deshalb in sehr bewegter Stimmung befand, so übte dies doch keinen Einfluß auf ihr Verhalten gegen den Gast; es schien beinahe, als fänden sie in ihm, den ihnen Charles ja zugeführt hatte, eine Art Ersatz für den Letzteren selbst, als fühlten sie sich gedrungen, die liebevolle Zärtlichkeit, die sie dem Entfernten persönlich nicht bezeigen konnten, auf den Anwesenden zu übertragen, und dies machte wohl auch gerade Blanche vertraulicher und entgegenkommender, wie es vielleicht unter anderen Verhält-

nissen und bei ruhigerer Gemüthsstimmung gewesen wäre, für den jungen Arzt.

Kofetterie lag in dem Wesen des Mädchens durchaus nicht; sie war gewiß, den Wünschen des Bruders und der Eltern zu entsprechen, wenn sie Edmund wie einen intimen Freund behandelte, und während sie über das Maß, das ihr Sitte und Anstand vorschrieben, auch nicht um ein Haar breit hinausging, überließ sie sich ohne Zwang ihrer natürlichen Offenheit und dem Wohlwollen, dessen sie Jenen würdig gefunden haben mußte.

Solche Gedanken wie Edmund waren ihr aber schwerlich dabei gekommen, das bewies gerade ihre vertrauliche Unbefangtheit, und während er, wenn er zu ihr sprach, zuweilen erröthete, konnte sie ihm fest und frei in das Auge blicken. Wäre er des Frauenherzens kundiger gewesen, so würde er wenig Grund gefunden haben, aus diesem Benehmen Hoffnungen zu schöpfen, die sich ihm jetzt schon schmeichelnd an das Herz legten, das sich mit großer Schnelligkeit seiner Empfindungen immer klarer wurde; schon an diesem Abende gestand er sich, es müsse doch wohl die vielgepriesene Liebe sein, die in ihm erwacht wäre, denn ein Himmel, in den er noch nie hineingeblickt, hatte sich ihm zu erschließen begonnen, und nun verstand er auf einmal auch alle jene Schwärmerei, die er früher unbegreiflich gefunden und belächelt hatte; so lange er sich noch unter dem Zauberbanne von Blanche's schönen Augen befand, kamen ihm auch nicht ein einziges Mal jene Bedenklichkeiten, die er schon im Laufe des Tages in sich bewegt hatte.

Die Liebe ist indessen ein so theurer Schatz, daß Jeder ihn sorgfältig zu hüten bemüht ist, und so mochten seine Gefühle dem Doctor und Frau Lefarge wohl um so eher verborgen bleiben, als Beide viel andere ernste Dinge im Kopfe trugen, die ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Ueber eine Reihe von Tagen können wir nun füglich kurz hinweggehen, denn für den kleinen Kreis, den wir soeben im Auge haben, trug sich während derselben keine große Veränderung zu. Edmund war täglicher Gast im Lefarge'schen Hause, er brachte sogar fast ganze Tage daselbst zu, denn der Doctor sah ein, daß er bei der gereizten Stimmung in der Stadt sich daselbst öffentlich möglichst wenig zeigen dürfe, und wie sollte der Arme nun

andere die Zeit eintigermassen angenehm hinbringen wie in seinem Hause? — Die Damen hatten den jungen Mann ja auch gern und wünschten Nichts lebhafter, als ihm ihre Theilnahme beweisen zu können. Daß Edmund selbst dem freundschaftlichen Drängen nur zu gern nachgab, wird man sich leicht vorstellen können.

Ueber die kriegerischen Ereignisse draußen schwebte man in der Stadt fast in vollständiger Ungewißheit; von Seiten der Regierung und der Militairbehörden wurde die Wahrheit verheimlicht oder geradezu gefälscht, und die Zeitungen widersprachen sich, da sie meistens bloße Vermuthungen aufzustellen vermochten. Marshall Bazaine, hieß es, habe eine zu bedeutende Armee, um nicht gewaltsam die weitausgedehnte Cernirungslinie der Deutschen durchbrechen zu können, wenn er nur wollte, aber grade hinter seinem ruhigen Verhalten stecke ein wohlburchdachter Plan, dessen baldige Ausführung den verhassten Feinden zum Verderben reichen sollte; die Armee Mac Mahon's sei längst wieder schlagfertig und bedeutend verstärkt durch neugebildete Corps; ohne Zweifel werde sie nun gegen Metz marschiren und die Preußen solchergestalt zwischen zwei Feuer bringen, — und dann wehe ihnen! kein Mann sollte entkommen.

Doktor Lefarge war wie schon erwähnt, ein Patriot, aber durchaus kein Fanatiker; die Mängel und Schwächen des Kaiserreiches beurtheilte er ziemlich scharf und gehörte eigentlich zu der Partei der gemäßigten Republikaner, ohne sich indessen auf irgend welche Umsturzumtriebe einzulassen. Die soeben erwähnten sanguinischen Hoffnungen theilte er, zu seinem Bedauern, nicht; wenn er auch nicht an aller weiteren Widerstandsfähigkeit Frankreichs verzweifelte und entschieden wollte, daß die verloren gegangenen Landestheile wiedererlangt würden, so neigte er, der den Krieg von Anfang an verurtheilt hatte, sich doch der Ansicht zu, daß man, selbst mit anderen Opfern, einen möglichst günstigen Frieden zu schließen sich bemühen sollte. Natürlich durfte er eine solche Idee nur im Kreise der vertrautesten Freunde oder seiner Familie aussprechen, denn die Mehrzahl seiner Landsleute würde sie ihm als offenbaren Verrath oder Feigheit ausgelegt haben.

Frau Lefarge und Blanche waren natürlich noch mehr für

den Frieden, obgleich auch sie sich patriotischer Gesinnungen rühmen durften; die Sorge um Charles bekümmerte die weichen weiblichen Gemüther aber vor Allem. Seit dem letzten Wiedersehen hatte man keine briefliche Nachricht von ihm erhalten; die Verbindung mit Thionville war jetzt wirklich gestört.

Die Nachrichten, die aus Paris kamen, klangen auch nicht sehr erbaulich; die verschiedenen politischen Parteien bekämpften sich dort schon gegenseitig mit heißen Worten und Intriguen. Nachdem General Trochu, der im Anse eines Orleansisten gestanden, wider den Willen der Kaiserin-Regentin und Palifao's eigentlich den militairischen Oberbefehl in der Hauptstadt übernommen, hatte er eine allgemeine Bewaffnung angekündigt; aber wie sah es in Wirklichkeit damit aus?

„Frankreich ist im Stande,“ hatte der vorige, abgesetzte Kriegsminister in die Welt hinausgerufen, — „zwei Millionen Vaterlandsvertheidiger zu bewaffnen; ihre Gewehre liegen bereit, und in Borrath bleiben davon noch eine Million.“

Eine großartige Lüge! — Ueberall, wo die Mobilgarden einberufen worden waren, in Paris selbst fehlte es an Gewehren für sie, und man mußte sie ihre Uebungen mit Stöcken machen lassen; so gab man in Langres nur dem dritten Theile der Compagnien Waffen, in Provins gar nur dem zehnten; an Munition und Uniformen war der Mangel noch größer; überdies zögerte die Regierung auch, was sie an solchen Borräthen besaß, zu vertheilen, weil sie dem neuen Aufgebote zutraute, dasselbe könne die Waffen gegen sie selbst kehren.

Daß dieses Mißtrauen nicht allen Grundes entbehrte, bewiesen sehr ernstliche Unruhestörungen und Angriffe auf die Organe der öffentlichen Sicherheit in Nantes, Marseille, Bordeaux und an anderen Orten. In Paris selbst entdeckte die Polizei kurz vor Mitte August's in einem Hause Waffen, rothe republikanische Fahnen, eine Verschworenenliste u. s. w. und verhaftete einige Personen; am Nachmittage des 14., eines Sonntags, griffen etwa achtzig Männer den Posten der Kaserne der Pompiers am Boulevard la Billette an. Die Bande, berichtet das Journal officiel, fiel über die Wache mit Dolchen und Revolvern her; die Schildwache erhielt einen Dolchstoß in die Brust; ein anderer Pompier wurde von drei Kugeln getroffen und vier Gewehre des Postens

mitgenommen. Die sofort herbeieilenden Stadtsergeanten erhielten gleichfalls eine Salve; einer fiel todt nieder, drei andere wurden schwer verwundet, und zwei davon werden wohl nicht mit dem Leben fortkommen. Ein kleines Mädchen erhielt eine Revolverkugel in den Leib, die es tödtete. Die Stadtsergeanten verhafteten die Rädelsführer und vier Mitschuldige, das Volk unterstützte sie dabei auf das Eifrigste und verhaftete selbst noch einige Andere. Die den Pompiers genommenen Gewehre bekam man wieder, desgleichen wurden die von den Insurgenten fortgeworfenen Waffen aufgehoben, und als aus freien Stücken in den Quartieren Appell geschlagen wurde, versammelte sich bald eine gute Zahl Nationalgarden, welche zur Wiederherstellung der Ordnung beitrug. Die Ankunft einer Schwadron und einer Compagnie Gardes de Paris wurde mit lebhafter Acclamation begrüßt, auch die Stadtsergeanten erhielten den verdienten Beifall; die Polizei-Commissaire und Agenten hatten Mühe, die Verhafteten vor dem Unwillen des Volkes zu schützen. Es sind ihrer etwa fünfzig, die sogleich nach dem Depot der Präfectur gebracht wurden. Um fünf Uhr war auf dem Boulevard la Villette Alles ruhig, aber um halb sieben Uhr stürzten sich andere Individuen von Neuem auf die Schildwache desselben Postens, zwei von ihnen wurden von der Nationalgarde verhaftet und in die Kaserne gebracht; sie trugen offene Dolchmesser.

Schon am 20. August sprach ein Kriegsgericht das Urtheil über die Rädelsführer; einige wurden zum Tode, andere zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. —

Solche Vorfälle mußten ein patriotisches Herz schmerzlich berühren und ihm als böse Vorbedeutungen für das Schicksal Frankreichs gelten, dessen Kinder sich im Angesichte eines Feindes, den man nun nicht mehr unterschätzen konnte, dem innern Hader und Parteigetriebe hingaben, während Einigkeit ihnen doch mehr als jemals nothgethan hätte. Doctor Lefarge fühlte und sah dies vollkommen ein, aber seiner Familie und dem Gaste suchte er diesen Unmuth und seine schweren Sorgen zu verbergen, und ihr friedliches Zusammenleben wurde äußerlich durch Nichts gestört. Was Edmund Bornemann anbetraf, so sehnte er sich auch kaum nach einer Veränderung in seiner jetzigen Lage, und die Vorwürfe, die er sich darüber zu machen versuchte, verschwanden



immer wieder schnell, wenn Blanche ihm freundlich zulächelte; von Tage zu Tage wuchs die Leidenschaft in seinem jugendlichen Herzen, aber das Dankgefühl und die hohe Achtung, die er dieser Familie, insbesondere Blanchen, zutrug, geboten ihm Selbstbeherrschung, und Niemand vermochte, seine wahren Gefühle zu ahnen. —

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Sedan.

Wir haben die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze, und zwar den Vormarsch der dritten und vierten Armee, bis zu der Veränderung ihrer Marschrichtung, welche der nun an das Licht getretene, ebenso kühne wie unvorsichtige Plan des Marschalls Mac Mahon nothwendig machte, verfolgt.

In der Nacht vom 25. zum 26. August war es gewesen, als der Oberstlieutenant Verdy du Vernois vom Generalstabe im Hauptquartiere des Kronprinzen Albert von Sachsen eintraf und mit der Gewißheit, daß die französische Armee von Rheims in nordöstlicher Richtung auf Mezières abmarschirt sei, den Befehl zu ihrer Verfolgung brachte. Darauf erfolgte sofort die große Schwendung von sieben Armeecorps nach rechts mit musterhafter Ordnung und Schnelligkeit. Die vierte oder Maasarmee war dann östlich des Argonner Waldes vorbeimarschirt, den ihre Cavallerie westlich umging, die dritte Armee dirigitte sich über Saint-Ménéhould und Bienne nach Norden, und das dritte und neunte Armeecorps von der zweiten Armee hielten, von Metz über Etain marschirend, den rechten Flügel, so daß ein Durchbruch Mac Mahon's längs der belgischen Grenze ganz unmöglich gemacht worden war. Se. Majestät der König hatte das Hauptquartier nach Clermont verlegt.

Die sächsische Cavalleriedivision blieb auf dem linken Maas-  
ufer und ging zur Reconoscirung gegen Nouart und Buzancy  
vor. In dem letzteren Orte, einem Flecken von tausend Ein-  
wohnern, soll kurz zuvor noch das Hauptquartier des Marschalls  
Mac Mahon und auch des Kaisers Napoleon gewesen sein, den  
man auf deutscher Seite übrigens gar nicht bei der Armee ver-  
muthete.

Ein Theil der zweiten königlich sächsischen Cavalleriebrigade,  
das 3. Reiterregiment, eine Escadron Ulanen No. 18 und eine  
reitende Batterie unter Befehl des Generalmajors Senft von  
Pilsach traf am 27. August bei diesem Orte nun auf sechs  
Escadrons des 12. französischen Chasseur-Regiments unter Oberst-  
lieutenant de la Porte, die unzweifelhaft den Auftrag hatten,  
die Flanke des noch bei Vouziers stehenden Feindes gegen Metz  
hin zu decken. Der Angriff erfolgte sofort durch die Artillerie,  
und als die Franzosen schwankten, warfen sich etwa anderthalb  
Schwadronen in brillanter Attaque auf sie, jagten sie in die  
Flucht und machten viele Gefangene, darunter auch den schwer-  
verwundeten Commandeur.

Durch dieses Gefecht hatte man die Gewißheit erhalten,  
daß Mac Mahon noch bei Vouziers an der Aisne stehe; in  
Folge dessen blieb am 28. das zwölfte Corps bei Dun an der  
Maas stehen, während die übrigen den Marsch auf erstere Stadt  
und Buzancy fortsetzten; am folgenden Tage rückte ersteres nord-  
westlich auf Beaumont, Richtung gegen die Festung Sedan, vor  
und traf bei dem Dorfe Nouart die Arrieregarde des Feindes,  
welche sich auf den dahinterliegenden Höhen aufgestellt hatte.  
Eine Infanteriebrigade und Artillerie g.iffen ihn an, und nach  
einem ziemlich lebhaften Gefechte zog er sich zurück.

Jetzt wußte man, daß die Franzosen weiter nördlich zwischen  
Beaumont und Le Chêne, ungefähr drei Meilen vor Sedan,  
stehen mußten, und ein allgemeiner Angriff wurde für den 30.  
angeordnet. Die Sachsen bildeten dabei den rechten Flügel und  
hatten sich auf Beaumont zu dirigiren, des Feindes rechte (im  
Rückzuge) Flanke; sie langten indessen daselbst erst an, als das  
vierte Armee-corps den letzteren bereits dort zum Weichen ge-  
bracht hatte.

In der Nacht zum 30. August hatte das zwölfte Corps, das

bei Rouart gegen einen Theil des Corps de Faily gefochten, auf dem Kampfplatze bivouakirt, die Garde östlich von Bujancy, das vierte Corps dahinter als Reserve.

Um zehn Uhr Vormittags rückten die vier Divisionen des zwölften und vierten Corps in Colonnen, meistentheils durch die Wälder vor, und das Gardecorps blieb nun bei Rouart in Reserve stehen. Der Feind hätte das Debouchiren sehr zu erschweren vermocht, was man auch erwartete, aber dazu waren keine Veranstellungen getroffen worden, und das vierte Corps übertrafste sogar noch eine französische Division in ihrem Lager vollständig, etwa um 1 Uhr Mittags. Es war dies wieder das Corps Faily, das Beaumont, ein auf den bewaldeten Maas-Hügeln gelegenes Städtchen von 1300 Einwohnern, nun schnell aufgab und vergebliche Versuche machte, das dahinter liegende, sich sanft erhebende Terrain gegen das Feuer der preussischen Artillerie zu behaupten.

So zogen sich die Franzosen auf Mouzon zurück, wo eine Brücke über die Maas führt; das vierte Corps, in seiner linken Flanke von einer bairischen Brigade unterstützt, und rechts die Sachsen, drangen unaufhaltsam und schnell vor und nahmen in einem blutigen Gefechte das starkbesetzte Bois de Sivodeau. Die Baiern wurden hierbei in ihrer linken Flanke angegriffen, warfen den Feind aber bald zurück.

Hinter dem Wäldchen, vor Mouzon, hatten frische Truppen vom 7. und 12. französischen Corps — die Armee Mac Mahon's setzte sich nun zusammen aus dem 1. Corps (Mac Mahon), dem 5. (de Faily), dem 7. (Felix Douay), dem neugebildeten 12. (Lebrun) und der Cavallerie des 6. (Canrobert) — die Höhen besetzt und das noch dominirende jenseitige Ufer der Maas mit zahlreichen Batterien bespickt. Hier wurde nun wieder sehr hartnäckig gekämpft, aber die Flügel der Angreifer drangen doch vor, und mit Beginn der Dunkelheit waren die Franzosen im eiligsten und verwirrten Rückzuge über die Brücke von Mouzon, die von der halbkreisförmig aufgestellten deutschen Artillerie tüchtig beschossen wurde; ein großer Theil ihrer Bagage ging dabei verloren, an fünftausend Gefangene wurden gemacht und neunzehn Kanonen und acht Mitraillesen erbeutet. Mouzon wurde von den Preußen besetzt, die Sachsen waren auf dem rechten Flügel

in Villemontry an der Maas eingedrungen, und die Bidouacs der vierten Armee erstreckten sich in dieser Nacht von letzterem Orte aus in nordwestlicher Richtung bis Rancourt. Der unendlich wichtige Erfolg dieses Kampfes, der verhältnißmäßig nicht zu große Verluste gekostet hatte, war, daß der Mac Mahon'schen Armee der Weg nach Metz abgeschnitten worden und ihr nur die Wahl blieb, sich auf Sedan zurückzuziehen oder die belgische Grenze zu überschreiten, was eine flagrante Verletzung des Völkerrechts gewesen wäre; dort ständen auch die belgischen Truppen bereit, etwa übertretende Abtheilungen zu erwassnen.

Die dritte Armee war indessen weiter westlich vorgedrungen und hatte nur einige kleine Affairen gehabt; so waren ungefähr achthundert Mobilgarden ohne große Mühe gefangen genommen worden, und zwei schleswig-holsteinische Husaren-Schwadronen hatten, abgesehen mit dem Karabiner in der Hand, das an der Aisne sehr hochgelegene Dorf Boncq, von Zuaven und Turcos besetzt, erstickt und die Letzteren zu Gefangenen gemacht.

Am 28. war das Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Saint-Menehould und wurde am folgenden Tage von dort nach Cerny am Fuße der Ardennen verlegt. Die Befehle für die dritte Armee lauteten nun folgendermaßen:

Das erste bairische Corps, das schon am 27. über Vouziers hinaus, auf der Straße nach Stenay, bis Bar und Busancy vorgeschoben war, geht auf Sommithe in die feindliche Front bei Beaumont; das zweite bairische Corps hält dieselbe Richtung hinter dem ersten.

Das fünfte preussische Corps wendet sich von Brigenay und Luthe auf Pierremont und Dhes und formirt dergestalt einen Theil des linken Flügels der Südarree. Die Württemberger reihten sich von Boultau-bois (auf der Straße nach Busancy) über Chatillon gegen Le Chene.

Das sechste preussische Corps hat ebenfalls die Bestimmung gegen Le Chene, doch dirigirt es sich über Vouziers und Quatrechamps, links von dem württembergischen Corps; außerdem wird Boncq von einer Seitencolonne des 11. Corps besetzt.

Das sechste Corps hat die Aufgabe, nach Vouziers nachzurücken und seine Cantonnements von hier aus südwestlich, also

in der Richtung gegen Chalons, zu erstrecken. Die fünfte Cavalleriedivision legt sich westlich gegen Le Chêne vor, indem sie auf Tourteron zieht; die vierte Cavalleriedivision folgt dem elften Corps bis Quatrechamps, um dann auf Chatillon abzuschwenken; die sechste Cavalleriedivision geht auf Semuy, avancirt aber ihre Vorposten bis Bouvellemont, indem sie die Wendung gegen die belgische Grenze (Mezières) einschlägt; die zweite Cavalleriedivision hält gegen Busancy.“

König Wilhelm hatte sein Hauptquartier am 29. nach Grand-pré vorwärts verlegt und verließ dieses Städtchen schon wieder am Vormittage des 30.; er begab sich auf einen Höhenrücken zwischen den Dörfern Sommeuthe und Bauy und beobachtete von dessen nördlicher, steil abfallender Spitze bei einem Kreuze von Eisen auf einem Sandsteinwürfel, das vorher geschilderte Gefecht bei Beaumont; von hier aus konnte man am fernen Horizonte schon die dunkelblauen Höhen der belgischen Grenze erblicken und durch das Fernrohr die französischen Lager, sowie die einzelnen Phasen des Kampfes beobachten.

Ein Augenzeuge erzählt unter Anderem: „Es ist 3¼ Uhr geworden, und Alles ist still. Zwei Stühle sind herbeigebracht worden, auf denen der König und sein Bruder, Prinz Carl, Platz nehmen, und aus den königlichen Fouragen wird ein frugales Déjeuner dinatoire servirt, das theils stehend, theils die Erde als Tisch, eingenommen wird. Jetzt erst kommen die ersten Depeschen vom linken Flügel, — dann kommen solche auch von der anderen Seite. Etwas vor vier Uhr beginnt die Kanonade von Neuem, jetzt fast auf allen Punkten, aber in viel weiterem Bogen, der gewiß nicht weniger als zwei Meilen umspannt. Aber auch sie schweigt, und Alles ist still. Auf der Höhe wird es bitter kalt und mit jeder Viertelstunde kühler. Ein Feuer von Reifig und Gestrüpp wird angemacht, und der König nimmt Platz daran. Außer dem Prinzen Carl befinden sich in seiner Nähe der Großherzog von Weimar und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin. Das Fernglas an dem Auge und die Karte in der Hand, beobachtet General Moltke unermülich.“

Mit der Dunkelheit schwieg die Kanonade, und um halb acht Uhr, als sich bereits überall die Bivonaefeuern entzündeten, bestieg der König den Wagen und fuhr nach Busancy zurück,

wo er das Nachtquartier in dem bereits überfüllten Orte nahm, um sich in der Frühe des nächsten Morgens wieder auf das Schlachtfeld zu begeben.

Der Kronprinz hatte mit seinem Stabe Cenuc um halb neun Uhr Morgens verlassen und fuhr über Grandpré bis Busancy, wo die Pferde bestiegen wurden. In dieser Gegend hatte ein Theil des fünften Armeecorps bivouakirt, der nun aufbrach. Hinter dem Dorfe Dhes war französische Artillerie aufgefahren, die das Feuer begann, ohne bei der zu großen Entfernung bis Busancy Schaden anzurichten; sie zog sich auch schnell zurück, als Cavallerie sie zu bedrohen begann. Weiterhin bei dem für die Defensive sehr günstig gelegenen Dorfe Stonne nahmen die Franzosen — es war ihr rechter Flügel, mit dem man es hier zu thun hatte, — eine neue Stellung, verließen dieselbe aber bald wieder ohne Kampf, jedenfalls weil sie von dem ungünstigen Stande des Gefechtes bei Beaumont Nachricht erhalten hatten.

In ein weiteres Gefecht wurden die Truppen der dritten Armee, jene vorerwähnte bairische Brigade ausgenommen, an diesem Tage nicht mehr verwickelt.

Für den folgenden Tag, den 31. August, fiel der vierten Armee wieder die Hauptaufgabe zu, das Ausweichen des linken feindlichen Flügels nach Osten hin zwischen der belgischen Grenze und der Maas zu verhindern; die dritte Armee sollte indessen die Front und rechte Flanke bedrohen und den Gegner auf Sedan drängen.

Demzufolge überschritt das 12. Armeecorps die Maas, um gemeinsam mit der preussischen Garde auf die Linie Rouzon-Carignan, zwischen jenem Flusse und dem Chiers, vorzudringen; da der Feind nicht Stand hielt, kam aber nur die Cavallerie in Thätigkeit, indem sie den Auftrag erhielt, den Abzug des Trains zu föhren. Die sie begleitende reitende Artillerie fand Gelegenheit, den Bahnhof von Carignan zu beschiefen, von wo ansehnliche französische Abtheilungen soeben abzogen, und später Douzy, das von Infanterie stark besetzt war, anzugreifen. Hier fand man einen ganzen Wagenpark vor, und das erste sächsische Ulanen-Regiment versuchte denselben fortzunehmen, wurde anfänglich durch heftiges Feuer zwar zum Zurückgehen genöthigt, erreichte

dann, mit Unterstützung der Artillerie, aber doch seinen Zweck und machte viele Gefangene.

Andererseits beschloß die bairische Artillerie sehr erfolgreich von Remilly aus die zurückgehenden französischen Colonnen, und letztere wandten sich, ihr Gepäck fortwerfend, was sich deutlich bemerken ließ, nun zur vollen Flucht. Um dieselbe abzuschneiden, mußten noch im Laufe der Nacht Truppentheile über die Maas unterhalb Sedans, bei Donchery, setzen, um die Straße nach Mezières zu sperren.

So war die Aufstellung der deutschen Truppen am Abende des 31. folgende geworden:

Von der vierten Armee, welche den rechten Flügel bildete, standen das Garde-Corps bei Carignan auf dem rechten Ufer des Chiers, die Sachsen bei Mairy, das vierte Corps auf dem linken Maasufer vor Sedan; die Patrouillen streiften bis Francheval, eine Meile östlich der Festung; ein Durchdrängen längs der Grenze nach Osten war nicht mehr möglich.

Von der dritten Armee stand ein bairisches Corps bei Remilly, das andere bei Raucourt, das fünfte preussische Corps weiter westwärts bei Chemery, das 11. bei Donchery, wo es, ebenso wie die württembergische Division, in der Nacht zu dem vorgenannten Zwecke den Fluß überschritt; das sechste Corps erreichte in der Nacht Attigny und Semuy, weiter nach Westen hin, so daß die Franzosen auch dahin nicht entweichen konnten.

Wenn unsere Leser sich die Mühe geben wollen, diese Stellungen auf der Karte zu suchen, so werden sie sich leicht überzeugen, daß dieselben fast einen Halbkreis gegen die belgische Grenze hin bildeten, so daß die Armee Mac-Mahon's nicht zu entkommen vermochte, wenn sie sich nicht etwa entschließen wollte, auf neutralem Boden die Waffen niederzulegen. Wenn man diese vollständige Umschließung mit der der Bazaine'schen Armee bei Metz zusammenstellt, so wird man zugeben müssen, daß die Kriegsgeschichte aller Zeiten solche glänzende Erfolge der Strategie noch niemals aufzuweisen gehabt hat.

Die Grundzüge der Dispositionen für den Kampf, der am folgenden Tage die Entscheidung herbeiführen mußte, lauteten bei der vierten Armee: „Die Corps sind sofort zu alarmiren. Der Vormarsch des 12. und Garde-Corps findet früh fünf Uhr

in drei Colonnen von Douzy, Bouru-Saint-Remy, und Bouru-aur-Bois aus, statt; — er wird gegen die Linie Moncelle-St. vonne gerichtet. Die 7. Division bleibt in der Reserve bei Mairy, die 8. Division und die Corps-Artillerie des 4. Corps gehen nach Bazilles zur Unterstützung des 1. bairischen Corps.

Für die dritte Armee: Das 1. bairische Corps rückt bei Remilly über die Maas und greift Bazilles an. Das 2. bairische Corps geht nach Bafelincourt und Trénois, das 11. Corps über Brigue-aur-Bois auf Saint-Monges. Das 5. Corps und die 4. Cavallerie-Division folgen dieser Bewegung. Die württembergische Division bleibt zum Schutze gegen Mezières und gleichzeitig als verfügbare Reserve bei Donchery stehen.

Am Morgen des 1. September stand die französische Armee Front gegen Süd-Osten, mit ihrem Centrum gerade vor der Festung Sedan; ihr linker Flügel erstreckte sich bis Sivonne und der rechte bis gegen Mezières hin, so daß die Ausläufer der Ardennen ihr im Rücken lagen.

Sedan, beschreibt ein Bericht des Staatsanzeigers, liegt an einem der schönsten Punkte des Maasthales zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwald gekrönten Höhenzügen. Von den Anhöhen rechts führen schmale Wiesenflächen zur Maas herab. Auf dem linken Ufer liegt im Grunde, links von Sedan, die Stadt Donchery mit ihren grauen Ziegeldächern, dahinter und zu beiden Seiten dehnt sich die Ebene aus, in der Mitte aber hebt sich das Terrain zu theils bewaldeten, theils lehmigen Hügeln und wird am Horizont von der mächtigen, halbkreisförmigen Bergkette der Ardennen begrenzt. In der Mitte des Grundes, zwischen Donchery und Sedan, sieht man mehrere Weiler, in Gebüsch und Waldung halbversteckt. Rechts wendet sich die Maas in doppelter Krümmung, eine Landzunge umschließend, in die Ebene und durchschneidet die niedrige Hügelkette in der Mitte. In dieser Bucht liegt das Dorf Iges, hinter dem Bergzug Mont d'Iges, links im Wiesengrunde das Dorf Bilette, rechts Glaize. Zwischen Iges und Sedan liegt auf dem linken Ufer Floing, weiter rechts Sivonne. Die Hauptstraße zwischen Donchery und Sedan beginnt bei einer Brücke, die über die Maas in die erstere Stadt führt, bis zur Festung auf dem rechten



Ufer bleibt und, auf dem halben Wege nach Sedan das Dorf Frénoy berührt; Bazeilles, gegen das die Baiern bei ihrem Uebergange zuerst stoßen sollte, liegt rechts; südwestlich von der Festung, Douzy, wo das Garde-Corps übersezte, auf der äußersten Rechten.

Die Stadt Sedan selbst erhebt sich mit ihren freundlichen und hübschen Häusern sehr malerisch am Berge, und schon von Weitem erkennt man deutlich die zwei neuen gothischen Kirchen, mehrere Kasernen und große Magazine; dahinter liegt noch höher die Citadelle mit ihren grünen Wällen, gekrönt von dem Bois de Savonne; links von der Stadt, gegen Westen, erblickt man die meistens aus Landhäusern bestehende, tief im Grünen liegende Vorstadt Cazal und noch weiterhin einen kahlen Höhenzug, an dessen äußerstem Ende gegen die Straße einen gelben Steinbruch.

Wir lassen noch eine andere gelungene Terrainschilderung eines englischen Zeitungs-correspondenten folgen, um unseren Lesern die Vorstellung des Schauplazes, auf dem sich eine so wichtige geschichtliche Episode abspielen sollte, zu erleichtern.

Ueber dem Dorfe Chevenge (eine kleine deutsche Meile südwestlich von Sedan gelegen) erhebt sich ein hoher Hügel, von welchem man eine prächtige Aussicht hat, nicht nur auf die Stadt Sedan, sondern über das ganze Thal der Maas auf viele Meilen weit. Die Schlacht begann etwa um sechs Uhr Morgens, und der König verließ das Dorf Vendres (Vendresse), wo er übernachtet hatte, etwa um halb acht Uhr Morgens, um sich auf das Schlachtfeld zu begeben. Der Hügel, auf welchem der König, Graf Bismarck, die Generale von Roon und von Moltke und ein zahlreicher Stab, dabei auch die Generale Sheridan und Forsyth in der Uniform der Vereinigten Staaten, hielten, ist etwa drei englische Meilen von Sedan, welches einige Hundert Fuß tiefer an der Maas liegt. Zu unserer Linken, etwa eine halbe Meile entfernt, ist eine andere Höhe, gekrönt von einem neugebauten, häßlichen Schloßchen, vor welchem der Kronprinz und sein Stab hielten. Links im Thale unten waren schwere Massen preussischer Cavallerie aufgestellt, — noch weiter links standen die Württemberger in Reserve. — Beinahe eine halbe Meile vor der Cavallerie fließt die Maas; die zerstörte Eisen-

bahnbrücke bildet gerade vor uns einen sehr bemerkbaren Gesichtspunkt. — —

Zu unserer Rechten, etwa drei (englische) Meilen entfernt, lag Sedan, aber zwischen Floing und Sedan ist erst eine Ebene und dann ein niedriger Hügel, der wie ein Vorgebirge in die Ebene ausläuft, steil auf der Seite gegen Floing, oben flach und ungebrochen auf seiner Höhe für mehr als eine Meile bis an die Außenlinien von Sedan, wo er dann steil zu dem Walde La Garenne aufsteigt, der über der Stadt liegt. Rechts von diesem Hügel liegt Sedan; — rechts oder östlich davon waren große Kasernen, nahe bei der Maas, und über diese hinaus ein altes Schloß.

Oberhalb dieses Schlosses nordostwärts ist die Citadelle. Neben Sedan ist der Wald La Garenne, und in der Vorstadt zwischen diesem Walde und der Stadt selbst standen Massen französischer Truppen, einige ihrer Kolonnen scheinbar unthätig während des ganzen Tages. Im Osten der Stadt erstreckt sich ein ziemlich offener Raum auf drei oder vier Meilen (engl.) und dann eine leichte Anhöhe, auf welcher die französischen Batterien aufgestellt waren. Jenseit derselben große Wälder, welchen gegenüber die Sachsen unter ihrem Kronprinzen standen. — Unmittelbar rechts neben unserem Hügel war das große Gehölz La Martée; zwischen diesem und Sedan senkt sich das Terrain allmählig und bildet halbwegs zum Flusse hinunter ein Plateau, wo die bairische Artillerie aufgestellt war, die den ganzen Tag zu unseren Füßen donnerte. — —

Der frühe Morgen des 1. September versprach einen schönen Tag nach ziemlich kühler Nacht; anfänglich lag ein dichter Nebel über Berg und Thal ausgebreitet, aber bald kämpften sich die Sonnenstrahlen siegend durch, beleuchteten das immer klarer hervortretende reizende Landschaftsbild und die blitzenden Waffen und Helme der marschirenden Kolonnen, und schon in den Vormittagsstunden wurde es drückend warm und blieb bei dieser Temperatur auch bis zum Abende.

Um vier Uhr Morgens schon verließ der Kronprinz sein Nachtquartier Chémery zu Wagen und bestieg mit seinem Stabe die bei Cheveuge bereitstehenden Pferde; er nahm dann die bereits erwähnte Stellung vor dem Schloßchen Château-Donchery

ein, von wo man nach allen Seiten eine weite und freie Aussicht hatte.

Um sechs Uhr etwa fielen die ersten Kanonenschüsse nach dem rechten Flügel zu; das erste Corps der Baiern (von der Taun) hatte das starkbesetzte Dorf Bazelles angegriffen und fand daselbst so hartnäckigen Widerstand, daß die Division Walter des zweiten Corps links von ihm über die Maas gehen und in das Gefecht eingreifen mußte, wodurch es gelang, die Franzosen aus dem Dorfe gegen Balan zurückzuwerfen. Fast alle diese Dörfer sind stadthühlich gebaut, Haus schließt sich an Haus, die Gebäude und Mauern davor sind massiv, und da sie jetzt noch so gut wie möglich für die Vertheidigung eingerichtet worden waren, wird man sich vorstellen können, welcher heißen Kampf und wie viele Opfer die Erstürmung gewöhnlich forderte.

Daß der Feind hier auf dem rechten Flügel so kräftig Stand hielt, während das bei Donchery im Westen über die Maas gegangene eilfte Corps ihn noch gar nicht erreicht hatte, machte es zur Gewißheit, daß er den jedenfalls auch vergeblichen Versuch, sich der Schlacht zu entziehen, nicht unternommen habe, und daß die Entscheidung in den nächsten Stunden bevorstehe; man sollte sich nicht in der Erwartung täuschen, daß die Franzosen wüthend kämpfen würden, um die Ehre zu retten und sich womöglich aus dem sie umklammernden Netze zu befreien.

Um halb sieben Uhr traf die Avantgarde des sächsischen Corps bei Ramécourt und La Moncelle auf das erste französische Corps, das eine Reihe von Dörfern und die östlich davon gelegenen Höhen besetzt hatte. Das Regiment Nr. 107 erstürmte sogleich La Moncelle, wobei Generalmajor von Schulz verwundet wurde, und eine sächsische Batterie nahm den Kampf gegen fünf französische auf, bis sie allmählig Verstärkung erhielt; selbst dann blieb es aber noch äußerst schwer, diese Stellung zu behaupten, da die Franzosen hier ein furchtbares Geschützfeuer, besonders mit Mitrailleusen, unterhielten. Rechts von La Moncelle fochten das Regiment Nr. 105 und das 12. Jägerbataillon gegen Zuaven und eroberten vier Mitrailleusen. Nachdem eine Brigade von diesem Corps sich noch weiter links zur Unterstützung der Baiern bei Bazelles gewandt hatte, fuhren sämtliche sächsische Geschütze und einige harrische in Linie auf und unterhielten eine mächtige

Kanonade, Prinz Georg von Sachsen, Kommandirender General des 12. Corps, ließ dann um die Mittagszeit eine Division im Grunde auf Daigny vorgehen, nachdem die Franzosen vorher vergeblich mehrere heftige Offensivstöße gemacht hatten.

Um acht Uhr war das Gardecorps hier bei Villers-Cernay eingetroffen und brachte auf den Flügeln seine Artillerie in das Gefecht; die erste Gardedivision avancirte gegen Givonne, die zweite gegen Daigny und Hoybes; das erstere Dorf nahmen die Sachsen um zwölf Uhr. Von hier marschirte die (sächsische) 23. Division thalaufwärts, die Garde suchte im Marsche auf Illy die feindliche Flanke zu umfassen, und in den Raum zwischen beiden rückte die 8. Division. Auf den erstürmten Höhen wurden an hundert Geschütze aufgefahen und feuerten.

Die preussische Garde, deren Hauptquartier in dieser Nacht in Carignan gewesen, war, nachdem sie um vier Uhr Morgens erst den Befehl zum Aufbruche erhalten, schon eine Stunde später unterwegs, und zwar die erste Infanteriedivision (von Pape) gegen Villers-Cernay, die 2. (von Budritzki) auf Francheval, hinter letzterer die Artillerie und Cavallerie. Gleich nach Sonnenaufgang ließ sich der Kanonendonner vernehmen und spornte die kampflustigen Krieger zu verdoppelter Eile an, und als der Kommandirende General, Prinz August von Württemberg, von den Höhen bei Francheval aus das Gefecht einigermaßen übersehen konnte, ließ er die Marschrichtung noch weiter gegen Norden verändern; so traf die Garde gerade zur Zeit auf dem wichtigen Punkte bei Villers-Cernay ein, vertrieb die feindlichen Tirailleure und erklimmte die steilen Höhen zwischen dem genannten Dorfe und Givonne; dann erfolgte die bereits erwähnte Aufstellung der Artillerie, welche dem Feinde unendlichen Schaden zufügte, aber auch schon beim Abprogen ihren Kommandeur, den Oberst von Scherbering, verlor.

Nach 9 Uhr nahm die Avantgarde der 1. Gardedivision das Dorf Givonne und eroberte dort sieben Geschütze und drei Mitraillenseen im wüthenden Kampfe. „Aber die Franzosen,“ sagt ein Bericht, — „zeigten noch keine Spur von Entmuthigung und, obgleich fürchterlich leidend, stellten sie sich uns überall brav und trotzig entgegen. Sie waren aus Givonne vertrieben, aber ihre Waffenbrüder fochten bei La Moncelle und Daigny mit verzwei-

feltem Muth gegen das sächsische und bei Bazailles gegen das bairische Armee-corps; die französische Artillerie besonders entwickelte dort ein mörderisches Feuer.“

Deshalb mußte die 2. Division (Budiniski) zur Unterstützung der Sachsen auf Daigny marschiren; ihre Artillerie drang bis in das feindliche Gewehrfeuer vor und beschloß das Dorf und die feindliche Artillerie sehr erfolgreich. Hier fiel ein Sohn des Kriegsministers General von Roon an der Spitze seiner Batterie.

Um eilf Uhr ertönte im Nordwesten bei Fleigneux und Saint-Monges Kanonendonner und man sah mehrere Batterien der dritten Armee dort auffahren und das Bois de la Garenne beschießen. Sie wurden von den Garden mit donnernden Hurrahs begrüßt, und die Kavallerie beeilte sich, die Verbindung herzustellen.

„Der Kommandirende General des Gardecorps“, heißt es in dem soeben angezogenen Berichte weiter, — „befand sich in diesem Augenblicke auf einer Anhöhe, von der aus das ganze Schlachtfeld übersehen werden konnte. Es war ein großartiges, ein furchtbares Bild, wie es wohl kaum einem menschlichen Auge je geboten worden ist. In einem verhältnismäßig kleinen Raume kämpften über 350,000 Mann; sie kämpften muthig und wüthend, den Tod verachtend, die Deutschen siegesgewiß heranstürmend, die Franzosen hoffnungslos, trotzig, jeden Fuß Terrain bis auf das Aeußerste vertheidigend. Der Feind, zwischen Sedan und Givonne, auf den Höhen und in den Schluchten des Bois de la Garenne zusammengedrängt, hatte nach allen Seiten hin Front zu machen. Im Norden und Westen stürmte der Kronprinz von Preußen, im Süden Tann mit den Baiern auf ihn ein, süd-östlich standen die Sachsen und im Osten und Nordosten die preussischen Garden. Ueber diesem Ring kämpfender Massen lag eine weiße Wolke, aus der es unaufhörlich bligte und donnerte. Fürchterlich war die Verwüstung, welche unsere Artillerie anrichtete. Einem umgestellten Löwen gleich, versuchte der Feind, bald hier, bald dort einen Vorstoß zu machen; aber überall brachen sich seine decimirten Kolonnen gegen unsere Truppen, die sich ihm auf allen Wegen entgegenstellten und ihn in den Kessel zurücktrieben, in dem Tod und Verderben unbarmherzig wütheten. Die Garde-Artillerie unter Führung des Prinzen Hohenlohe, der, von Batterie zu Batterie eilend, einer jeden ihr fortwährend

wechselndes Zielobjekt bezeichnete, wirkte Erstaunliches. Die Granaten flogen mit der Präcision einer von einem guten Schützen abgefeuerten Büchsenkugel. Vereinzelte Tirailleurschwärme wurden durch sie auf Distance von 2500 bis 3000 Schritte erreicht und zum Umkehren gezwungen, größere Massen zerstoßen vor ihnen wie hilflose Heerden, von Wölfen angegriffen.“

Diesem furchtbaren Feuer gegenüber zogen sich die französischen Batterien zurück, und elf preussische Batterien wurden nun auf die Höhen östlich von Givonne gestellt, von wo aus sie das Bois de la Garenne und besonders eine darin befindliche Richtung bestreichen konnten. Als französische Infanteriecolonnen, von der dritten Armee gedrängt, sich in diesen Wald warfen, wurden sie mit Granaten überschüttet und widerstandslos zusammengeschossen; auch Infanterie, besonders die Gardejäger, griffen sie hier an, und es entstand eine furchtbare Mezelei, welcher der Feind mit bedeutendem Verluste sich endlich durch die Flucht entzog; er suchte sich noch im Dickicht des Waldes zu halten.

Diese Reste zu vernichten, sollte gegen drei Uhr von der Garde ein allgemeiner Angriff auf den letzteren gemacht werden, aber derselbe wurde nicht mehr nothwendig, denn, wie man sagt, auf das Signal eines gefangenen französischen Hornisten: „Gewehr in Ruh! und Sammeln!“ kamen die Franzosen freiwillig heran, legten ihre Gewehre nieder und ergaben sich; an dieser Stelle allein wurden viertausend Gefangene gemacht. Es soll tief ergreifend gewesen sein, diese Leute, die so tapfer und verzweifelt gefochten hatten, besonders die Offiziere, jetzt zu sehen; sie waren todtmüde und ganz elend; als der Prinz von Württemberg an ihnen vorüberritt, sagte er ihnen freundliche Trostesworte.

Die Garde hatte ihre Aufgabe für diesen Tag etwa um drei Uhr erfüllt, hier und da kämpften aber noch einzelne Truppentheile gegen sich verzweiflungsvoll wehrende französische Abtheilungen.

Das elfte Corps, welches bei Donchery über die Maas gegangen, war nördlich bis Briancourt vorgegangen, gefolgt vom 5. Corps und der vierten Cavalleriedivision; von da sollte es sich östlich auf Saint-Monges ziehen und stieß bei diesem Orte um  $\frac{3}{4}$  9 Uhr auf den Feind, der sich auf dem linken Ufer eines

Baches aufgestellt hatte; nach kurzem, hitzigen Gefechte wich er auf seine Hauptstellung zwischen Floing und Illy zurück. Hier befand sich ein ziemlich steiler Bergvorsprung, der mit sehr gutem Erfolge gegen den Angriff von Norden zu vertheidigen gewesen wäre, wenn die Franzosen nicht bereits von den bairischen Batterien auf dem linken Maasufer bei Frénois im Rücken und der Flanke beschossen worden wären. Jetzt fuhr auch noch die Artillerie des 11. Corps, unterstützt von der des 5., bei Floing gegen diese Stellung auf.

Das 5. Corps hatte, während das 11. diesen Punkt in der Ebene erreichte, sich auf den Höhenzügen fortbewegt, um von da aus dem Feinde in den Rücken zu fallen; Zweck dieser Manoeuvres war, sich nordwärts mit der Garde und den Sachsen zu vereinigen, um solchergestalt den Kessel um die französische Armee zu schließen; die Württemberger und die vierte Cavalleriedivision sollten einen etwaigen Ausfall des Feindes über die Ebene verhindern.

Gegen 11 Uhr begann auf der ganzen Linie ein heftiger Geschützkampf, der bis ein Uhr ohne Unterbrechung dauerte; dann ging die Infanterie des 11. Corps und die 19. Brigade vom 5. auf das Dorf Floing vor und nahm, trotz des hartnäckigsten Widerstandes, das Terrain vor diesem Dorfe ein. Es commandirte hier der Generalk lieutenant von Kirchbach.

Als die französische Infanterie, welche besonders bei Iges und auf dem gegen Sedan sich senkenden Abhange sehr brav gekämpft hatte, sich überzeugte, daß sie der Artillerie nicht widerstehen könne, zog sie sich zurück, und es erfolgte in Pausen nun eine Reihe von Cavallerie-Attaquen, die mit großer Bravour, aber ohne Erfolg ausgeführt wurden.

Unser englischer Berichterstatter erzählt darüber: Wirklich formirte sich ein Regiment französischer Cuirassiere, Helme und Cuirasse im Sonnenscheine funkelnd, in Schwadronscolumnen und stürmte den Abhang herunter gegen die preussischen Tirailleurs. Ohne erst Linie zu bilden, empfing die Infanterie die Cuirassiere mit einem überaus fürchterlichen Schnellfeuer auf etwa 150 Schritte, so schnell als möglich ladend und in die dichten Massen feuernd. Zu Hunderten fielen Roß und Mann über den Haufen, und das Regiment ging viel schneller zurück,

als es gekommen war. Im Augenblicke, als die Cuirassiere umwändelten, gingen in der That die muthigen Preußen ihnen in heißer Verfolgung in Doppelschritte nach. So etwas ist nicht oft in den Annalen der Kriegsgeschichte erzählt. — Um halb zwei Uhr machte ein neues Regiment der französischen Cavallerie dieses Mal, wie mir schien, (Chasseurs\*) einen anderen Versuch, die Preußen zu vertreiben, die jede Minute verstärkt wurden. Aber sie erlitten dasselbe Schicksal wie ihre Genossen in den Stahlfacken und wurden mit großen Verlusten zurückgejagt.

Die Preußen hatten nun, wie weiter erzählt wird, einige Geschütze einen steilen Abhang in ihre Linie heraufgebracht und beschossen damit sehr wirksam die feindlichen Colonnen, die keinen Angriff mehr zu wagen schienen, obgleich sie sich noch in bedeutender Uebermacht an dieser Stelle befanden.

Dann versuchte die Cavallerie nochmals eine Art von Ballawerke zu machen, aber ohne den Erfolg jener unvergesslichen Sechshundert. Nochmals kamen die Cuirassiere herunter, dieses Mal gerade auf die beiden Feldgeschütze los. Aber rehte sie auf dreihundert Schritte an die Kanonen herangekommen waren, bildeten die Preußen Linie wie auf der Parade, warteten, bis sie auf fünfundsiebzig Schritte heran waren, und gaben ihnen dann eine Ladung, die uns die ganze führende Schwadron niederzuwerfen schien, so daß sie buchstäblich den Weg zu den Kanonen für die Nachfolgenden hinderte. Nach diesem letzten Angriffe, der vollständig mißlang, obgleich höchst tapfer gedacht und ausgeführt, wie auch die beiden vorhergehenden, ging die Infanterie schnell auf Sedan zurück, und in einem Augenblicke schwärmte der ganze Hügel von preußischen Tirailleurs, die aus der Erde hervorzuwachsen schienen. Nach dem letzten verzweifelten Angriffe der französischen Cavallerie sagte mir General Sheridan: „Ich sah niemals etwas so Verzweifeltes, so durchaus Thörichtes, es ist der reine Wahn!“

Um zwei Uhr verließen die Franzosen dieses Terrain gänzlich und zogen sich auf die Vorstadt Casal unter die Wälle der Stadt zurück, worauf der Kampf hier für eine Weile schwieg.

Es waren Chasseurs d'Afrique, und ihre Attaque eine brillante. End



Inzwischen war das 5. Corps bis zu den äußersten bewaldeten Höhen im Norden gegangen, wobei es nicht ohne heftige Zusammenstöße mit französischen Abtheilungen, welche sich in die Ardennen zurückziehen wollten, abging; die französische Reserve-Artillerie suchte den Vormarsch dieses Corps zu verhindern, aber vergeblich; nur ein kleiner Theil der französischen Infanterie gelangte hier über die belgische Grenze, um sich entwaffnen zu lassen. Gegen drei Uhr war die Verbindung zwischen dem 5. und Garde-Corps beiilly hergestellt, und die Franzosen von den Höhen hinab auf die Festung Sedan geworfen.

Um diese Zeit erstürmten die Sachsen die Höhen westlich von Daigny, nicht ohne große Verluste; sie machten dabei an tausend Gefangene und eroberten zwei Mitrailleusen. Gegen vier Uhr schwieg das Gefecht hier, aber bei Balan, wo die Baiern standen, ging es noch sehr lebhaft her. Die sächsische Artillerie feuerte jetzt nur noch auf einzelne französische Abtheilungen, die sich durchzuschlagen versuchten.

Daß die Letzteren, sagt ein sächsischer Bericht, — hierbei vor keinem Täuschungsmittel zurückschreckten, geht aus folgender Episode hervor. Unter Anderem näherten sich der sächsischen Linie einige Tausende. Da sie nicht feuerten, auch nicht in Gefechtsformation waren, so glaubte der anwesende kommandirende General Prinz Georg Kgl. Hoheit, sie wollten sich ergeben, und schickte ihnen Offiziere entgegen. Man rief denselben „Pardon! Pardon!“ zu. Sie näherten sich aber immer mehr, plötzlich begannen sie zu feuern. Dies gab natürlich diesseits die Veranlassung, das Feuer zu erneuern und auch Brandkugeln in die Vorstädte von Sedan zu werfen, welche voll feindlicher Flüchtlinge waren.

Da das königlich sächsische (12.) Corps an diesem Schlacht-tage keine weitere Verwendung mehr finden sollte, führen wir sogleich seine Verluste an: 58 Offiziere, davon 13 todt, und etwa 2000 Mann todt und verwundet. Dafür erbeutete die vierte Armee des Kronprinzen von Sachsen 11,000 Gefangene, wovon gegen 9000 auf die preussische Garde kamen, 25 Geschütze, 7 Mitrailleusen, 2 Fahnen und einen Adler.

Die Baiern, welche an diesem Tage den ersten Angriff auf das Dorf Bazailles gemacht und daselbst einen so heißen Wider-

stand gefunden, hatten sehr wirksam und tapfer, aber auch mit schweren Verlusten gekämpft. Nachdem sie Bazailles, das dabei in Flammen aufging, erstürmt hatten, waren sie wieder hinausgedrängt worden, und dabei hatten sich auch die Einwohner theiligt, was das Dorf nachher schwer büßen sollte; es wurde fast vollständig zerstört, und die von beiden Seiten entfesselte Wuth brachte hier grauenhafte Scenen hervor.

Zum zweiten Male wurde Bazailles genommen, und die Baiern drangen auf das Dorf Balan, südwestlich von Sedan, vor und erstürmten es ebenfalls, obgleich sie mit vielen Terrainhindernissen zu kämpfen und besonders viel Mitrailleusen sich gegenüber hatten, die hier eine verheerende Wirkung übten; die Glieder der braven Soldaten wurden reihenweise gelichtet. Gegen Mittag konnten zwei bairische, links der Straße nach Sedan postirte Batterien auf Villette feuern, wo der Kirchturm des Dorfes in Flammen aufging; die Franzosen mußten auch hier ihre Artillerie zurückziehen, und während nun, um vier Uhr etwa, die Deutschen von allen Seiten vordrangen, eilten die Franzosen überall auf die Wälle Sedan's zurück, eine Menge von Gefangenen, Verwundeten und Todten zurücklassend.

„Hier und da brannten Dörfer oder Weiler,“ wird berichtet; — „an mehreren Stellen rangen noch kleinere Heeres-Abtheilungen, der Donner der großen Geschütze aber war verstummt. Es trat eine Pause ein; man wartete, was die Führer der französischen Armee in Sedan beschließen würden, dessen Schicksal unabwendlich war, wenn man sich auf Widerstand einließ. „Großer Sieg!“ ließ der Kronprinz (von Preußen) gegen vier Uhr nach Chémery in das Hauptquartier melden.“

Noch wehte die weiße Fahne nicht von den Wällen der Festung, aber der vollständige Sieg war in der That schon entschieden; jeder Offizier, jeder Soldat fühlte dies und jubelte in stolzestem Bewußtsein, durch getreue Pflichterfüllung wieder zu einer wichtigen Entscheidung in diesem Kriege beigetragen zu haben.

Wir können uns nicht versagen, noch einen Bericht über die preußische Garde an diesem Tage sprechen zu lassen; ebenso oder ähnlich war es ja überall bei den siegreichen deutschen Corps:

„Die Truppen, bestaubt, erhitzt, die Helme zerschlagen, die Uniformen zerrissen, zogen mit klingendem Spiele schnellen Schritt

langes vorüber, als gälte es, das blutige Werk des Tages, das sie vollbracht, erst zu beginnen! Beim Anblicke des commandirenden Generals, der, am Wege stehend, die defilirenden Truppen begrüßte, brachen sie in einen Jubel aus, der den Kanonendonner, das Flintenfeuer und die Musik übertönte und der erst mit dem letzten vorbeigehenden Soldaten endete. Dann folgten von Neuem lange Züge von Gefangenen. — Einer der preussischen Soldaten trug die eroberte Fahne des 17. französischen Linienregiments. Auf der gelben Seide standen die Namen von Jena und Austerlitz. — Wir wollen die Verluste der französischen Armee bis zu diesem Augenblicke, der noch nicht die volle Entscheidung gebracht hatte, — also etwa fünf Uhr Abends — sogleich geben, damit unsere Leser sich einen weiteren Begriff von dem furchtbaren Wüthen des Kampfes zu machen vermögen: 14,500 Mann mit 1200 Pferden, 2 Geschützen und 400 Artilleriefahrzeugen waren es gelungen, die belgische Grenze flüchtig zu erreichen und überzutreten; sie wurden dort sofort entwaffnet und größtentheils nach Namur in ein für sie angelegtes Internirungsbepot gebracht. 28,000 Mann waren in der Schlacht unverwundet gefangen worden, 20,000 Blessirte und Todte bedeckten das Schlachtfeld. — Werfen wir einen kurzen Blick auf die Verhältnisse in der französischen Armee, die an diesem Tage so unglücklich, wenn auch mit allseitig anerkannter Tapferkeit gekämpft hatte! — Kaiser Napoleon war bei ihr, was Niemand im deutschen Lager ahnte, es soll doch Graf Bismarck selbst während der Schlacht, auf eine Bemerkung über diese Möglichkeit, geäußert haben, wie ein englischer Correspondent berichtet: „Napoleon ist zwar nicht sehr weise, aber er ist doch nicht so närrisch, sich jetzt in Sedan aufzuhalten.“ Uebrigens bezweifeln wir einen solchen Ausspruch des Bundeskanzlers und führen denselben nur an, um die Meinung auf deutscher Seite zu charakterisiren. —

17. Marschall Mac Mahon, der sich von den militairischen Ansichten des Kaisers durchaus nicht beeinflussen gelassen haben soll, war gleich bei Beginn der Schlacht durch einen Granatsplitter gefährlich an der Hüfte verwundet worden, so daß er das Commando an den nächstältesten Offizier abgeben mußte. General von Wimpffen, der sich vielfach verdient gemacht und zuletzt als Divisionsgeneral in Algerien gestanden hatte, war von

dorthier schleunigst zur Armee auf dem Kriegsschauplatz beordert worden und erst unmittelbar vorher eingetroffen. Er mußte das Commando übernehmen, und selbst der Laie wird sich leicht sagen können, welsch' schwere Aufgabe ihm damit zufiel; er sollte die Armee, welche sein Vorgänger im Commando bis auf diesen, bereits von den Deutschen umschlossenen Platz geführt hatte, retten, und, wie sich bald erwies, wurden seine Dispositionen noch durch den kaiserlichen Willen gestört.

In welsch' verzweifelter Lage sich Napoleon befand, bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung; der Tag von Sedan entschied über das Geschick seiner Dynastie und stürzte ihn persönlich von der Höhe, von der er fast die ganze Welt beherrschte, in das tiefste Elend. So wenig wir zu den Bewunderern dieses urplötzlich fast aus dem Dunkel aufgetauchten und dann in so hellem Brillantfeuer strahlenden Gestirns zählen, vor dem sich Mancher gebeugt und ihm gehuldigt hat, der es jetzt, nach seinem Falle, mit Roth zu bewerben versucht, ebenso wenig haben wir Lust, in das Geschrei des allerdings nicht ungerechten Zornes und Hasses einzustimmen, das mit dem Kaiser eine so scharfe Abrechnung hält, am wenigsten einem vom Unglücke Tiefgebeugten gegenüber. Ein richtiges, parteiloses Urtheil kann erst einer späteren Zeit vorbehalten sein, in welcher die aufgeregten Leidenschaften wieder zur Ruhe gekommen sind; mag das persönliche Benehmen Napoleon's an diesem für ihn so schweren und verhängnißvollen Tage nun aber richtig oder unrichtig gewesen sein, so wäre es doch kaum begreiflich, wie ein großer Theil unserer Tagespresse ihn, ohne vollgiltige Beweise, sogar Aussagen gegenüber, die doch einige Berechtigung auf Glaubwürdigkeit haben, deshalb höhnen und sogar der persönlichen Feigheit beschuldigen könnte, wenn sich damit nicht wieder die uralte Erfahrung bestätigte, daß für das Urtheil der großen Allgemeinheit nur der Erfolg maßgebend ist.

Wir haben keine Veranlassung, eine Vertheidigung des Kaisers Napoleon zu übernehmen, scheuen uns aber, ungerechte Beschuldigungen auf ihn zu häufen und geben das Folgende, ohne durchweg eine Verantwortung dafür übernehmen zu können, wie es die Berichte von Augenzeugen behaupten und uns auch keineswegs unwahrscheinlich vorkommt. Der Correspondent der

Times erzählt wörtlich, bei Gelegenheit der letzten Momente des Kampfes:

„Während der Kampf fortobte, gelang es den Franzosen einmal, die Baiern aus Balan hinauszuschlagen, und im Anschluß an diesen Erfolg wurde ein Stoß auf Ill versucht, um in der Richtung auf Bazaine durchzubrechen. Allein der Kronprinz von Sachsen, durch dessen Flankenstellung diese Bewegung hätte gehen müssen, hatte mittlerweile die Offensive ergriffen und verlegte den Weg mit überlegenen Streitkräften. Die Franzosen mußten zurück, und die Baiern wurden von dem heftigsten Anstürme wieder frei und konnten ebenfalls wieder vorgehen und Bazailles festhalten. Um Balan wurde jedoch viel länger gefochten. Hier soll, den Baiern zufolge, der Kaiser sich einer aus den Trümmern verschiedener Truppentheile bestehenden Sturmcolonne angeschlossen haben, um mit ihr die Baiern zu vertreiben. Aber das Artilleriefener von den Höhen über dem Flusse und oberhalb des Weges kreuzte sich bereits und war für schwer zusammengerüttelte Truppen zu stark. Sprenggeschosse und Kugeln regneten um den Kaiser; eine Granate explodirte in seiner nächsten Nähe und umhüllte ihn mit einer Staub- und Dampf- wolke. Die Offiziere seiner nächsten Umgebung drangen in ihn, sich zurückzuziehen, und die Baiern rückten schnell vor und machten den Franzosen das Glacis freitig. Der Kaiser zog sich in die Stadt zurück, um aus dem Strudel der hilflosen Soldaten zu entkommen, während die noch außerhalb stehenden Mannschaften, hungrig und zornig, dem Regnen ausgesetzt, ihre Offiziere schmähten und offene Meuterei drohten.“

General von Wimpffen selbst berichtet, daß er dem Kaiser durch zwei Capitaine des Generalstabs das folgende Billet übergeben ließ:

„Sire! Ich ertheile dem General Lebrun den Befehl, einen Durchbruch in der Richtung nach Carignan zu versuchen, und lasse ihm alle disponiblen Truppen folgen. Ich schreibe dem General Ducrot vor, diese Bewegung zu unterstützen, und dem General Douay, den Rückzug zu decken. Gefalle es Eurer Majestät, sich in die Mitte dieser Truppen zu begeben; sie werden eine Ehre darin suchen, Ihnen einen Ausgang zu öffnen.“

Wie die General-Adjutanten des Kaisers, der Fürst de la

Moscowa, Castelnau, de Vaubert, Graf Reille und Vicomte Pajol, später öffentlich erklärt haben, wies der Kaiser diesen Vorschlag zurück, weil er um seiner Person willen nicht noch mehr Truppen opfern wollte; danach hätte General von Wimpffen selbst, dessen militairischen Gefühlen es natürlich auf das Heußerste widerstreben mußte, durch eine Capitulation, wie sie bisher in der Kriegsgeschichte unerhört gewesen, gewissermaßen die Verantwortung für eine Katastrophe zu übernehmen, die er gewiß nicht verschuldet hatte, da er erst an diesem Morgen das Obercommando angetreten hatte, einen Versuch gemacht, sich mit 3000 Mann durchzuschlagen, und als derselbe mißlungen war, an den Kaiser geschrieben:

„Sire! Ich werde niemals die Beweise von Wohlwollen vergessen, welche Sie mir bewilligt haben, und ich würde für Frankreich und Sie glücklich gewesen sein, wenn ich den heutigen Tag mit einem glorreichen Erfolge hätte beenden können. Ich habe dieses Resultat nicht erlangen können und glaube einem Anderen die Sorge, unsere Armeen zu führen, überlassen zu müssen. Ich glaube in dieser Lage genöthigt zu sein, meine Entlassung als Obergeneral zu nehmen und meine Pensionirung zu verlangen. Ich bin u. s. w.“

General von Wimpffen behauptet nun, — und es läßt sich dies wohl auch nicht bezweifeln, — daß die weiße Capitulationsfahne ohne sein Zuthun, auf Befehl des Kaisers, auf den Wällen von Sedau ausgesteckt worden sei, er habe sogar vergeblich dagegen protestirt.

Weshalb? fühlt man sich gedrungen zu fragen, da es doch wohl keinem Zweifel unterliegen konnte, daß die französische Armee um diese Zeit bereits verloren war, und daß die nothwendige Capitulation nur ferneres unnützes Blutvergießen vermeiden konnte. Wie schmerzlich es auch für die persönlichen Gefühle des Generals, eines bisher noch unbesiegten Soldaten, sein mochte, seinen Namen unter die Capitulation zu setzen, so war dies jetzt doch zur Pflicht und Nothwendigkeit geworden. Der Kaiser machte ihn in seiner in den anerkenntendsten Ausdrücken gehaltenen Weigerung, die Entlassung des Generals anzunehmen, darauf aufmerksam, und der Letztere sagt selbst: „Er

(Wimpffen) entschied sich zur Rolle eines Unterhändlers erst, nachdem er die ehrenvolle Antwort Sr. Majestät gelesen hatte.“

„Die General-Adjutanten haben Recht,“ fährt er fort, — „menn sie behaupten, daß niemals zwischen dem Kaiser und dem General der geringste Zwist geherrscht habe, und nicht ohne die tiefste Bewegung hat der General die letzte Anordnung Sr. Majestät entgegengenommen.“ —

Wie bereits gesagt, war etwa um vier Uhr Nachmittags, als die Franzosen sich an allen Stellen auf die Festung zurückgezogen hatten, und der Sieg schon entschieden war, eine Pause in der Kanonade eingetreten, weil man deutscherseits die Eröffnung von Capitulationsunterhandlungen erwartete. Der Kronprinz von Preußen hatte sich mit einigen fürstlichen Personen und Offizieren seines Stabes nach dem Platze begeben, wo sein königlicher Vater hielt, um weitere Befehle einzuholen; auf dem weiten Schlachtfelde war es jetzt verhältnismäßig stille geworden, aber Rauch und Flammen, die über mehreren Dörfern emporstiegen, und die überall aufgestellten oder marschirenden Truppencolonnen erinnerten noch lebhaft genug an die heiße und furchtbare Tagesarbeit.

Da sich die weiße Fahne nirgends erblicken ließ, befahl der König den in der Nähe placirten bairischen Batterien, um halb fünf Uhr das Feuer auf die Stadt wieder zu eröffnen, und gleich darauf schlugen dort Rauch und Flammen, besonders an einer Stelle, wo ein Strohmagazin in Brand gerathen war, in die Höhe; die Kugeln und Granaten mußten in der vollgepfropften Stadt eine entsetzliche Verheerung anrichten.

Um das Aeußerste zu vermeiden, sandte der König, nachdem nur eine kleine halbe Stunde geseuert worden war, den Oberstlieutenant Bronsart von Schellendorff vom Generalstabe als Parlamentair ab, um die Capitulation anzubieten.

„Ihm begegnete bereits,“ schreibt Se. Majestät der König selbst unterm 9. September an seine hohe Gemahlin, — „ein bairischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentair mit weißer Fahne sich am Thor gemeldet habe. Der Oberstlieutenant von Bronsart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem General en chef ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben

wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: „Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern,“ erwiderte er, daß er sich dieserhalb an den General von Wimpffen zu wenden habe, der für den blessirten Mac Mahon soeben das Commando übernommen habe, und daß er nunmehr seinen General-Adjutanten Reille mit dem Briefe an mich absenden werde. Es war sieben Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; Letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor Allem und Alle machte! Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege.“ Der Brief fängt so an: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté“, Alles Weitere mir anheimstellend.

Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Capitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. —“

Durch den ganzen weiten Kreis der Truppen, die jetzt meistens nach den schweren Anstrengungen eine kleine Raft, wo und wie sie gerade standen, gemacht hatten, ging wie ein Lauffeuer das unerwartete Gerücht, Kaiser Napoleon befinde sich bei der umschlossenen Armee, die nun früher oder später capituliren mußte, und sehe der unvermeidlichen Gefangenschaft entgegen. In den ersten Momenten erschien dieses Ereigniß, auf welches die Meisten die Hoffnung stützen mochten, daß damit auch der blutige Kampf zwischen den beiden Nationen beendet sein werde, so unerhört, daß man kaum daran zu glauben wagte und den lauten Jubel noch unterdrückte; als die Truppen, welche sich auf dem von dem Thore Sedan's nach dem Standpunkte des königlichen Hauptquartiers führenden Wege befanden, aber einen hohen französischen Offizier, Reille, in Begleitung eines preussischen Stabsoffiziers und zweier Manen, von denen einer ein weißes Tuch an der Lanzen Spitze trug, rasch einhersprengen sahen,



verbreitete sich auf einmal der Ruf: „Der Kaiser kommt!“ — und verbreitete sich schnell weiter, begleitet von weithin schallenden, donnernden Hurrahs.

Die Stabswache von Kürassieren und Dragonern formirte sich beim Erscheinen des französischen Generals hinter der königlichen Suite in Linie; Se. Majestät befand sich etwa zehn Schritte vor seiner Begleitung und empfing so den Brief des Kaisers. Als er denselben gelesen, fand eine kurze Berathung zwischen ihm, dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke und Roon statt, und dann nahm der König auf einem Strohstuhle Platz und schrieb die Antwort auf einem andern, welchen zwei Adjutanten hielten.

Nachdem der König den General von Moltke beauftragt hatte, die Capitulation abzuschließen, und den Grafen Bismarck, wegen dabei etwa zur Sprache kommender politischer Fragen zurückzubleiben, begab er sich im Wagen nach seinem Quartiere in Vendresse, von den Truppen überall mit dem begeistertsten Jubel begrüßt. Die Hurrahs über die ganze Ausdehnung des Schlachtfeldes wollten kein Ende nehmen und mochten den Franzosen übel in die Ohren klingen, die Musikcorps spielten zuerst den Choral: „Nun danket Alle Gott!“ — und dann patriotische Lieder, in glücklichster Siegesfreude umarmten sich Offiziere und Soldaten; da es nun schon dunkel geworden war, zündeten die Letzteren Lichter, wo sie solche nur aufreiben konnten, an und bildeten, dieselben in der Hand tragend, Spalier, die preussische Nationalhymne singend; es war eine förmliche, eigenthümliche Illumination zur Feier des Sieges.

In gleicher Weise wurde auch der Kronprinz in seinem Hauptquartiere Chémery, wo er erst nach neun Uhr anlangte, empfangen; alle Häuser des Dorfes waren illuminirt, die Soldaten standen mit Lichtern am Wege und sangen, die Musik spielte; den Beschluß dieser Feier machte ein Trauermarsch, dem Andenken der an diesem entscheidenden Tage Gefallenen gethend.

Die Truppen bivouakirten in ihren Stellungen, bereit, jedem etwaigen Versuche französischer Abtheilungen, noch durchzubrechen, der allerdings sehr thöricht gewesen wäre, entgegenzutreten; Gefahr, Müdigkeit, Entbehrungen, selbst die großen Opfer, welche jedes Corps gebracht hatte, verschwanden vor der gespannten Erwar-

tung des Abchlusses der Capitulation, und in dem stolzen, freudigen Bewußtsein, daß dieser großartige Sieg zu den glorreichsten zähle, den deutsche Waffen jemals erkämpft hatten und eine noch unermessliche weltgeschichtliche Bedeutung in sich schließe. —

Dreißigstes Kapitel.

**Capitulation von Sedan.**

Dem Befehle des Königs gemäß hatten sich Graf Bismarck und General von Moltke nach Donchery begeben, um daselbst mit dem General von Wimpffen die Capitulation der französischen Armee zu berathen und aufzusetzen.

General von Moltke forderte auf das Bestimmteste, daß sämtliche Truppen die Waffen strecken und selbstverständlich die Festung übergeben werde, und als General Wimpffen, der anfänglich mildere Bedingungen zu erhalten hoffte, sich nicht sogleich zur Annahme der ihm vorgelegten entschließen konnte und um eine mehrstündige Bedenkzeit bat, wurde ihm dieselbe mit dem Hinzufügen bewilligt, daß, falls die Capitulation bis Morgens neun Uhr nicht abgeschlossen sei, um diese Stunde das Bombardement der Stadt beginnen werde. Die Herren trennten sich darauf, und General von Wimpffen begab sich nach Sedan zurück.

Auf deutscher Seite ließ sich während der Nacht deutlich die in der Stadt und bei den außerhalb unter den Wällen lagernden französischen Truppen herrschende Verwirrung vernehmen. Das große Magazin brannte noch, wilder Lärmen und einzelne Schüsse waren zu hören, und alle Bande der Disciplin und Ordnung schienen gelöst zu sein.

Es war gegen sechs Uhr Morgens als General Reille wieder unter Parlamentairflagge in Donchery anlangte und den Grafen Bismarck, der noch schlief, dringend zu sprechen wünschte;

er brachte ihm die Nachricht, der Kaiser Napoleon habe den Entschluß gefaßt, den König und den Grafen um eine Unterredung zu ersuchen, — jedenfalls, um mildere Bedingungen für die Armee zu erhalten, — und folge, nur von wenigen Offizieren seines Stabes begleitet, ihm auf dem Fuße.

Während der Graf sich ankleidete, — er trug den Ueberrock seines Kürassierregiments, blau mit gelben Aufschlägen, und die weiße Feldmütze, — begab sich General Keille zurück. Der Kaiser war in einem offenen Brougham gekommen; außer ihm befanden sich darin drei höhere Offiziere, und drei andere waren dabei zu Pferde, unter ihnen der Fürst von der Moskowa, Castelnau und Vaubert.

Graf Bismarck kam ihm zu Pferde entgegen und traf ihn, bereits wartend, außerhalb des etwa eine Viertelmeile von Donchery entfernten Dörfchens Frénois. Vom Pferde steigend, trat er an den Wagenschlag und entblößte das Haupt, und als Napoleon ihn ersuchte, sich zu bedecken, soll er erwidert haben: „Sire, ich empfangе Euer Majestät, wie ich meinen königlichen Herrn empfangen würde.“

Die Berichte über diese historische Scene, wie sie von Leuten ausgingen, die jedenfalls nicht Augen- und Ohrenzeugen waren, weichen so weit voneinander ab, daß wir wohl nicht fehlgreifen werden, wenn wir Graf Bismarck selbst in seinem Berichte vom 2. September an den König sprechen lassen:

„Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. Königl. Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier augenblicklich drei Meilen entfernt, in Vendresse sei, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle, und eventuell, welches meine Meinung darüber sei. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständiger Dunkelheit hierhergekommen und die Gegend mir deshalb unbekannt sei, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm dies an und fuhr im Schritt gegen Donchery, hielt aber einige hundert Schritte von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an und fragte mich, ob er nicht dort ab-

steigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legationsrath Grafen Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen; nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sei, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Capitulationsbedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Haus aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militairische Frage zwischen dem General von Moltke und dem General von Wimpffen zu erledigen sei. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensunterhandlungen geneigt sei. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sei, und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement.“

Graf Bismarck berührt nun weiter, daß er dem Kaiser gesagt, die Situation biete kein anderes praktisches Moment dar wie das militairische, und verwies zunächst auf die Capitulation; als General Moltke jetzt auch zu dieser Unterredung kam, übernahm er es, dem Könige die Wünsche des Kaisers vorzutragen, ohne dieselben indessen befürworten zu können, da bewilligte andere Bedingungen die militairischen Interessen geschädigt haben würden.

Der Kaiser wünschte sich nun in das Freie zu begeben; zwei Stühle wurden unmittelbar an die Wand des Hauses gestellt, und Beide nahmen Platz, Bismarck links vom Kaiser.

„Se. Majestät stellte mir die Frage,“ fährt Graf Bismarck fort, — „ob es nicht thunlich sei, die französische Armee über die belgische Grenze gehen zu lassen, damit sie dort entwaffnet und internirt werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General von Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits ange deuteten Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein. In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte

und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden sei.

Nach der Anweisung Graf Bismarck's hatten sich inzwischen mehrere Offiziere nach einem für die Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser passenden Orte umgesehen und das kleine Schloß oder Landhaus bei Frénois, das den Namen Chateau d'Amour führt, ausfindig gemacht und für diesen Zweck vorgeschlagen; Ersteres hatte seine Schwierigkeiten, denn fast alle Gebäude in der Umgegend waren mit Verwundeten belegt. Der Kaiser nahm die Einladung Graf Bismarck's an, sich sogleich dahin zu begeben, um noch einige Stunden zu ruhen, bis der König eingetroffen sein könnte.

Zwei Züge vom ersten Leib-Kuirassierregimente unter Commando des Premierlieutenants von der Marwitz waren herangebeordert worden — wohl als Ehren- und Sicherheitswache gleichzeitig — und hatten sofort einen Doppelposten vor das kleine Haus gestellt; sie waren nicht wenig überrascht gewesen, den Kaiser hier zu erblicken. Derselbe bestieg nun wieder mit zweien seiner General-Adjutanten den offenen Wagen, Graf Bismarck ritt rechts, der genannte Premierlieutenant links am Schlage, und die Kuirassiere folgten mit blanken Pallaschen. In dieser Weise bewegte sich der Zug langsam auf der Chaussee nach Frénois, zu deren beiden Seiten in fast ununterbrochener Folge die deutschen Truppen bivouakirten.

Bei dem Schloßchen waren um diese Zeit bereits die Equipagen und ein noch ziemlich zahlreiches Gefolge des Kaisers aus Sedan eingetroffen. Napoleon zog sich mit seinen Offizieren zurück.

Auch General von Wimpffen war wieder hier erschienen, und da General von Moltke noch abwesend war, wurden die Capitulationsverhandlungen deutscherseits einstweilen durch den General von Podbielsky und Oberstlieutenant von Verdy, welcher letzterer neben dem Stabschef Wimpffen's das Protocoll führte, wieder aufgenommen. Um diese Zeit traf ein Adjutant ein, welcher die Willensmeinung des Königs kundgab, den Kaiser erst nach Abschluß der Capitulation zu sprechen, was dann zweifellos auch den Abschluß der letzteren beschleunigte. Graf Bismarck ritt dem Könige entgegen und traf General von Moltke, welcher

die Genehmigung der Capitulation mitbrachte, welche nun ohne Weiteres in Frenois angenommen und unterzeichnet wurde.

Wir führen den Wortlaut dieser Capitulation an, theils als Beleg für ein Ereigniß, wie es die Kriegsgeschichte — mit Rücksicht auf die Stärke der capitulirenden Armee — noch nie aufzuweisen gehabt hat, theils weil danach die meisten anderen Capitulationen mit größeren französischen Truppentheilen abgeschlossen wurden.

„Art. 1. Die französische Armee unter dem Oberbefehle des Generals Wimpffen, giebt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen.

Art. 2. In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser französischen Armee erhalten alle Generale, Offiziere und im Range von Offizieren stehenden Beamten die Freiheit, sobald dieselben ihr Ehrenwort schriftlich abgegeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Interessen Deutschlands zuwider zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen persönlich gehörigen Effecten.

Art. 3. Alle Waffen und Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Munition u. s. w., werden in Sedan einer von dem französischen General eingesetzten militairischen Commission übergeben, die sie sofort den deutschen Commissaren überantworten wird.

Art. 4. Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustande und spätestens am 2. September zur Disposition Sr. Majestät des Königs von Preußen gestellt.

Art. 5. Die Offiziere, welche nicht die im Art. 2 erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, sowie die Truppen werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Corps in militairischer Ordnung übergeben. Diese Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. beendet sein. Es werden diese Detachements auf das Terrain geführt, welches durch die Maas bei Tges begrenzt ist, um den deutschen Commissaren durch die Offiziere übergeben zu werden, welche dann ihr Commando ihren Unteroffizieren abtreten. Die Stabsärzte sollen ohne Ausnahme zur Pflege der Verwundeten zurückbleiben.“ —

„Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere,“ constatirt Graf Bismarck, — „auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Dante entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majestät, den Gefühlen einer Truppe, welche sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus nahe zu treten, welche durch das Gebot unserer politisch-militairischen Interessen mit Nothwendigkeit gezogen war. Diesen Gefühle hat der General von Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General von Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von Seiten desselben geführt worden sind.“

Daß es nicht wenig französische Offiziere, an ihrer Spitze einen General, gab, welche unter nichtigen Entschuldigungsgründen, in einer elenden Buchstabenklauberei das Gebot wahrer Ehre verleugnend, diese Güte und Rücksicht König Wilhelm's mißbrauchten, indem sie doch wieder die Waffen aufnahmen, daß die spätere republikanische Regierung Frankreichs sogar die Unverschämtheit und Niedrigkeit besaß, ein solch' ehrloses Verfahren zu rechtfertigen und weiter zu empfehlen, wird man bald hören. Mit dieser Capitulation und der endlich erfolgenden von Metz scheint überhaupt die vielgerühmte und durch Jahrhunderte wirklich bewährte französische Ritterlichkeit abzuschließen; an die Stelle braver, wenn auch unglücklicher Soldaten trat dann bewaffnetes Gesindel, das einen letzten Verzweilungskampf mit allen Waffen kämpfte, gleichviel ob ehrlichen oder durch die üblichen Kriegsgesetze und die Humanität verpönten. Eine unauslöschliche Schmach, nach allen Begriffen eines ehrlichen Soldaten, für die ganze französische Nation, daß König Wilhelm gezwungen wurde, später die Begünstigung der gefangenen Offiziere, welche die Capitulation von Sedan erhielt, für analoge Fälle aufzuheben, weil das französische Ehrenwort nicht mehr zuverlässig war! —

Der König war, nachdem er in Vendresse während der Nacht vergeblich den Abschluß der Capitulation erwartet hatte, am Morgen von dort wieder nach Sedan aufgebrochen und hatte unterwegs, wie schon gesagt, den ihm vom General von Moltke überreichten Entwurf genehmigt; hier erfuhr er auch erst die Ankunft Napoleon's. Der Kronprinz begleitete ihn.

Sobald die Capitulation im Schloßchen von Frénois unter-

zeichnet worden war, begaben sich Graf Bismarck und Moltke damit wieder zum Könige nach Donchery, und nun begab sich Se. Majestät und der Kronprinz, gefolgt von der Cavallerie-Stubswache nach Frénois.

Vorher noch unmittelbar war folgendes Telegramm an Ihre Majestät die Königin Augusta nach Berlin abgegangen:

„Vor Sedan. Die Capitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen geworden, ist soeben mit dem General von Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Commando führte. Der Kaiser Napoleon hat nur sich selbst Mir ergeben, da er das Commando nicht führt und Alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde Ich bestimmen, nachdem Ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Wilhelm.“

Vor dem Schloßchen, einem ganz neuen Bauwerke in nicht besonders gefälligem Style, standen verschiedene Truppenabtheilungen; besonders viel Offiziere der Stäbe und Adjutanten hielten sich hier auf, Ordnonnanzgen eilten hin und her, die Kürassiere hielten ihre Wache zu Pferde. Es war ein huntbewegtes, echt militairisches Bild.

Im ersten Stocke des Schloßchens befand sich ein Glaspavillon mit einem kleinen Vorjaale; dort sollte die Zusammenkunft zwischen dem siegreichen Könige und dem besiegten Kaiser stattfinden.

Gegen 3 Uhr langte der König mit seinem Gefolge und der Stubswache im scharfen Galopp an, begrüßt von unendlichen Hurrah's der Truppen, die überall auf seinem Wege lagerten oder unter dem Gewehre standen. Als er vom Pferde stieg, kam ihm der Kaiser Napoleon auf der zu jenem Glaspavillon führenden Treppe entgegen, Beide begrüßten sich ernst und traten ohne Verzug in den genannten Raum; der Kronprinz und die Generale blieben im Vorzimmer.

Die Berichte über die kaum eine Viertelsunde dauernde Unterhaltung, welche keine Zeugen hatte, sind ohne Zweifel gefälscht; wir führen deshalb nur die Worte Königs Wilhelm in dem Schreiben an seine erhabene Gemahlin an, welche eine Andeutung darüber zu geben im Stande sind:



„Der Besuch währte eine Viertelstunde —; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.“

Das tiefe Gefühl des Königs drückt sich schon im Eingange dieses Schreibens aus:

„Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen.“

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestallt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen.“

Nachdem der König das Schloß, auch Bellevue genannt, wieder verlassen hatte, beritt er einen großen Theil des Schlachtfeldes und richtete freundliche Worte an seine tapferen Offiziere und Soldaten. Napoleon wechselte noch einige Worte mit dem Kronprinzen, wobei er sehr bewegt erschiehen sein soll.

Am Morgen des 4. September telegraphirte der König noch einmal an die Königin aus Varennes:

„Welch' ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe (bei Cassel) zum Aufenthalte gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schloßchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kammst Du Dir denken! Unbeschreiblich! Beim Einbrechen der Dunkelheit, halb acht Uhr, hatte ich den fünfständigen Ritt beendet, kehrte aber erst um ein Uhr Nachts hierher zurück. Gott helfe weiter!“

Nachdem die Zustimmung der belgischen Regierung zu der Reise des Kaisers durch Belgien erlangt worden war, verließ derselbe am 3. September die Gegend von Sedan und traf um

fünf Uhr Abends in der Grenzstadt Bouillon ein; seine schon früher genannten Adjutanten begleiteten ihn und außerdem noch etwa zwanzig französische Offiziere, Alle ihre Degen tragend. General von Bonin und einige andere höhere preussische Offiziere escortirten den Kaiser. Etwa zwanzig Gepäckwagen folgten. Abends speiste der Kaiser mit dreißig Personen im Hotel des Postes, wo er sein Quartier genommen hatte.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, erreichte er die Luxemburger Eisenbahn und empfing in Libramont, wo ein längerer Aufenthalt stattfand, ein Telegramm seines Sohnes aus Maaubeuge, der meldete, daß er sich im besten Wohlsein befinde und Befehle des Vaters erwarte. Napoleon schien dadurch sehr bewegt zu werden. General Chazal, Befehlshaber der belgischen Truppen, begleitete ihn hier.

Auf der Station Gemelle hatte sich der Prinz Peter Bonaparte eingefunden, der sich zur Zeit in dem nahen Rochefort aufhielt, und sprach den Kaiser im Wagen. Gegen vier Uhr langte der Zug in Lüttich an, wo das versammelte Publikum Gelegenheit hatte, den Kaiser zu sehen, und ihn stumm, aber ehrfürchtvoll begrüßte.

In Berviers wurde Nachtquartier gemacht, weil Napoleon sich leidend fühlte und es gewünscht hatte; er stieg im Eisenbahnhotel ab, vor dem sich eine große Menschenmenge versammelte, die, wie schon auf dem Bahnhofe geschehen war, lebhaftes Sympathien kundgab; hier fand wieder ein Souper statt, bei dem der Kaiser sich aber sehr still verhielt und niedergedrückt zu sein schien.

Am 5. bald nach Mittag wurde mit kurzem Aufenthalte Köln passirt, wo die feindlichen Demonstrationen des zahlreichen Publikums durch die Polizei und die begleitenden preussischen Offiziere in Schranken gehalten werden mußten; nach fünf Uhr wurde das Diner in Gießen eingenommen. Abends gegen zehn Uhr langte der Extrazug auf der Station Wilhelmshöhe bei Cassel an, und der Kaiser fuhr in einem zweispännigen Wagen nach dem gleichnamigen Schlosse, das mit Infanterie besetzt war, welche das Publikum abwehrte. Schon auf dem Bahnhofe war eine Ehrenwache vom 80. Regimente aufgestellt, und der Oberpräsident empfing den Gefangenen an der Spitze der Behörden. Der Kaiser war in voller Uniform und trug den Degen.

Seine Wohnung, die bereits in Eile vorbereitet worden, erhielt er in der ersten Etage des mittleren Hauptgebäudes des Schlosses.

Sehr richtig sagte die heftige Morgenzeitung: „Wir hegen das Vertrauen, daß die Bewohner Kassels — wenn nicht aus Rücksicht auf die Person des hohen Gefangenen, doch mit Rücksicht auf den ausgesprochenen Wunsch unseres Königs, welcher in dem nach Wilhelmshöhe Verwiesenen den Repräsentanten einer großen Nation geehrt wissen will, — in jeder Beziehung sich würdig benehmen werden. Vergessen wir nicht, daß die Augen von ganz Europa jetzt auf uns gerichtet sind, daß die kleinsten Mißgriffe und Taktlosigkeiten die Ehre und den Ruf unserer Bevölkerung gefährden können. Unser König hat uns das höchste Vertrauen geschenkt, indem er einem Mann, der uns so viel Leid zugefügt hat und noch viel mehr zufügen wollte, den Wohnsitz auf der schönen Wilhelmshöhe anwies. Zeigen wir uns dieses Vertrauens würdig!“

Das waren in der That würdige, der Situation ganz angemessene Worte, und es ist nur zu bedauern, daß sie nicht überall in Deutschland Wiederhall fanden und daß ein großer Theil der Presse, welche doch mit Bedacht die öffentliche Meinung leiten soll, ganz vergessen zu haben schien, daß sie mit ihrer Mißbilligung der getroffenen Anordnungen und der Begeisterung eines wehrlosen Gefangenen auch den Sieger verletzte, und in jenen Ton einschlug, der die chauvinistische Partei in Frankreich schon vor Ausbruch des Krieges und nachher die republikanische in Frankreich in einer Weise charakterisirte, die uns wahrlich genügenden Grund zur Beschwerde gegeben hat.

Lassen wir einstweilen den gestürzten Kaiser auf Wilhelmshöhe und wenden uns nach Sedan zurück! —

Die Annäherung der Mac Mahon'schen Armee hatte daselbst große Ueberraschung hervorgerufen, die bald etwas Beängstigendes durch die zuverlässigen Nachrichten erhielt, daß die Deutschen jener auf dem Fuße folgten. Für Den, welcher sich das Bild des Kriegsschauplazes und der bisherigen Begebnisse klar zu machen vermochte, mußte es etwas Bedenkliches haben, daß der Marschall seine Truppen so nahe der Grenze führte, wo ihm jedenfalls doch nur ein sehr schmaler Streifen für seine Opera-

tionen übrig blieb, wenn dieselben wirklich dem Entsatze von Metz gelten sollten. Aber die große Menge, selbst der sogenannten Gebildeten, in Sedan wie an anderen Orten Frankreichs, war gar nicht im Stande oder wollte sich nicht die Mühe geben, die Situation ernstlich in das Auge zu fassen, sondern jubelte in unerschütterlichem Vertrauen auf die „unbesieglige Armee“ und in unbegreiflicher Mißachtung der Deutschen, deren Erfolge noch immer ignoriert wurden, der ersteren entgegen.

Die Dinge begannen aber auf einmal doch in einem ganz anderen Lichte zu erscheinen, als kurz vor dem Entscheidungstage die ersten Truppen in der Stadt anlangten. Diese Leute waren vom langen und angestrengten Marsche ermüdet und brachten noch den Eindruck mit sich, den das schnelle Verlassen des Lagers von Chalons und der vom Feinde gebrängte Rückzug — das Wort hütete man sich allerdings auszusprechen, — gemacht haben mußten; zwar gab es unter ihnen noch genug Großsprecher, aber Manche ließen auch die Köpfe sehr hängen und verhehlten nicht, daß sie lieber auf Paris als zu einem so ungewissen Unternehmen marschirt wären.

Daß sich der Kaiser bei der Armee befand, trug andererseits wieder zur Ermuthigung bei, aber bald stellte sich heraus, daß selbst in den höchsten Befehlshaberkreisen schon Zwiespalt herrschte, und daß Napoleon bei den Truppen eher Schutz zu suchen, als sie mit Siegesvertrauen anführen zu wollen schien; er hielt sich zurückgezogen, und man wurde seiner und seines Stabes nicht viel gewahr.

Der Kanonendonner von Beaumont drang beinahe in die Stadt, immer mehr Truppen, eilig, ermüdet, verdrossen, langten an und begannen nicht allein die Festungswerke, sondern auch die Bürgerhäuser zu füllen; man mußte ihnen Quartier geben und sie verpflegen, denn sie bedurften augenscheinlich der Erholung auf das Dringendste; in großen Massen bivouakirten sie auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. Das Schlimmste war aber, daß sich, dem kundigen militairischen Auge wenigstens, schon die Spuren des Verfalles der inneren und äußeren Ordnung bei diesen Truppen zeigten; sie hatten das Vertrauen zu ihren Führern verloren, äußerten dies zuweilen auch unverhohlen, und eine strenge Disciplin war unter ihnen nicht mehr aufrecht zu erhal-

ten; die Einwohner der Stadt begannen dies nur zu sehr zu fühlen, denn es kamen recht bedenkliche Excesse vor.

Die Ereignisse drängten sich nun gewaltig, wie man bereits gesehen hat. Am 31. August stand die ganze französische Armee schon in und bei der Stadt, die Kanonen donnerten wieder ganz in der Nähe bei Douzy und Carignan, und man konnte sich nicht mehr verhehlen, daß es hier zu einer Schlacht von sehr zweifelhaftem Erfolge kommen müsse, denn die deutschen Truppen waren offenbar bedeutend, überlegen und man konnte sich durch den Augenschein überzeugen, wie sie das Neg um Sedan zu ziehen suchten. Theils Entmuthigung, theils wilder, verzweifelter Haß, vor Allem die Begierde der Selbsterhaltung, denn bei einer so schnell und unerwartet hier zusammengekommenen Menschenmenge konnte von regelmäßiger Verpflegung nicht die Rede sein, und die Soldaten litten wirkliche Noth, steigerten den Mangel an Disciplin und die Lust zu jenen Excessen, unter welchen die Bürgerschaft schon zu leiden begonnen hatte, in der schlimmsten Weise.

In der eingetretenen Verwirrung bekümmerte sich Niemand von den militairischen Behörden mehr um den gefangenen jungen Arzt; man hatte ihn vollständig vergessen. Jedenfalls wäre es für Edmund auch bedenklich gewesen, sich jetzt als Deutschen auf der Straße erkennen zu lassen, in der Kaserne selbst riskirte er grobe Insulten.

Deshalb schon hatte er gern dem Zureden Doctor Lefarge's nachgegeben, in diesen Tagen in dessen Hause seine Wohnung zu nehmen und gar nicht auszugehen. Natürlich war auch eine Menge Verwundeter und Kranker mit der Armee nach der Stadt gekommen, und die Militairärzte reichten bei Weitem nicht zu, dieselben zu behandeln. Doctor Lefarge hielt es für Pflicht, seine Dienste anzubieten und hatte nun den ganzen Tag, selbst den größten Theil der Nacht, außerhalb seines Hauses zu thun; die Anwesenheit Edmund's konnte den Damen daher auch einigermaßen zum Troste gereichen, obgleich er als Deutscher am wenigsten geeignet war, sie in Wirklichkeit zu beschützen.

In Edmund's Absicht hatte es übrigens gelegen, seine ärztlichen Kenntnisse auch den Franzosen zu Gute kommen zu lassen, aber Doctor Lefarge wollte dies nur im beschränkten Maße zugeben, da er meinte, die Nationalität des jungen Mannes könne

bei einem Theile der Patienten doch Mißtrauen erwecken und für seinen guten Willen nur Undank und Gefahr ernten. In-  
dessen hatte er drei verwundete Soldaten in seine eigene Woh-  
nung aufgenommen, und diesen durfte Edmund nun seine Sorge  
widmen, wobei ihm noch Zeit genug blieb, den Damen Gesell-  
schaft zu leisten.

Der erste September war natürlich ein Tag der fürchtbar-  
sten Aufregung für die Stadt und auch im Lesarge'schen Hause.  
Je weiter der Kampf außerhalb vorschritt, desto näher trat die  
Befürchtung, die am Nachmittage ja auch wirklich in Erfüllung  
gehen sollte, daß die Deutschen die Stadt bombardiren würden.  
Es sah ohnehin schon aus, als sollte ganz Sedan zu Grunde  
gehen. In den letzten Tagen hatte es viel geregnet; das fort-  
währende Fahren von Geschützen und Wagen aller Art durch die  
Straßen, das Aufhäufen von Stroh auf denselben zu Lager-  
plätzen, die Unordnung, welche der Verkehr einer so großen  
Menschenmenge auf engem Raume nothwendig mit sich brachte,  
Alles zusammen hatte einen Schmutz erzeugt, der wahrhaft  
granenhaft war und der sonst so sauberen und hübschen Stadt  
ein ganz abscheuliches Ansehen verlieh, und nun denke man sich  
dazu das Toben betrunkenen, verwilderter Soldaten, das Ent-  
laden von Gewehren durch Nachlässigkeit, die Klagen der Ver-  
wundeten und vielen Kranken, Ausbrüche aller Leidenschaften,  
kurz, ein Chaos, dessen Einzelheiten zu schildern fast unmög-  
lich ist!

Die Einwohner ließen sich, wenn sie nicht die äußerste Noth-  
wendigkeit oder Zwang dazu trieb, gar nicht mehr auf den  
Straßen sehen; ein großer Theil hatte sich in die Keller geflüch-  
tet, wohin sie auch ihre besten Habseligkeiten in Sicherheit zu  
bringen gesucht hatten, und überließ die Wohnungen den Sol-  
daten, die massenweise ihre Verwundeten in die Stadt schleppten,  
dieselben unterbrachten, wo es ihnen gerade am bequemsten er-  
schien, natürlich ohne weiter um Erlaubniß zu fragen, und dann  
häufig nicht die mindeste Lust bezeigten, in den Kampf zurückzu-  
kehren, da sie doch schon Alles für verloren hielten. Viele, die  
ihren Begleitern auf dem Transporte unter den Händen gestor-  
ben waren, oder solche, die sich todesmatt und sterbend selbst bis  
in die Stadt geschleppt hatten, lagen nun als Leichen ganz offen,

häufig fürchtbar verstümmelt und im Blute schwimmend, auf den Straßen umher, Reiter und Munitionswagen jagten hin und her, und die Hufe der Pferde, die Räder schonten Nichts, was ihnen in den Weg kam. Es gab entsetzliche Bilder.

Am schlimmsten war es, daß die Disciplin sich nun immer mehr lockerte oder vielmehr gänzlich aufgehört hatte, sobald die Entscheidung des Tages nicht mehr zweifelhaft war. Laut verwünschten die Soldaten ihren Kaiser, beschuldigten höhere und Subaltern-Offiziere der Unfähigkeit, zuweilen denselben geradezu in das Gesicht, sogar das Wort „Verrath!“ ging von Mund zu Mund; die Wüthenden wollten es nicht fassen, daß sie durch die Waffen der vorher so verachteten Gegner, der Preußen, besiegt worden seien, ihre nationale Eitelkeit wurde zu empfindlich dadurch gekränkt, die Schuld mußte auf andere Umstände gewälzt werden.

Unter solch' bedrohlichen Umständen fand es sich ganz von selbst, daß die, welche in irgend einer Beziehung auf einander angewiesen waren, sich um so enger an einander schlossen und daß Angesichts der drohendsten Gefahren manche Schranke fiel, welche in ruhiger Zeit die conventionellen Formen aufgebaut haben; so war es auch im Lesarge'schen Hause.

Anfänglich hatte Frau Lesarge nicht zugegeben, daß ihre Tochter sich bei den Verwundeten sehen lasse, während sie selbst Edmund sehr fleißig und wirksam zur Hand ging, indem sie sich bemühte, den armen Schwerleidenden jede mögliche Erleichterung zu schaffen, bei ihnen wachte und selbst ihre Wunden verbinden half.

Es ist merkwürdig und doch findet sich die Bestätigung dafür in so viel tausend Fällen, wie das weibliche Geschlecht, wenn die Aufforderung dazu an dasselbe herantritt, in der selbstverleugendsten und aufopferndsten Weise Pflichten zu erfüllen vermag, die seinem Kreise bisher doch so fern gelegen haben und die es zu andern Zeiten vielleicht für ganz unausführbar gehalten habe. Für eine im Wohlstande erzogene und gewissermaßen verwöhnte Frau von zarter Nervenconstitution, für ein junges Mädchen, das sich in schüchternen Sittenreinheit von jeder Berührung mit Männern ferngehalten hat, sollte es doch wahrlich unmöglich erscheinen, daß sie auf einmal Muth, Lust und Kraft gewinnen können, ihnen obenein ganz fremden Schwerkranken

und gräßlich Verwundeten, zuweilen Leuten von einer Persönlichkeit, der selbst Männer sich möglichst fern halten möchten, Dienste zu leisten, die allen ihren bisherigen Gewohnheiten und den Rücksichten, die sie zu nehmen hatten, widersprechen, die auf der einen Seite die herzerreißendsten Empfindungen, auf der anderen Abscheu und Ekel erregen sollten. Aber dies Alles vermögen solche Frauen durch das Gefühl, daß es eine Berufspflicht ihres Geschlechtes gerade ist, zu helfen und Leiden zu lindern, und das Bewußtsein, mit ihren weichen Händen, ihrem sanftesten fürsorglichen Blicke dabei das Meiste und Beste leisten zu können, zu überwinden, und hohe edle Empfindungen tragen sie bald über alle kleinlichen Rücksichten hinfort; je schwerer die Opfer sind, die sie sich auferlegen, desto lieber werden ihnen dieselben auch.

So zeigte sich auch Frau Lesarge, und während der wärmste Dank ihrer Pflöglinge, die sich anfänglich ziemlich ungeberdig angestellt hatten, jetzt aber von den Schmerzen und der Einsicht, wie gut man es mit ihnen meine, besiegt waren, ihr zu Theil wurde, wenn auch nicht immer in Worten, fand der junge Arzt allen Grund, sie aufrichtig zu bewundern und noch mehr, wie es bisher geschehen war, zu verehren.

Was Blanche anbetraf, so war sie dem Willen der Mutter, sich zurückgezogen zu halten, gehorsam gewesen, zumal auch ihr Vater und Edmund dazu gerathen hatten; vielleicht hielt sie es anfänglich selbst auch für eine zu schwere oder ihr wenigstens nicht zukommende Aufgabe, sich mit den Verwundeten zu beschäftigen; aber das Beispiel der Mutter ging nicht an ihr vorüber, ohne einen tiefen Eindruck zu machen, und bald legte sie sich selbst die Frage vor, ob sie nicht eine Pflicht versäume, wenn sie demselben nicht folgte. Seitdem hatte das junge Mädchen auch keine Ruhe mehr; immer dringender bat und bestand sie darauf, daß auch ihr vergönnt werde, wozu sie das Bedürfniß in sich fühlte, und endlich mußten die Eltern nachgeben.

Edmund, der sie ängstlich und scharf beobachtete, denn einmal fürchtete er, daß ihre Nerven zu sehr angegriffen werden könnten, dann aber auch wieder, daß sie sich zu schwach erklären möge, diese in seinen Augen so schönen und heiligen Dienste fortzusetzen, Edmund bemerkte wohl, wie sie bleich wurde und zitterte,



aber bald auch, zu seiner großen Genugthuung, wie sie diese natürlichen Regungen überwand und nun mit der Mutter wetteiferte; er war ihr so unendlich dankbar dafür, aber er hatte weder Gelegenheit und Zeit, noch wagte er es, ihr dies auszusprechen; indessen las sie seine Zufriedenheit wohl in seinen Blicken und fand darin eine neue Ermunterung; sie erröthete sogar darüber — Blanche war bisher noch nicht erröthet, wenn sie ihn ansah, hatte sie sich doch schon daran gewöhnt, ihn beinahe wie ihren Bruder zu betrachten.

Daß dieses Zusammensein, diese Beschäftigung manche nähere Vertraulichkeit auch zwischen den beiden jungen Leuten herbeiführte, wird leicht erklärlich sein, es lag aber etwas so Ehrenvolles und Unschuldiges darin, die Nothwendigkeit führte es herbei, so daß sie selbst daran nicht den mindesten Anstoß nehmen konnten; Frau Lefarge und dem Doctor, der übrigen nur selten auf wenige Stunden zu Hause kam, fiel dies noch weniger ein.

Man hatte allerseits Blanche davor zu bewahren gesucht, daß sie einen Blick auf die Straße warf, wo die entsetzlichen Bilder in so rascher Folge wechselten, und sie selbst sehnte sich nicht danach, dieselben näher kennen zu lernen, drang doch der wilde Lärmen an ihr Ohr und ließ sie schreckensvoll ahnen, was draußen vorging. Auch die Empfindungen des zartesten Gemüthes stumpfen sich indessen ab, wenn es immer gleichen Eindrücken eine Zeitlang ausgesetzt ist, und hier mußte Jeder begreifen, daß es mehr zu handeln als zu fühlen gebe, daß man sich auf das Aeußerste vorbereiten müsse, da man ihm doch wohl schwerlich werde entgehen können. So zeigte sich Blanche auch gefahrter, als man von ihr eigentlich erwarten gekonnt hatte; sie schien einen Stolz darein zu setzen, nicht schwach und ängstlich zu erscheinen, wo sie Alles um sich her bemüht sah, die so nahe liegenden Besorgnisse zu unterdrücken und sich dadurch nicht in der gebotenen Thätigkeit stören zu lassen.

Es war Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr, als, wie schon erzählt worden, die Beschickung der Stadt selbst durch die hairischen Geschütze begann. Damit stieg die Verwirrung auf den Gipfel; es war, als sollte die Welt untergehen. Selbst in den Hinterzimmern der Lefarge'schen Wohnung, wo die Verwundeten gebettet waren, hörte man das Einschlagen der Granaten

und sah aus den Fenstern das schnelle Aufsteigen von Rauch und Flammen aus einem nahegelegenen Hause, das getroffen worden war. Der Strom der fliehenden Soldaten ergoß sich schon seit einer Weile unaufhaltfam in die Stadt, und als glaubten sie, in den Häusern gesicherter vor den tausenden Geschossen zu sein wie in den Straßen, drangen sie massenweise in die ersten ein; wo sich ihnen eine verschlossene Thür entgegensetzte, schlugen sie dieselbe mit den Gewehrkolben ein und pflegten dann, dies als einen Akt der Feindseligkeit betrachtend, die Einwohner zu mißhandeln.

Und nicht blos persönliche Sicherheit suchten Viele zu finden, sondern in der Ueberzeugung, daß ihnen doch der nahe Tod oder, im besten Falle, eine lange, traurige Gefangenschaft bevorstehe, schienen sie die Gefe des Lebens noch einmal gründlich auskosten zu wollen, indem sie Befriedigung der entfesselten Leidenschaften suchten; da half kein Commando der Offiziere mehr, keine Vorstellung der Vernünftigeren und Besseren, die auch mit sich selbst genug zu thun hatten, kein Bitten und Drohen der gefährdeten Einwohner; an vielen Stellen wurde geplündert wie in Feindesland und alle damit verknüpften groben Excesse verübt.

Wir sind weit entfernt davon, zu behaupten, daß es die französische Armee war, die in solch' unerhörter Weise gegen ihre Landsleute verfuhr; es gab noch genug brave und tapfere Soldaten, denen solche Gräueltaten zweifellos ein Abscheu waren, aber die wirklich schlechten Elemente in der ersteren traten jetzt rückhaltlos hervor und behaupteten das Uebergewicht. Zum größten Theile hatten sich diese Leute in ihrer Verzweiflung betrunken und wußten nun wohl selbst nicht mehr, was sie thaten.

Diese Scenen dauerten während der ganzen Nacht und des folgenden Tages bis zur Ausführung der Capitulation fort, und die Einwohner von Sedan haben mit Entsetzen davon erzählt und werden die schaurige Zeit lange nicht vergessen können. Man wird sich um so eher einen Begriff von diesem wildschäumenden Chaos machen können, wenn wir die Zahl der bald darauf Capitulirenden hier anführen: es waren 39 Generale, 230 Stabs-offiziere, 2095 Subalternoffiziere, excl. 500 auf Ehrenwort Entlassener, und gegen 85,000 Unteroffiziere und Soldaten. Außer-

dem wurden 20,000 Tödt und Verwundete und 28,000 auf dem Schlachtfelde Gefangene gerechnet, der Totalverlust mithin auf 136,000 beziffert. —

In dem Lesarge'schen Hause hatten sich fast alle Bewohner nach den Souterrains geflüchtet und selbst die weiblichen Diensthöten der Familie nicht mehr Stand gehalten; nur der alte treue Diener, den wir den Unterlieutenant und Edmund empfangen sahen, war geblieben und hatte unten im Hausflure Posto gefaßt, um etwaige Eindringlinge mit guten Worten und der Versicherung, daß verwundete Kameraden von ihnen im Hause lägen, abzuweisen; er hatte es auch übernommen, den Leuten Wein und Lebensmittel, soviel man im ganzen Gebäude aufzubringen vermocht hatte, hinauszureichen, in der Hoffnung, daß sie sich dadurch beschwichtigen lassen würden. Eine Zeitlang wurde dieser Zweck auch wirklich erreicht, aber bald ließen sich die Forderungen nicht mehr erfüllen, der Andrang wurde immer größer und ungestümer, und der Mann, dessen grauen Haare und festes Benehmen doch einigermaßen imponirte, hatte einen harten Stand und mußte zu der Unwahrheit seine Zuflucht nehmen, es liege ein schwerverwundeter hoher Offizier oben.

Wenn es den beiden Damen zu verdenken gewesen wäre, daß ihr Muth unter solchen bedrohlichen Umständen sich auf eine harte Probe gestellt fühlte und manchmal einanken verrieth, so lag ein anerkennenswerther Grund dafür darin, daß der Gatte und Vater, der natürlichste Beschützer, jedenfalls nur durch die dringendste Nothwendigkeit ferngehalten war und daß sie die bangste Sorge um sein Schicksal fühlen mußten. Ein so pflichtgetreuer Arzt Doctor Lesarge jedenfalls war, durfte man doch erwarten, daß er in dieser schlimmen Stunde zu den Seinigen zurückzukehren suchen würde, und da dies nicht geschehen, lag die Befürchtung sehr nahe, es sei ihm ein Unglück, das ja jetzt über Jedes Haupte in der unglücklichen Stadt schwebte, zugestoßen.

Indessen war es unmöglich, sich darüber jetzt Gewißheit zu verschaffen. So gern Edmund den Frauen solche zu bringen versucht hätte, denn er konnte ihnen ihre Angst, die sie nur mit wenigen Worten auszudrücken wagten, deutlich ansehen, wäre es eine offenbare Thorheit von ihm gewesen, das Haus zu ver-

lassen und den Doctor aufzusuchen, auch befand sich einer der Verwundeten in einem Zustande, der seine Gegenwart unentbehrlich machte. Der Mann phantasirte heftig und mußte zuweilen mit Gewalt in seinem Bette gehalten werden, das Schießen und der Lärmen regten ihn auf das Aeußerste auf; die beiden Andern lagen stöhnend da, und auch bei ihnen gab es alles Mögliche zu thun.

So bot auch dieses Krankenzimmer ein Bild des Jammers und Schreckens dar, und Edmund hatte wahrhaftig nicht Zeit, zu überlegen, welches die Folgen dieser Katastrophe für ihn selbst sein könnten. Bis dahin war er, soweit es sich in seiner Zurückgezogenheit eben thun ließ, den Erfolgen der deutschen Waffen mit dem lebhaftesten Interesse gefolgt; er hatte darauf schon die Hoffnung geflüßt, daß die Stunde der Befreiung nun bald für ihn schlagen werde, denn das Gefühl, Gefangener zu sein, war doch immer ein sehr drückendes; wenn er aber wieder an eine Belagerung und Beschießung der Stadt dachte, so war er, im theilnahmvolllen Hinblick auf die Frauen, wirklich unentschieden gewesen, welche Richtung er seinen Wünschen geben sollte. In jedem Falle hatte er sich selbst die letztere Eventualität so schlimm vorgestellt, wie sie nun eingetreten war, und wünschte jetzt Nichts sehnlicher, als daß die deutschen Truppen ihren Angriff einstellen möchten, worauf freilich nicht zu rechnen war, denn in den Straßen schrieen die tobenden Soldaten vor Allem, daß sie Nichts von Capitulation wissen wollten.

Der Trost, den der junge Mann den Frauen zu geben versuchte, wollte ihm nicht recht vom Herzen kommen, — in der That sah es rings umher ja auch vollständig trostlos aus. In jedem Augenblicke fürchtete er selbst — wenn auch nicht für seine eigene Person — das verheerende Einschlagen einer Granate oder — vielleicht noch schlimmer! — das Einbrechen der wüthenden, undisciplinirten Soldaten; er würde den Damen gerathen haben, sich zu verstecken, aber das Krankenzimmer schien auch eine Art von Schutz zu gewähren, da doch selbst die Rohesten wohl die Leidensstätte ihrer Kameraden achten und schonen würden, und dann fühlte er auch einen Trost darin, daß das Unglück, wenn es einmal nicht mehr abzuhalten wäre, Blanche und ihn zugleich treffen müßte.

Dachte das junge Mädchen vielleicht ebenso? — er wagte dies zu hoffen, wenn er sah, wie sie ihre mit Thränen gefüllten Augen auf ihn richtete, wenn sie gestattete, daß er zuweilen ihre Hand drückte, und diesen Druck selbst erwiderte, — und das geschah in so ganz anderer Art wie sonst, es lag noch viel mehr Vertraulichkeit und doch auch wieder viel mehr Befangenheit darin. Bei allem Ernste der Lage, bei aller Trauer, die sein Herz erfüllte, drangen doch wieder lichte Strahlen der Freude und Hoffnung in das letztere, wenn seine Blicke denen Blanche's begegneten; es war gewiß, daß sie sich dadurch noch nie so gut verständigt hatten wie jetzt, und er begriff, daß auch in ihrem reinen und unschuldsvollen Herzen ein Gefühl aufgegangen war, das er schon seit einer längeren Reihe von Tagen in sich trug und dessen Glück und Zweifel er nun schon genügend kennengelernt hatte. Wenn er ihm jetzt Worte gegeben hätte, so wären dieselben zweifellos auf einen fruchtbaren Boden gefallen, der sein höchstes Glück dann schnell zur Reife gebracht haben würde, aber der Ort eignete sich nicht dazu.

Im Hause wurde es auf einmal so laut, daß sich nicht daran zweifeln ließ, es sei etwas ganz Besonderes vorgefallen. War auch hier Feuer ausgebrochen oder die plündernden Soldaten eingebrungen? — was konnte es nicht Alles geben, das zu befürchten war? —

Frau Lesarge dachte zuerst wieder an ihren Gatten. Wenn sie ihn verwundet, todt bringen sollten? — Mit einigen Worten der Angst, die diese Vermuthung ausdrückten, wollte sie hinaus-eilen, und Blanche war im Begriffe, ihr zu folgen, aber Edmund, der ganz Anderes fürchtete und sich darin auch nicht täuschen sollte, kam ihnen zuvor und bat sie dringend, ihn zuerst nachsehen zu lassen.

Der Widerstand des alten Dieners hatte nicht mehr zureicht, als ein anderer zahlreicher Haufe von meist Berauschten aller Waffengattungen auf ihn eingebrungen und Einlaß in das Haus verlangt hatte; man hörte ihn entweder gar nicht oder wollte sich an seine Vorstellungen nicht kehren; heftig zurückgestoßen, war er so unglücklich gefallen, daß er sich schwer am Kopfe verletzete und die Besinnung verloren hatte. Ueber ihn fort stürzte die wilde Bande und füllte sogleich alle Etagen des

Hauses, um nach Lebensmitteln und Wein zu suchen, die man ihr, wie sie meinte, verweigern wollte. Daß sie Niemand fanden, dem sie ihr Bedürfniß — sie waren in der That halb verschmachtet nach dem heißen Kampfe — vorlegen konnten, steigerte ihre Wuth, und in rasender Erbitterung schlugen sie Meubles, Spiegel, Fenster, Alles, was ihnen unter die Hände kam, entzwei, Einzelne feuerten selbst ihre Gewehre auf die Portraits, die an den Wänden hingen, ab.

Während es Denen, welche sich an die Durchsuchung der Souterrains gemacht hatten, bald gelang, die verschlossenen Thüren zu sprengen und die dort Versteckten zu finden, worauf es zu heftigen Verhandlungen und manchen ungebührlichen Thätlichkeiten kam, sah sich auch Edmund, als er die Thür des an das Krankenzimmer stoßenden Gemaches, die auf den Corridor führte, öffnete, etwa sechs bis acht wilden Kerlen gegenüber, die, mit Pulverdampf, Blut und Staub bedeckt, kaum noch als Soldaten zu erkennen waren; ihre Waffen hatten sie zum Theil schon von sich geworfen.

Edmund hatte in der letzten Zeit, im Lefarge'schen Hause besonders, nicht wenig von der französischen Sprache profitirt, aber für einen geborenen Franzosen konnte er sich doch schwerlich auszugeben versuchen, und daß diese Menschen, wenn sie den Deutschen in ihm erkannten, ihre ganze Wuth gegen ihn kehren würden, war unzweifelhaft. Er befand sich daher in einer gewiß schlimmen Lage, welche alle Geistesgegenwart und ruhige Ueberlegung erforderte. Das einzige Mittel, die Leute zu beschwichtigen, schien ihm die Hinweisung auf ihre verwundeten Kameraden zu sein, aber dadurch mußte er auch die beiden Frauen ihren Blicken preisgeben, was wieder andere Befürchtungen in ihm erweckte; hier war indessen kaum noch eine Wahl möglich, versperren konnte er der Uebermacht den Weg nicht gewalttham, und ein Versuch dazu würde sie jedenfalls noch mehr gereizt haben, zu erforschen, was er ihnen zu entziehen versuchte.

Frau Lefarge führte übrigens ohne sein Zuthun die Entscheidung herbei, indem sie, ihrer Angst nachgebend, ihm gefolgt war und sich den Soldaten zeigte; der Anblick der wilden Kerle erschütterte sie nun aber so mächtig, daß sie mit einem halblauten Aufschreie zurücktaumelte; die Soldaten stießen ihrerseits bei dem

Anblicke der immer noch stattlichen Dame einige Aulse des Triumphes aus, die schlimme Absichten bekundeten, und traten schnell näher.

Der junge Arzt folgte in diesem entscheidenden Momente einer instinktiven Eingebung; sich hoch aufrichtend, die Andringenden festen und ernstigen Blickes ansehend, machte er ihnen, ohne ein Wort zu sprechen, eine Handbewegung, in das Zimmer zu treten, reichte der Dame, die den Kopf ganz verloren zu haben schien und sich ihm willig überließ, den Arm und führte sie in das Krankenzimmer zurück; dort an der Thür stehen bleibend, deutete er stumm und mit feierlicher Miene auf die Betten der Verwundeten, neben denen deren Montirungsstücke und Waffen aufgehängt waren, so daß man in ihnen sogleich Soldaten erkannte.

Es war jetzt die entscheidende Frage, ob das kameradschaftliche Gefühl, dankbare Anerkennung der Pflege und Sorge, die Jenen hier zu Theil geworden, bei den wüsten Eindringlingen zur Geltung kommen würden.

Es schien in der That so; die Letzteren stugten, und keiner von ihnen überschritt die Schwelle; sie sahen den jungen Mann, der sich leider nicht in der Lage befand, ein paar Worte an sie richten zu können, welche den augenscheinlichen Eindruck noch unterstützt haben würden, und sich untereinander unentschlossen an; es war eine beängstigende Pause eingetreten.

„Ah, man scheint unsere armen Kameraden hier gut aufgenommen zu haben!“ sagte ein älterer Infanterist; — „sie haben es hier wie die Könige —“

Der Mann schien Gefühl zu haben; ein Anderer aber, dem dasselbe wohl vollkommen mangelte, rief dazwischen:

„Und wir hungern und dürsten wie die Hunde! Die Lebenden sollten vor die Halbtodten gehen! Gebt uns zu essen und zu trinken, — das ist jetzt die Hauptsache! Was Ihr nicht freiwillig geben wollt, nehmen wir uns!“

Der Eine der Verwundeten, der bei voller Besinnung, wie wohl äußerst matt war, richtete sich mit Mühe im Bette auf und sagte, die Hand erhebend, mit sicherer, schwacher Stimme:

„Achtung, Kameraden, vor diesen braven Leuten! Seht da unseren Arzt!“

„Ah, der Arzt!“ riefen die Soldaten fast einstimmig in einem Tone, der eine Art von Achtung vor dem jungen Manne ausdrückte, dessen stummes Wesen sie wohl in Verwunderung versehen mußte.

Es schien, als solle sich Alles zum Besten wenden, als Blanche in ihrer Bereitwilligkeit, zu helfen, — denn Frau Lesfarge hatte sich noch nicht wieder erholt und spielte, einer Ohnmacht nahe, eine ebenso stumme Rolle wie Edmund — hervortrat und das Wort ergreifen wollte. Das junge Mädchen hatte sich bis dahin hinter dem geöffneten Thürflügel verborgen gehalten, so daß ihre Anwesenheit noch gar nicht bemerkt worden war.

Sie hatte, wie sich auf der Stelle erwies, eine große Unvorsichtigkeit begangen, dachte sie doch schwerlich an den Eindruck, den ihre Schönheit auf die erregten Leidenschaften jener rohen Menschen machen mußte, die durch Trunkenheit auf das Aeußerste erregt waren.

Die besseren Gefühle, die einen Augenblick lang gesiegt zu haben schienen, traten vor der sinnlichen Begierde schnell wieder zurück, und die Marodeure stießen ein Triumphgeschrei aus.

„Ah, Mademoiselle wird uns mit Allem versorgen, was wir gebrauchen! — Mademoiselle ist so schön, daß sie auch kein hartes Herz haben kann!“ — hieß es, und Einer schrie lachend dazwischen: „Da ist also die Medizin, mit der unser hübscher Arzt seine Kranken kurirt! Wahrhaftig, sie ist viel besser für die Gefunden!“

Das arme Mädchen, dessen schnell gewachsener Muth dieser Probe nicht Stich zu halten vermochte, sank, erbleichend und zitternd, beinahe in die Knie, als sie die Unholde Edmund bei Seite drängen und die Arme nach sich ausstrecken sah. Der letzte Schreier, ein junger Chasseur, berührte sie schon und versuchte, seinen Arm um ihre Hüften zu legen und sie an sich zu ziehen.

Edmund, ein paar Schritte weit ansanft zurückgestoßen, stieg das ohnehin schon erregte Blut rasch zu Kopfe; er war nicht mehr im Stande, die bisher erzwungene Ruhe zu behaupten, sah und fühlte er doch nichts Anderes mehr, als daß rohe Hände an das Heiligthum griffen, das er in seiner ganzen unbesleckten



Reinheit verehrte. Unbeschreibliche verzweifelte Wuth ergriff ihn, und mit einem Sage war er bei einem der Krankenbetten, riß das daneben aufgehängte Gewehr herab und stürzte sich damit auf den Unverschämten, der, das Mädchen loslassend, vor dem ungestümen Angriffe zurückwich, aber nur, um mit einem wilden Fluche sein Seitengewehr zu entblößen und sich zur Vertheidigung oder gar zum Angriffe bereit zu machen.

Auch die übrigen Soldaten schrien wüthend auf; der Eine schlug sein Gewehr auf Edmund an, der, mit einem Arme das wankende, halb ohnmächtige Mädchen umfangend, blickenden Auges seine Waffe schwang; glücklicherweise erstickte die Aufregung seine Stimme, und noch war kein deutsches Wort über seine Lippen gekommen. Aber gleichviel, die Marodeure betrachteten ihn jetzt als ihren Feind, da er ihnen Widerstand zu leisten versuchte, und ohne der Vernunft Gehör zu geben, waren sie alle bereit, für ihren Kameraden einzustehen.

Der Kerl, der das Gewehr angelegt hatte, drückte ab; der Schuß krachte, und ein paar Sekunden lang füllte der Pulverdampf den engen Raum zwischen beiden Parteien. Ein Jeder war wohl überrascht von dieser schnellen Katastrophe, und dadurch mag sich das Folgende um so eher erklären.

Der Schwerverwundete, der bei Alledem seine Fieberphantasie fortgesetzt hatte, mochte sich mitten im Kampfe träumen, und als der Schuß fiel, sprang er mit einem gellenden Schreie in seinem Bette auf:

„Die Preußen sind da! Zurück, Kameraden! sie schneiden Euch ab! Rette sich, wer kann! Sie geben keinen Pardon, die Preußen!“

Es war ein markerschütternder, tief einschneidender Weheruf. Die betrunkenen Marodeure begriffen schwerlich, woher er kam, noch, welche geringe Wahrscheinlichkeit für die unmittelbare Nähe der Preußen vorlag; sie hörten nur die Worte, — an diesem Tage wohl nicht zum ersten Male, — noch ein Anderer wiederholte dieselben unwillkürlich, und Alle ergriff ein panischer Schreck; der das Zimmer einhüllende Rauch ließ nicht einmal deutlich erkennen, was eigentlich vorging.

Fast kopfüber stürzten die Kerle hinaus, und „die Preußen sind da!“ schallte es durch das ganze Haus, von Munde zu

Munde, einen immer weiteren Widerhall findend, wodurch die Schreckensnachricht auch noch an Wahrscheinlichkeit gewann. Kein Zauberstab hätte das Lefarge'sche Haus schneller zu räumen vermocht, und weit hinaus auf die Straße trug sich derselbe Auf fort und richtete unbeschreibliche Verwirrung unter den gedrängten Massen an; Niemand wußte, von wem und weshalb er ausgegangen war, und der Strom riß die Marodeure mit sich fort; sie dachten, nachdem sich der Irrthum endlich aufgeklärt hatte, nicht mehr daran, zurückzukehren, und würden das Lefarge'sche Haus auch schwerlich wiedergefunden haben.

Nachdem die nächste Gefahr auf solche fast wunderbare Weise abgewandt worden war, herrschte eine Weile lang doch noch die äußerste Verwirrung in dem Krankenzimmer, und man konnte so schnell nicht zum Bewußtsein des soeben Geschehenen und seiner vermuthlichen Folgen kommen. Der Fiebernde tobte wild umher, bis er erschöpft auf dem Boden zusammenbrach, seine Kameraden, die ihre Betten nicht verlassen konnten, klagten und riefen um Hülfe, Frau Lefarge war wirklich in Ohnmacht gesunken, und Edmund und Blanche hielten sich, ebenfalls beinahe aller Besinnung beraubt, fest umschlungen.

War das Alles ein Traum? — sie wußten es nicht, aber sie fühlten, daß ihre Herzen dicht aneinander schlugen, und daraus ging ihnen zuerst ein Trost auf, der nur den einen Gedanken umfaßte: „Wäre es ein Traum, der nie endete!“

Edmund hatte sich zu dem jungen Mädchen niedergebeugt und mit seinen Lippen ihre Stirn berührt; ihre Arme schlangen sich fester, wohl noch immer Schutz suchend, um seinen Hals.

„Blanche,“ sagte er leise in deutscher Sprache zu ihr, — „theure, vielgeliebte Blanche, fürchten Sie sich nicht, ich bin bei Ihnen und will lieber mein Leben hingeben, ehe ich dulde, daß ein Anderer Sie anrühre.“

„Lassen Sie uns zusammen sterben! ich fürchte den Tod neben Ihnen nicht!“ antwortete sie ebenso leise auf Deutsch. Aber die Wirklichkeit mußte bald wieder in ihre Rechte treten, und dies geschah zuerst bei dem jungen Manne, der einen empfindlichen Schmerz an seinem linken Arme fühlte.

„Ich glaube, daß ich verwundet bin,“ sagte er unwillkürlich. Blanche schrie vor Schmerz auf und machte sich von ihm

los, aber nicht, um ihn zu verlassen, sondern um ihn mit ängstlichen Fragen zu bestürmen; das arme Kind hatte momentan sogar die Mutter vergessen.

Edmund war wirklich verwundet; der Ärmel seines Rockes war zerrissen und, bei der großen Nähe der Gewehrmündung, aus welcher der Schuß auf ihn abgefeuert worden, versengt; das Blut lief ihm am Handgelenk herab.

„Nur ein leichter Streifschuß!“ meinte er beruhigend, aber er mußte doch die Zähne aufeinander beißen, denn der Streifschuß that gewaltig wehe, und er selbst zweifelte sehr, ob nicht auch der Knochen getroffen sein könne. Inzwischen suchte er Blanche's Aufmerksamkeit dadurch abzulenken, daß er sie an ihre Mutter erinnerte.

Das arme Mädchen wußte in der Verzweiflung nicht, wohin es sich zuerst wenden sollte; die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, und während sie noch Edmund's Hand festhielt, streichelte sie mit der anderen die blassen und kalten Wangen Frau Lefarge's.

„Seien Sie ohne Sorgen, Blanche,“ tröstete der junge Arzt; „der Schreck hat Ihre Mutter ohnmächtig gemacht, sie wird sich schnell wieder erholen.“

„Aber Sie? Sie sind schwer verwundet! Ihr Blut fließt so stark! — Ach, Edmund, ich will Sie verbinden, — ich bin stark genug dazu, — ich habe in diesen Tagen soviel erlebt und gelernt!“

„Auch Eines, liebe Blanche, das der beste Balsam für den kleinen Schmerz wäre, den ich fühle?“

Sie blickte ihn durch ihre Thränen fragend an und schien sich darüber zu wundern, daß er noch lächeln konnte.

„Daß Sie mir ein wenig gut sind?“

„Wie können Sie so fragen? — Nachdem Sie sich für uns geopfert haben —“

„O nein, Blanche, ich wollte nicht von der gewöhnlichen Dankbarkeit sprechen, die ich übrigens nicht einmal verdiene. Ihrer Freundschaft glaubte ich mich schon sicher, aber wenn Sie meine Wunde heilen wollten, dann müssen Sie mir noch mehr geben.“

„Ach?“ stammelte sie verwirrt. „Was wollten Sie denn?“

„Ihr Herz, liebe, theure Blanche, — Ihr ganzes, ungetheiltes Herz für alle Zeiten, und dann diese kleine Hand, die jetzt so stark zittert, daß sie nimmermehr mit diesem Verbande fertig wird —“

„O wie ungeschickt ich bin! Verzeihen Sie mir! — Aber —“

„Sie erwidern also nicht meine Gefühle? Sie lieben mich nicht so sehr, wie ich Sie liebe? Und wenn die Preußen nun wirklich kommen, dann werden wir uns für immer trennen?“

„Nimmermehr! Ich würde dann —“

„Nun, was würden Sie?“ fragte er, sie wieder fester an sich ziehend, indem er alle seine Schmerzen bei dem halben Verständnisse vergessen hatte.

„Ich würde dann bedauern, daß mich die Kugel nicht statt Ihrer getroffen hätte!“ —

Doctor Lesarge kehrte gerade zur rechten Zeit heim, was ihn keine geringe Mühe gekostet hatte, denn zuerst war er durch die nothwendigsten ärztlichen Pflichten gefesselt worden und dann stellten sich ihm in dem Strome der zügellosen Soldaten mannigfache Hindernisse entgegen. Seinen alten treuen Diener fand er noch halb bewusstlos auf dem Hausflure, aber die Verletzung durch den Fall war nicht gefährlich, und derselbe hatte sich doch schon so weit erholt, daß er ihm einige Auskunft über den Einbruch der Marodeure zu geben vermochte; was oben vorgegangen war, wußte er allerdings noch nicht.

Von der bangsten Besorgniß erfüllt, eilte der Doctor die Treppe hinauf, gefolgt von einigen nun aus ihrem Verstecke hervorgekommenen Hausbewohnern, die das Geschehene mit der stärksten Farbenauftragung ausmalten und ihm kaum noch einen Zweifel daran ließen, daß er keinen der Seinigen mehr lebendig wiederfinden werde.

Das Bild, das er bald vor sich hatte, war zwar ein sehr überraschendes, aber nach solchergestalt angeregten Befürchtungen doch immer noch sehr beruhigendes: seine Frau lag ohnmächtig in einem Sessel, und Blanche war beschäftigt, den blutenden Arm des jungen Hausfreundes zu verbinden, wobei Beide eine Stellung einnahmen, die augenscheinlich auf etwas mehr als freundschaftliche Empfindungen deutete.

Der Doctor war indessen ein Mann, der sich, nach mancher-

Bei Lebenserfahrungen, auch eine neue rasch zu erklären wußte, und es bedurfte bei ihm nur einer flüchtigen Mundschaun und Ueberlegung, um Alles, mit Rücksicht auf die Umstände, in der besten Ordnung zu finden. Mit seiner Gattin stand es nicht schlimm, das sah er auf den ersten Blick; eine schnelle und gewandte Untersuchung belehrte ihn, daß die Armwunde des etwas verlegenen jungen Arztes wirklich nur von einem Streifschusse herrühre und sich bald wieder heilen lassen würde — und die andere schwere Wunde im Herzen seines Töchterchens, für die gab es wohl auch noch eine Heilung, wenn ihm dieselbe auch ein wenig langwieriger zu sein schien; er glaubte in dem jungen Deutschen ja schon längst einen sehr achtbaren Collegen erkannt zu haben, der sich wohl zu einem Schwiegersohn eignete, — und ehrlich sind die Deutschen ja immer gewesen, — in dem Aufstande standen sie längst bei allen nicht gar zu fanatischen Franzosen!

Doctor Lesfarge tröstete sich also bald über die Entdeckung, die er durch Ueberraschung gemacht hatte, und der freundliche Blick, mit dem er die beiden jungen Leute begrüßte, gab denselben schnell ihre ganze Zuversicht wieder: wenn sich die Gelegenheit dazu bot, mußte es zu einer allseits befriedigenden Aussprache kommen.

Die Thür des Hauses war wieder geschlossen worden, das Bombardement durch die deutschen Kanonen hatte aufgehört, und wenn draußen auch noch die bisherige Verwirrung fortwogte, so hatte der Doctor in seiner Umgebung doch bald wieder Alles durch besonnenes Zureden in Ordnung gebracht. Bei seiner Frau genügte die Anwendung einiger leichter belebenden Mittel, um sie wieder vollständig herzustellen, Edmund hatte nur mit einem ganz leichten Fieberanfalle zu kämpfen, der alte Diener befand sich auch außer Gefahr, und nur der Verwundete, dessen Fieberphantasie man eigentlich die Rettung aus so großer Noth verdankte, verchied noch an demselben Abende.

Nach Dem, was Doctor Lesfarge draußen gesehen und bei seiner Rückkehr zu Hause gefunden hatte, hielt er es für eine Pflicht gegen seine Familie, dieselbe nicht wieder zu verlassen, zumal er, der keine Uniform trug, auf der Straße auch Insulten riskirte; indessen ordnete er, theils um seinem Gewissen als Arzt zu genügen, theils wohl auch, weil er sein Haus dadurch an

besten zu schützen glaubte, an, daß die ganze untere Etage des letzteren zu einem förmlichen Lazareth eingerichtet werde; es gab bald genug Verwundete, die dasselbe füllten, und auch ein paar junge Militairärzte fanden sich, welche unter der Leitung ihres erfahrenen Collegen hier Dienste leisteten. Die Zwecke, die Doctor LesARGE im Auge gehabt hatte, wurden auf diese Weise vollständig erreicht; welche Beschwerden und Unannehmlichkeiten es auch mit sich bringen mochte, eine große Anzahl Verwundeter im Hause zu haben, so entgingen diesem Schicksale doch nur wenige Häuser in der Stadt; — es war einmal eine Zeit, die große Opfer erforderte.

Die ganze Nacht hindurch tobte der wilde Sturm, den wir schon einigermassen zu schildern versucht haben, in der Stadt fort und steigerte sich noch, als der Abschluß der Capitulation am folgenden Tage bekannt wurde. General von Moltke hatte bestimmt, daß der Ausmarsch der französischen Truppen allmählig stattfinden und dieselben in dem Bogen, welchen die Maas um die Dörfer Billelte und Igès bildet, versammelt würden, wo alsdann General von der Tann mit den Baiern die erste Bewachung übernehmen sollte; die Verpflegung wollten die Franzosen selbst von Mezières aus auf der Bahn heranzuführen. Schon am 3. September sollte ein preussisches Infanterie-Regiment die Stadt besetzen, für die sofort ein preussischer Commandant ernannt wurde. In den nächsten Tagen sollte die Abführung der nach Deutschland zu bringenden und auf die dortigen Festungen und größeren Städte zu vertheilenden Gefangenen in zwei Linien über Stenay, Stain auf Remilly und über Busancy, Clermont auf Pont-a-Mousson stattfinden, was vom 4. und 5. an auch in dieser Weise ausgeführt wurde.

Die Baiern hatten sich nun vor den Thoren aufgestellt, um den abtheilungsweise herauskommenden Franzosen die Waffen abzunehmen. Noch immer wurde darüber verhandelt, ob sich auch die eigentliche Besatzung der Festung und in welcher Weise zu ergeben habe, wieder einmal mit dem Bombardement gedroht, und während dessen füllten die französischen Soldaten die Wälle, ebenso wie das Innere der Stadt, tobend und drohend. Glänzend uniformirte Generale und höhere Offiziere kamen zuerst heraus, gefolgt von einer langen Reihe schwerbepackter Bagagewagen,

verwünscht und verhöhnt von ihren eigenen Soldaten. Dann folgte die Feldartillerie. Als sie auf die Maasbrücke gelangt war, an deren anderem Ende die Baiern standen, erhob sich plötzlich tausendstimmiges Geschrei: „A l'eau les armes!“<sup>(\*)</sup> — und nun zerbrachen Offiziere und Soldaten zum größten Theile ihre Säbel und schleuderten dieselben über das Geländer, ebenso andere Montur- und Armaturstücke, was von den Wällen her mit donnernden Bravo's beantwortet wurde.

Die Ausziehenden machten einen ebenso jammervollen als schaurigen Eindruck; ihre Uniformen waren zerrissen und über alle Begriffe beschmutzt, häufig fehlten einzelne Stücke gänzlich, Viele trugen blutbefleckte Verbände; dabei die gebräunten Gesichter mit verwilderten Bärten und unheimlich blitzenden Augen, das zornige Zähneknirschen, der tiefe Schmerz, die über die Lippen halblaut gehende Drohung: „A bas les Prussiens!“ und manch' böser Fluch — wer vermöchte das Alles zu schildern. Viele waren auch betrunken und geberdeten sich geradezu wie die Rasenden. So drängte sich die unglückliche gefangene Armee stunden- und tagelang aus den Thoren der Festung; Infanteristen, Reiter, die draußen zuweilen wahrhaft rührenden Abschied von ihren Pferden nahmen, Artillerie- und Trainwagen, deren Räder auch hin und wieder über einen am Boden Liegenden fortgingen; draußen legten sie ihre Waffen ab, wenn sie dieselben nicht schon vorher zerbrochen hatten, und zuweilen fiel wohl auch noch ein vereinzelter Schuß aus Unvorsichtigkeit.

Aber genug dieser Schreckensbilder, die auch den Feind und Sieger nicht kalt und mitleidslos ließen! Der Soldat wird immer das traurige Geschick des Gegners mitfühlen, der, nach tapferer Wehr unterlegen, seine Fahne und Heimath hinter sich lassen muß, um in die Gefangenschaft zu gehen. Es gereicht Deutschland gewiß zur großen Ehre, daß es diesen Unglücklichen ihr schweres Loos nachher zu erleichtern suchte, so weit dies die Umstände erlaubten.

Die Stadt, die bis zum letzten Augenblicke der Capitulations-Ausführung noch Mancherlei leiden mußte, leerte sich allmählig, aber noch einer Reihe von Tagen bedurfte es, bis sie nur

\*) In das Wasser die Waffen!

einigermaßen wieder das alte Aussehen gewonnen hatte. Die neue Militärbehörde ließ es sich eifrig angelegen sein, dies wieder herbeizuführen. Während sie für reichliche Zufuhren von Lebensmitteln sorgte, denn die letzteren waren von der unverhältnißmäßig großen Menschenmenge in wenigen Tagen fast bis auf das Letzte aufgezehrt worden, veranlaßte sie auch die Einwohner, gründlich aufzuräumen, sowohl in den Häusern wie in den Straßen, wo sich der Schmutz fußhoch angesammelt hatte; große Feuer wurden angezündet und mit von den Truppen zurückgelassenen Effecten genährt, um die Luft zu reinigen, die Leichen aus der Stadt gebracht und auch die Verwundeten, soweit sich dies thun ließ, in neu angelegte Lazarethe der nächsten Umgebung übergeführt.

Die Einwohner von Sedan athmeten endlich wieder leichter auf; man konnte ihnen dies wahrlich nicht verdenken, denn ihr Patriotismus war doch auf eine gar zu harte Probe gestellt worden; so gute Franzosen sie auch geblieben sein mochten, wünschten sie die Mac Mahon'sche Armee doch gewiß nicht noch einmal in ihre Mauern zurück.

#### Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Zu neuen Kämpfen.

„Welch' eine Wendung durch Gottes Führung!“ hatte König Wilhelm in dem Telegramm an seine hohe Gemahlin, anlässlich der Capitulation von Sedan und der Ergebung Kaisers Napoleon als Gefangener, gesagt, und das gesammte deutsche Volk fühlte diesen Worten nach.

Nicht ohne jede Besorgniß, wenn dieselbe in dem begeisterten Aufschwunge der gesammten Nation, den ihr aufgedrungenen Kampf anzunehmen, auch in den Hintergrund getreten war, hatte



man auf den Kriegsschauplatz geblickt, und selbst die ersten ansehnlichen Erfolge der deutschen Waffen hatten, so große Freude sie daheim erregten, doch nicht eine übermüthige Zuversicht hervorerufen, die der von Frankreich noch vor dem Kriege zur Schau getragenen ähnelte.

Um so mächtiger mußte die Ueberraschung durch die zwei sich so rasch aufeinanderfolgenden Siege von Metz und Sedan wirken, und der letztere Erfolg konnte wahrlich auch die kühnsten Erwartungen übertreffen. Die eine Hälfte der großen französischen Armee so dicht und fest eingeschlossen, daß ihr über kurz oder lang nur die eine Aussicht blieb, die Waffen strecken zu müssen, die andere Hälfte bereits niedergeschlagen und auf dem Transporte in die deutschen Gefangenen-Depots, und der Kaiser selbst gefangen, ein machtloser, der Gnade des Siegers preisgegebener Mann, Er, dessen bloße Worte noch kurz zuvor ganz Europa, die Welt jenseits des Oceans sogar in Unruhe zu setzen vermocht hatten, — das war auf einmal fast Zuviel, um begriffen und geglaubt werden zu können! —

Aber es waren Thatsachen, und alle Zweifel mußten schwinden! — Ganz Deutschland vereinigte sich in einem Jubelrufe und Dankgebete für die göttliche Fügung. Nicht bloß donnerten an allen größeren Orten die hundertundein Kanonenschüsse ihr Victoria, wehten die Flaggen von allen Thürmen und Häusern, blies und sang man Siegeshymnen und hielt Triumphreden, sondern ein jedes deutsche Herz segnete diese an ein Wunder grenzende Entscheidung, die unzweifelhaft unermessliches Elend von dem geliebten Vaterlande abgewandt hatte.

Gerade in den letzten Tagen des August's hatten sich Gerüchte, die wohl auch nicht aller faktischen Begründung entbehrten, verbreitet, daß einige auswärtige, neutrale Mächte einen Druck auf die preussischen Entschlüsse Frankreich gegenüber auszuüben versuchten, und dies dazu Veranlassung gegeben, daß verschiedene Corporationen und Vereine aus allen Theilen Deutschlands in Adressen entweder an König Wilhelm oder ihre Landesfürsten ihre Besorgnisse vor unbefugter diplomatischer Einmischung und ihren Unwillen darüber aussprachen, andererseits ihre Bereitwilligkeit erklärten, alle nothwendigen Opfer für energische

Fortsetzung des Krieges, um einen dauerhaften Frieden zu gewinnen, zu bringen.

Wir führen als Beispiel nur die, von einer zahlreichen Versammlung Berliner Einwohner unter dem Voritze des Oberbürgermeisters Seydel unterm 30. August an Se. Majestät den König gerichtete Adresse an:

„Um Eure Majestät und Deren Verbündete schaarte sich, als der Krieg unvermeidlich war, die Nation. Sie gelobte, treu auszuhalten in dem Kampfe für die Sicherheit, Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes. Gott hat die Waffen gesegnet, welche für die gerechte Sache mit unübertroffener Tapferkeit geführt werden. Mit Strömen des edelsten Blutes sind die Siege errungen worden, doch unerwartet schnell haben sie dem vorgesteckten Ziele uns nahe gebracht. Gewaltige Anstrengungen stehen noch bevor; das deutsche Volk ist zu jedem Opfer entschlossen, welches den höchsten nationalen Aufgaben gewidmet ist. Aber in der Mitte der ernstern und gehobenen Stimmung werden wir beunruhigt durch die immer wiederkehrenden Berichte, daß fremde Einnischung, die doch die Schrecken des Krieges nicht abzuwenden wußte, jetzt bemüht sei, den Preis unserer Kämpfe nach ihrem Ermessen zu begrenzen. Das Andenken an die Vorgänge nach der glorreichen Erhebung unserer Väter lebt frisch in unserem Gedächtniß und mahnt Deutschland, daß es die Forderungen seiner Wohlfahrt allein berathe. Darum nahen Eurer Majestät wir abermals mit dem Gelöbniß, treu auszuhalten, bis es der Weisheit Eurer Majestät gelingt, unter Ausschluß jeder fremden Einnischung Zustände zu schaffen, welche das friedliche Verhalten des Nachbarvolkes besser als bisher verbürgen, die Einheit des gesammten deutschen Reiches begründen und gegen jede Anfechtung sicher stellen.“

Der neue große Sieg, dieser unerhörte Erfolg, wie ihn die Weltgeschichte in ähnlicher Weise kaum jemals aufzuweisen hat, trug nun auch dazu bei, diese Befürchtungen niederzuschlagen, denn je größere Erfolge die Waffen errangen, desto weniger berechtigt durften die diplomatischen Zwangsversuche erscheinen.

Noch vor Mitternacht des 2. zum 3. September traf die Siegeskunde durch eine Privatdepesche an den Minister des Innern in Berlin ein, fand zu der späten Stunde indessen nur

wenig Verbreitung bei dem größeren Publikum; die Depesche des Königs an die Königin langte erst später an und überraschte das am Morgen erwachende Berlin.

„Berlin feiert heute einen Siegesmorgen, wie es noch keinen gesehen!“ wurde an diesem Tage von dort aus in die Provinzen telegraphirt. Zunächst strömte Alles dem königlichen Palais zu, wo dem Könige, der Königin und der Armee ein Lebehoch über das andere gebracht wurde; die Statue Friedrichs des Großen wurde bekränzt, und die meisten Häuser der Stadt schmückten sich mit Flaggen. Die Königin, sichtlich beglückt und tief bewegt, zeigte sich zu wiederholten Malen auf dem Balkon des Palais und dankte der jubelnden und singenden Menge, die dann vor die Wohnungen des Bundeskanzlers und der ersten, im Felde anwesenden Generale zog und dort ihre Ovationen darbrachte. Die Gewerke, Fabrikarbeiter, die Schuljugend zogen mit Fahnen und Gesang durch die Straßen und gaben ihrer freudigen Begeisterung bei jeder passenden Gelegenheit Ausdruck, Abends fand eine glänzende Illumination statt, und erst die späte Nacht machte dem gewaltigen Treiben ein Ende. Am nächsten Tage sang man im Dome ein feierliches Te Deum unter Begleitung der Victoria-Schiffe.

So wurde in jeder deutschen Stadt, wohl in jedem Dorfe, der Siegesfreude ähnlicher Ausdruck gegeben, aber gewiß reichten diese äußerlichen Kundgebungen bei Weitem nicht an die glückliche Befriedigung jedes patriotischen Herzens hinan.

Welch' furchtbaren Eindruck mußten dagegen diese Thatfachen in Paris machen, dessen Bevölkerung die Regierung bisher immer noch zu täuschen, wenigstens in Ungewißheit zu erhalten vermocht hatte! —

Am 3. September war dieses System bei den circulirenden Privatnachrichten denn endlich doch so unhaltbar geworden, daß die Regierung sich entschließen mußte, die Wahrheit, wenn auch noch mit einigen Umschweifen und Milderungen im Senate und gesetzgebenden Körper zu gestehen. Da hieß es, Bazaine sei zwar mit großem Heroismus vorgegangen, so daß auch der König von Preußen nicht umhin gekommt habe, der Vorzüglichkeit der französischen Soldaten alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber der Umschließung bei Metz sich zu entziehen, sei dem Marschall

doch nicht gelungen; Mac Mahon habe mehrere Tage lang mit abwechselndem Glücke gekämpft, sei durch die numerische Ueberlegenheit aber schließlich auf Sedan zurückgeworfen; die preussischen Mittheilungen darüber klangen noch ungünstiger, seien aber unglaublich. Das Alles sei sehr schmerzhaft, verdoppele aber nur die Energie der Regierung; man habe noch Mittel und Kräfte genug, um den Feind zu verjagen, Paris sei uneinnehmbar u. s. w. Zum Schlusse folgte die hochtönende Phrase: „Wir werden Paris in den Befestigungen und in den Straßen vertheidigen und, wenn es sein muß, uns unter seinen Trümmern begraben.“

Am Sonntage, den 4. September, beantragte Jules Favre im gesetzgebenden Körper, wobei er das Kaiserthum heftig angriff, die Macht der Vertheidigung in die Hand General Trochu's zu legen, wogegen indessen Regierung und Kammer protestirten. Bald darauf mußte Graf Palikao Mittheilung von der Capitulation Mac Mahon's und der Gefangenschaft des Kaisers machen, wobei er damit vertröstete, in Zeit von fünf Tagen werde man eine neue Armee von 500,000 Mann disponibel haben; nun erhob sich aber wieder Jules Favre und beantragte, den Kaiser und die Dynastie aller Rechte, welche ihnen die Verfassung übertragen, verlustig zu erklären, eine Regierungs- und Vertheidigungs-Commission zu ernennen und General Trochu als Generalgouverneur von Paris zu bestätigen; die Kammer nahm diesen Antrag mit tiefem Stillschweigen auf und vertagte sich bis zum Mittage.

In dieser Sitzung legte Palikao einen von der Kaiserin „für den Kaiser und kraft der ihr von ihm anvertrauten Vollmachten“ unterzeichneten Gesegentwurf vor, wonach ein Conseil für die Regierung und Nationalvertheidigung gebildet, und er (Palikao) zum Generalstatthalter ernannt werden sollte; die Kammer beschloß indessen, zunächst Commissionen zu ernennen und auch die anderen Anträge zu prüfen.

Eine dritte Sitzung sollte gegen drei Uhr stattfinden, und um diese Zeit wogte das Volk schon in großer Unruhe durch die Straßen, besonders auf dem Plage vor dem Hotel de Ville, und rief stürmisch, ohne daß die Polizei dies zu hindern versuchte: „Es lebe die Republik!“ — Die Menge, eine dreifarbige Fahne tragend, füllte die Tribünen und sogar den Sitzungsfaal des ge-

setzgebenden Körpers und verlangte unter Drohungen die Absetzung des Kaisers und Erklärung der Republik; nur mit großer Mühe gelang es dem Deputirten Gambetta, für kurze Zeit die Ruhe herzustellen, aber der bald wieder ausbrechende Tumult nöthigte die Kammer, auseinander zu gehen, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben. Mehrere Mitglieder der Linken, an ihrer Spitze Gambetta, begaben sich nun nach dem Hotel de Ville und verkündigten dort um vier Uhr unter unermesslichem Volksjubel die Republik und Einsetzung einer provisorischen Regierung.

„Franzosen!“ heißt es in der nun erscheinenden Proklamation, — „das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das sich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat seine Vertreter nicht in die Macht, sondern in die Gefahr eingesetzt. Die Republik hat die Invasion im Jahre 1792 besiegt; die Republik ist proklamirt. Die Revolution ist im Namen des Rechtes, des öffentlichen Wohles vollzogen. Bürger! bewacht die Stadt, die Euch anvertraut worden ist; morgen werdet Ihr mit der Armee die Rächer des Vaterlandes sein! — Emmanuel Arago. Crémieux. Dorian. Jules Favre. Jules Ferry. Guyot-Montpayroux. Léon Gambetta. Garnier-Pagès. Magnin. Ordinaire. A. Tachard. E. Pelletan. Ernest Picard. Jules Simon.“

Diese Regierung der nationalen Vertheidigung, wie sie sich nannte, hatte sich, wie man nicht außer Augen lassen möge, also selbst proklamirt, sogar ohne daß die Absetzung der Napoleonischen Dynastie verfassungsmäßig von dem gesetzgebenden Körper ausgesprochen worden wäre. Ihr neues Ministerium setzte sich folgendermaßen zusammen: für das Auswärtige Jules Favre, für das Innere Gambetta, für den Krieg General Lesflö, für die Marine Admiral Fourichon, für die Justiz Crémieux, für die Finanzen Picard, für den öffentlichen Unterricht und die Kultur Jules Simon, für die öffentlichen Arbeiten Dorian, für Ackerbau und Handel Magnin. Auch General Trochu trat nachträglich der Regierung als Präsident bei, Jules Favre wurde zum Vicepräsidenten ernannt. Auch der bekannte Rochefort war aus seinem Gefängnisse geholt worden, in das die kaiserliche Regierung ihn jüngsthin gesetzt hatte, und in die Regierung eingetreten.

Man gestatte uns, einige Notizen über die Persönlichkeiten

dieser Männer anzuführen, die nun die Verantwortlichkeit für das Schicksal Frankreichs in ihre Hände genommen hatten.

Das eigentliche militairische Element war nur vertreten durch Trochu, Fourichon und Leslö. Der Erstere, Louis Jules, 1815 geboren, wurde auf der Militairschule von Saint-Cyr erzogen, war nachher als Adjutant dem General Bugeaud in Algerien beigegeben, im Krimkriege zeichnete er sich zuerst als Oberstlieutenant und Adjutant Saint-Arnaud's, dann als Brigadegeneral sehr aus und wurde 1859 im italienischen Feldzuge Divisionsgeneral. Besonders hat er sich als Verfasser gediegener militairischer Schriften bekannt gemacht, und sein Buch „L'armée française“ brachte ihm 1867 die Ungnade des Kaisers ein; man sagte ihm seitdem starke Sympathien für die Bourbons nach. Ein theoretisch und praktisch gebildeter Offizier, erfreute sich sein Charakter Aller Achtung.

Admiral Fourichon, 1809 geboren, machte von Jugend auf die Carrière eines Seeoffiziers und war eine Zeitlang Gouverneur von Cayenne. 1853 wurde er Contre-Admiral und erhielt das Directorium der Marine zu Algier; 1859 Vice-Admiral; er soll besonderes Organisationstalent besitzen.

Leslö, 1804 geboren, wurde auf der polytechnischen Schule erzogen, stand als Offizier meistens in Afrika und wurde 1848 Brigadegeneral; er gehörte dann zur Partei des Präsidenten in der Constituante, wurde aber bald dessen Gegner und bei dem Staatsstreich verhaftet und ausgewiesen, worauf er bis 1859 in Belgien und auf der Insel Jersey lebte, später ganz zurückgezogen in Paris.

L. A. Garnier-Pagès, 1803 geboren, zuerst Handelsagent in Paris, dann Kammermitglied der Linken, wurde 1848 Maire von Paris und Mitglied der provisorischen Regierung; er leitete damals, aber nur bis zur Junirevolution, die Finanzen.

Jules Simon wurde 1814 in der Bretagne geboren und war seit 1839 Professor der Geschichte und Philosophie an der Sorbonne zu Paris, seit 1848 Abgeordneter, wobei er sich als gemäßigter Republikaner zeigte. 1851 wurde er von der Regierung seiner Professur enthoben und seine Vorlesungen verboten; darauf hielt er freie Vorträge in Belgien. 1863 war er wieder Abgeordneter des Loire-Departements und wurde Mitglied der

Academie, gab auch sehr schätzenswerthe Schriften über Volksunterricht, Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen u. s. w. heraus; in der Kammer galt er als einer der besten Redner der liberalen Minorität.

Magnin, 1828 geboren, war Hüttendirector und Präsident des Handelsgerichts, seit 1863 in der Opposition der Legislative. Auch Dorian, 1818 geboren, war früher Hüttendirector und Mitglied dieser Opposition.

Etienne Arago, jetzt zum Maire von Paris ernannt, 1802 zu Perpignan geboren, dramatischer Schriftsteller, seit 1848 Generalpostdirector unter Cavaignac's Präsidentschaft, kämpfte bei dem Juntaufstande mit und entfloh nach Belgien, dann nach Turin und kehrte erst 1859 nach Frankreich zurück.

Eugène Pelletan, 1813 geboren, Journalliterat und Romanschriftsteller von Bedeutung, war seit 1863 Mitglied der Kammer und gehörte zur Linken.

Jules Ferry, 1832 im Elsaß geboren, jetzt Secretair der neuen Regierung, zeichnete sich als Advocat, Schriftsteller und Redner aus.

León Gambetta war 1838 zu Cahors geboren, practisirte seit 1859 zu Paris als Advocat und machte sich dabei einen Namen als feuriger, hinreißender Redner; man hat ihn zuweilen den zweiten Mirabeau genannt. Von Marseille gewählt, war er 1869, der entschiedensten Opposition angehörig, in den gesetzgebenden Körper getreten.

Henry Rochefort, Marquis de Lucay, 1830 geboren, war zuerst Beamter des Präfecten Hausmann, dann Journalist und beliebter Mitarbeiter am Figaro. Seine bitteren, heftigen, sogar ausschweifenden Angriffe auf die kaiserliche Regierung und Familie sogar werden allgemein bekannt sein; als er deshalb aus der Redaction des Figaro treten mußte, gründete er die Zeitschrift „Die Laterne“, in der er jene Angriffe fortsetzte, bis er genöthigt wurde, eine Zeitlang aus Frankreich zu fliehen; in die Kammer gewählt, kehrte er zurück, und im Frühjahr 1870 ließ ihn die Regierung verhaften. Er ist der Held der Arbeiter und Barrikadenkämpfer.

Jules Favre, 1809 zu Lyon geboren, betheiligte sich als junger Student schon an der Pariser Juli-Revolution und prac-

tisirte später zu Lyon, dann zu Paris als Advocat, wobei er sich schon als vortrefflicher, feuriger, wenn auch nicht eleganter Redner bemerklich machte; in seinem äußeren Benehmen fand sich überhaupt wenig Gefälliges, aber große geistige Gewandtheit und Schärfe ließen sich ihm nicht absprechen. Im Februar 1848 wurde er Generalsecretair im Ministerium des Innern, legte dieses Amt aber bald wieder nieder, weil das Departement der Loire ihn zu seinem Abgeordneten wählte; seit 1849 Vertreter des Rhone-Departements, saß er auf der äußersten Linken. Nach dem Staatsstreiche lebte er sechs Jahre lang zurückgezogen, 1858 war er wieder Abgeordneter der Opposition und nahm als solcher seitdem einen hervorragenden Platz in der Kammer ein.

Crémieux, 1796 zu Nîmes geboren, israelitischen Glaubens, war ebenfalls Advocat in Nîr, dann in Paris; 1842 gehörte er der Opposition in der Kammer an, 1848 wurde er Justizminister bei der provisorischen Regierung, trat aber bald wieder zurück. Der Präsident Napoleon ließ ihn als Gefangenen nach Mazas bringen, bald aber wieder frei, worauf er seine Advocatenpraxis wieder aufnahm, ohne sich scheinbar um Politik zu bekümmern, und sich den Ruf eines rechtlichen, würdigen Mannes erwarb. Erst 1869 wurde er wieder in die Kammer gewählt.

Die Pariser waren im Allgemeinen sehr befriedigt durch diese Regierung, die sich mit solcher Zuversicht, das Vaterland retten und die Fremden besiegen zu wollen, ankündigte, hauptsächlich wohl, weil die Niederlage des Kaisers und die Schwäche der bisherigen Regierung im entscheidenden Momente ihre Eitelkeit so tief verletzt hatten. Die socialen Republikaner versuchten sich zwar auch zu regen und hatten im Hofe des Hotel de Ville bereits die rothe Fahne aufgesteckt, aber dies fand noch keinen Anflang, — das Wahrzeichen der neuen Republik blieb einstweilen die dreifarbige Fahne, an deren Spitze man eine phrygische Mütze befestigte. Die Stadt schien ein Siegesfest zu feiern; überall jubelte man, umarmte sich, sang die Marseillaise und rief: „Es lebe die Republik!“ — „Vertreibung der Fremden!“

Etwa um drei Uhr Nachmittags näherten sich Abtheilungen der Mobil- und Nationalgarde, von schreiendem und singendem Volke umgeben, dem Tuilerienpalaste und verlangten von den dort Wache haltenden Garde-Voltigeuren Einlaß in den Garten



und die Gebäude. Der hier befehligende General Mellinet ließ sich auch auf Unterhandlungen ein, als man ihm die Proklamirung der Republik mittheilte, und man nahm seine Bedingungen an, seine Soldaten nicht zu beleidigen und die Posten durch Nationalgarde abzulösen. Einige Minuten nach  $\frac{1}{4}$  4 Uhr wurde die kaiserliche Flagge von den Tuilerien abgenommen, und das Volk drang nur in die Gebäude ein, selbst in die kaiserlichen Gemächer, die bereits verlassen waren, aber noch die Spuren des soeben stattgefundenen schrecklichsten Aufbruches zeigten. Das Cabinet des Marschalls Vaillant, Ministers des kaiserlichen Hauses, und die Bureau der Civilliste wurden unter Siegel gelegt. Nachher fand man die ganze Privatcorrespondenz der kaiserlichen Familie vor und gab dieselbe der Veröffentlichung preis.

Ueber die Flucht der Kaiserin aus den Tuilerien, welche erst im letzten Momente fast erfolgte, nachdem sie eine schriftliche Warnung des Polizeipräsidenten erhalten hatte, berichtete bald darauf die Times, wie folgt:

Als die Kaiserin die Tuilerien durch das nach der Seine hinausgehende Thor verließ, waren der Fürst Metternich und noch zwei Herren bei ihr, welche sie indessen im Gedränge verlor. Daß sie von einem Straßenbuben erkannt wurde, und daß der Pöbel darauf rief: „A la guillotine!“ ist bereits durch die Journale mitgetheilt worden. Die Kaiserin entging der drohenden Gewaltthat, indem sie sich im Gedränge verlor und schließlich das Haus eines Freundes erreichte. Paris mit der Eisenbahn zu verlassen, schien zu gefährlich, und es war keine andere Fahrgelegenheit zu finden, als einen nach der Normandie zurückkehrenden Marktarren. Auf diesem Karren fuhr die Kaiserin drei Tage und zwei Nächte, ehe sie in der Nähe von Trouville die See erreichte und hier von Sir John Burgoyne an Bord seiner Yacht aufgenommen wurde. — Die Kaiserin kam ohne alles Gepäc an Bord; sie hatte nicht einmal Kamm und Bürste, noch auch das Geringste von frischer Wäsche bei sich. In Portsmouth wurde am Landungsplatze ein Miethwagen genommen, der die Flüchtigen nach dem am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegenen Bahnhofe führte, und dort angekommen, mußten sie eine geraume Zeit warten, bis der nächste Zug nach Hastings abging. —

Inzwischen war der kaiserliche Prinz, in Begleitung von drei Herren und drei Dienern, am 5. September Abends in Ostende angekommen und am 6. weiter nach Hastings in England gereist.

Eine telegraphische Depesche aus Rhyde scheint den Prinzen von der Ankunft der Mutter benachrichtigt zu haben, denn er erwartete sie auf der Treppe des Hotels. Der arme Junge! Wenige kannten ihn und noch Wenigere die tiefverschleierte Frau, der er sich schluchzend in die Arme warf.

Die beiden Exilirten mietheten sich in das Marinehotel ein, ein bescheidenes Backsteinhaus von nur drei Fenstern Front, vorwärts mit dem Blicke auf die See, rückwärts sich an hohe Klippenwände lehrend; fast das ganze Haus war von den Flüchtlingen und ihrem kleinen Gefolge besetzt und wurde fortwährend von Neugierigen belagert, welche ein aufgestellter Polizeimann abwehren mußte. Den Prinzen, der sehr niedergeschlagen erschien, sah man zuweilen am Fenster oder bei Spaziergängen mit seinem Erzieher; die Kaiserin war gar nicht zu erblicken, nur einmal, als sie sich in die Kirche begab. Mehrere französische Damen, die Prinzessin Murat, Madame Canrobert u. A., fanden sich allmählig ein und machten ihre Besuche.

Gegen Ende des Monats reisten die Kaiserin und ihr Sohn von Hastings nach Chislehurst, in der Grafschaft Kent, zwei und eine halbe Meile von London gelegen, woselbst sie die Gastfreundschaft eines ihnen von früher her bekannten englischen reichen Privatmannes angenommen hatten, und lebten dort einmweilen in wenigstens anscheinend stillster Zurückgezogenheit; daß indessen insgeheim ein lebhafter Verkehr mit dem Gefangenen auf Wilhelmshöhe, wohl auch mit anderen Personen in und außerhalb Frankreichs stattfand, welcher die Möglichkeit einer Wiedereinsetzung der Dynastie in das Auge faßte, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Die Unterhandlungen, welche Marschall Bazaine durch seinen, zu diesem Zwecke aus der umschlossenen Festung gelassenen Adjutanten, General Boyer, halb mit Chislehurst einleitete, sind heute noch nicht an das Tageslicht getreten, und wir beschränken uns darauf, anzuführen, daß die Kaiserin fortfuhr, laut zu erklären, sie, als noch zu Recht bestehende Regentin,

werde sich nie auf Friedensunterhandlungen einlassen, so lange die Sieger von Frankreich irgendeine Gebietsabtretung forderten.

Die neue republikanische Regierung erließ nun sogleich eine Reihe von Proclamationen und Verordnungen, welche die Zuversicht des Volkes heben und die Sicherstellung der Hauptstadt gegen den nun zu erwartenden feindlichen Angriff bewirken sollten; an großen Worten fehlte es dabei nicht, und sowohl darin, wie in den Berichten über den Stand der Dinge vermochten die Herren Jules Favre, Gambetta und Collegen entschieden noch viel mehr zu leisten, wie die gestürzte Regentschaft und die Berichte der Generale.

So hieß es in einer Proclamation an die Armee, von der freilich nur noch ein unverhältnißmäßig kleiner Theil existirte, Frankreich habe, um sich zu retten, nur nöthig, sich selbst wiederzufinden und nur an zwei Dinge zu denken, an seine unbefiegbare Entschlossenheit und an den unvergleichlichen Heldenmuth seiner Soldaten. Die Präfecten wurden fast überall in den Departements gewechselt, und Gambetta sagte in einem Circularschreiben an die letzteren: „Unsere neue Republik ist eine Regierung, welche sich die Vertheidigung des Vaterlandes, den Kampf auf Leben und Tod mit den fremden Eindringlingen zur Aufgabe setzt und Nichts zu schaffen hat mit inneren Zwistigkeiten und kleinlichem Parteihader.“

Daß dies leichter auszusprechen wie durchzuführen sei, erwies sich nur zu bald, denn die verschiedenen Parteien, sowohl in Paris wie in den Provinzen, ließen keineswegs ab, sich anzuseinden und zu bekämpfen, und besonders die rothen, socialistischen Republikaner versuchten, das Haupt zu erheben und die Gewalt in ihre Hände zu spielen.

Die Prinzen von Orleans waren schleunigst nach Paris gekommen, nur um ihre Degen, wie sie sagten, dem Vaterlande anzubieten, aber Jules Favre gab ihnen ebenso ernstlich als höflich zu verstehen, daß man ihrer guten Dienste nicht bedürfe und sie schleunigst wieder abzureisen hätten, was dann auch alsbald erfolgte.

Eine Verordnung u. A. befahl, daß alle Deutschen, welche nicht besondere Erlaubnißscheine besäßen, innerhalb vierundzwanzig Stunden die Departements Seine und Dise zu verlassen

hätten, widrigenfalls man sie kriegsgerichtlich behandeln werde. Die Furcht vor der Spionage war überhaupt sehr groß, und es erfolgte eine Menge von Verhaftungen, die sich nachher als ganz grundlos herausstellten; in den ersten Tagen genügte eine einfache Privatdenunciation dazu, und übrigens verhafteten National- und Mobilgarden frischweg, auch andere Leute aus dem Volke, wie es ihnen gerade beliebte. Die wohlhabende Bourgeoisie begriff das Hereinbrechen einer Art Willkür- und Schreckenregierung, und dieselbe vielleicht noch mehr fürchtend wie eine etwaige Belagerung, beeilten sich sehr Viele, die dies ermöglichen konnten, die Stadt zu verlassen.

Die meisten Gesandten der auswärtigen Mächte erklärten, in Paris bleiben und mit der neuen Regierung weiter verhandeln zu wollen, ohne doch eine förmliche Anerkennung derselben auszusprechen; der nordamerikanische, Mr. Washburne, dem von Seiten des Volkes besondere Opationen gebracht wurden, sprach bei dieser Gelegenheit ziemlich warme Sympathien seiner Regierung für die neue französische Regierung aus.

Die letztere ließ es sich nun auch angelegen sein, sich solche bei den neutralen europäischen Mächten, womöglich thätige Unterstützung zu gewinnen, und vermochte den alten Thiers, deshalb eine Rundreise an die Höfe von London, Petersburg und Wien zu unternehmen, die er am 12. September antrat. Diese patriotische Hingebung Thiers' sollte nicht von Erfolg gekrönt werden; bei dem Glücke der deutschen Waffen und der Festigkeit König Wilhelm's und dessen Rathgeber, nur einen Frieden abschließen zu wollen, der Deutschland gebührend für die gebrachten großen Opfer entschädigte und dauernde Garantien dafür böte, daß Frankreich übermüthiger Weise nicht wieder einen solchen Krieg hervorrufe, konnten die Großmächte eine Intervention nicht für erfolgreich und durchführbar erachten.

Indessen begann General Trochu seine Vertheidigungs-Anstalten für Paris zu treffen und schickte sogar die disponiblen regulären Truppen dem anrückenden Feinde entgegen, um ihn möglichst aufzuhalten; von dem Erfolge dieses Versuches werden wir unseren Lesern bald Nachricht geben, zunächst aber die weiteren Operationen der deutschen Armeen in das Auge fassen.

Nach der Schlacht bei Sedan ruhten die Truppen nur we-

nige Tage, um dann den Marsch auf die französische Hauptstadt anzutreten. Dazu standen zwei Hauptwege offen, der eine über Soissons nördlich, der andere über Chateau-Thierry südlich. Das 6., das 5., ein bairisches Corps und die mecklenburgische Division wandten sich gegen das Marnethal über Rheims.

Hier hatten etwa 12000 Franzosen gelegen, welche aber nach der Niederlage bei Sedan, noch vom Grafen Palikao, aus Paris den Befehl erhielten, sich ohne Kampf zurückzuziehen; sie führten dies in der Nacht vom 4. zum 5. September aus, und schon in den ersten Morgenstunden erschienen ein paar preussische Husaren vor der Stadt, kehrten aber sogleich wieder um, als sie das Thor geschlossen fanden. Der Maire der Stadt hatte bereits eine Mahnung erlassen, keinen unnützen Widerstand zu leisten; aber unter den niederen Klassen der Einwohnerschaft besonders gab sich doch eine große Aufregung kund. Als die erste preussische Husarenpatrouille bald nach der Mittagsstunde einrückte, wurde auf sie von einem Craktirten geschossen; um drei Uhr kam eine ganze Schwadron und gleich darauf die Infanterie vom 6. Armeecorps, aber selbst gegen diese ansehnliche Truppenmasse wurden einige Excesse gewagt; so fielen mehrere Schüsse aus einem Kaffeehause mitten in der Stadt, das nur mit Mühe vor der Zerstörung durch die erbitterten Truppen bewahrt werden konnte.

Die besonnenen Bürger und Behörden sprachen ihre entschiedene Mißbilligung darüber aus und kamen den einquartierten Truppen auf das Bereitwilligste entgegen, weshalb der Gemeinde auf ausdrücklichen Befehl König Wilhelm's, der noch an demselben Abende eintraf und in der Stadt sein Hauptquartier nahm, die Strafe erlassen wurde; indessen mußten, auf Anordnung des commandirenden Generals von Tümppling, bei Todesstrafe sofort alle Waffen abgeliefert werden.

Se. Majestät der König verweilte in der alten Krönungsstadt der französischen Herrscher bis zum 14. September. Am 8. war auch das Hauptquartier der dritten Armee dahin verlegt worden.

Die 6. Cavallerie-Division unter dem Befehle des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg war nordwärts der Straße auf Soissons gegen Laon vorgedrungen. Hierher hatte sich das 13. französische Corps des Generals Vinoy, das der Mac Ma-

hon'schen Armee von Paris aus zur Hülfe geschickt worden, dieselbe aber nicht mehr zu erreichen vermochte, zurückgezogen, und als die Nachricht eintraf, daß die Preußen anrückten, die Stadt am frühen Morgen des 6. Septembers verlassen; es blieb nur eine Garnison von etwa 1200 Mobilgarden und weniger Linien-Infanterie zurück. Schon an demselben Abende zeigten sich preussische Mänen vor der Stadt, zogen sich aber zurück, sobald von der Citabelle auf sie geschossen wurde.

Laon, auf einem ansehnlichen Hügel liegend, war früher Festung, hat aber jetzt nur noch alte Werke, und die Vorstädte erstrecken sich bis zum Fuße der Höhe; die unter der Regierung Ludwig Philipp's restaurirte Citabelle beherrscht den im Norden der Stadt liegenden einzigen Bahnhof und theilweise diese Vorstädte.

Am 8. September erschien ein Offizier mit einem Zuge Mänen vor der Stadt und forderte dieselbe zur Uebergabe auf; der Commandant, General Theremin d'Hame, verlangte Bedenkzeit. Hierauf wurde Oberst von Alvensleben mit der 15. Cavalleriebrigade und einer reitenden Batterie nach Laon geschickt, um die Capitulation abzuschließen; er schickte einen Stabsoffizier als Parlamentair in die Stadt, welche sich ergeben zu wollen erklärte, die Uebergabe der Citabelle verweigerte indessen der Commandant; als indessen im Laufe der Nacht eine Depesche des Kriegsministers anlangte, auch die Citabelle, die nicht im Vertheidigungszustande sei, solle capituliren, wurden am anderen Vormittage zwei Offiziere zu den vor der Stadt bivouakirenden Preußen geschickt, um die Uebereinkunft auf die Bedingungen von Sedan hin abzuschließen, was auch zu Stande kam.

Inzwischen waren noch das 4. Jägerbataillon, eine zweite reitende Batterie und die 14. Cavalleriebrigade eingetroffen, also die ganze Division unter Befehl Herzogs Wilhelm beisammen, der die Besignahme der Stadt und Citabelle gegen zwölf Uhr Mittags anordnete.

Die beiden Batterien waren um diese Zeit vor der Stadt aufgefahen, die Cavallerie hielt theils daneben, theils auf den zur Stadt führenden Wegen, der Divisionsstab mit dem Jägerbataillon rückte zuerst, das spielende Musikcorps voran, ein. Zwei Compagnien stellten sich auf dem Marktplatze auf, eine

hatte bereits die Vorstädte besetzt, und die vierte marschirte mit dem Herzoge und den Offizieren der Stäbe in die Citadelle, auf deren Hofe die Besatzung aufgestellt war, um die Waffen zu strecken.

„Die Waffen wurden niedergelegt,“ sagt der dienstliche Bericht Herzogs Wilhelm, — „und die Mobilgarde, nachdem sie ebenfalls verpflichtet war, nicht mehr gegen Deutschland zu fechten, wurde ebenfalls entlassen, die Section Linien-Infanterie dagegen unter Escorte nach der Stadt abgeführt. Ein großer Theil der Offiziere, sowie der französische Commandant blieben noch im Hofe der Citadelle zurück, als, nachdem der letzte Mann der Mobilgarde das Thor der Citadelle passirt hatte, kurz hintereinander zwei fürchterliche Detonationen erfolgten. Das Pulvermagazin, auf das wahrscheinlich sämmtliche Bomben und Granaten gebracht waren, sowie alle Patronen und wahrscheinlich noch eine Mine gingen in die Luft. Das Magazin stand oder steht vielmehr am Rande des Hofes der Citadelle. Alle im Hofe der Citadelle anwesenden Personen, sowie die darin aufgestellte Jäger-Compagnie wurden unter Schutt und Trümmern beinahe begraben. Die Bomben und umherstiegender Steine und Mauerstücke flogen in die Stadt, die Vorstädte und weit darüber hinaus. Die Verwüstung war eine fürchterliche. Fast alle im Hofe der Citadelle anwesenden Personen wurden theils getödtet, theils leichter oder schwerer verletzt. Die Hälfte der Compagnie Jäger liegt verstümmelt auf dem Plage. Alle Verluste sind im Augenblicke noch nicht zu übersehen. Soweit bis jetzt bekannt, ist von Offizieren nur todt der Hauptmann Mann der reitenden Batterie des 4. Corps. Verwundet sind Unterzeichneter durch eine Contusion des rechten Oberschenkels, Oberst Graf Gröben durch mehrere Contusionen am Kopf und Körper, Major von Schönfels durch Contusion am Rücken und an den Beinen u. s. w.“ (— im Ganzen acht Offiziere verwundet).

Ein weiterer Bericht zählt 31 todt und 63 meistens schwer verwundete Jäger auf, von den Mobilgarden zehn bis zwölf Offiziere verletzt, übrigens aber noch, wie der Herzog in einem Briefe an seine Gemahlin selbst angiebt, sieben bis achthundert Mobilgarden und Einwohner der Stadt, deren der Ci-

tabelle zunächst gelegener Theil sehr gelitten hatte, verletzt und getödtet.

Wir führen noch einen anderen Privatbericht eines Augenzeugen an, in dem es heißt: „— Im ersten Augenblicke waren wir Alle ohne Bestimmung; Alles lief durcheinander; Pferde, Menschen u. s. w. fielen einen steilen Abhang hinunter. Es war eine kolossale Verwirrung. Der Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin ist durch ein Wunder gerettet, er ist fünfzig Fuß fortgeschleudert worden. Die Compagnie Jäger ist fast aufgerieben. Tausend Schritte weit haben wir losgerissene Gliedmaßen gefunden; es ist ein namenloses Unglück. 400 französische Soldaten sind ebenfalls verwundet und todt und etwa 300—400 Bürger aus der Stadt. Es war furchtbar; Steine und Balken hagelten auf uns herab und haben viele Leute und Pferde verwundet. Es muß eine ungeheure Pulvermasse gewesen sein, denn es sind Felsblöcke von 40 bis 50 Centner zweitausend Schritte weit gestogen und haben kolossale Löcher in den Erdboden gerissen.

Der Commandant des Places, General Thérémin d'Hame, sowohl wie der Maire Ferrand, Offizier bei der Mobilgarde, wurden anfänglich des verrätherischen Wortbruches und der absichtlichen Anstiftung dieser Katastrophe beschuldigt; Ersterer war selbst schwer verwundet worden und starb in Folge dessen am 4. October, den Letzteren brachte man als Gefangenen auf den Ehrenbreitstein bei Coblenz, und eine sehr sorgfältige Untersuchung wurde eingeleitet. Durch dieselbe ist zur Evidenz erwiesen, daß beide Männer durchaus unschuldig gewesen sind und die Anzündung des Pulvermagazins durch einen Artillerieunteroffizier, der Aufscher des letzteren, erfolgt ist; natürlich kam dieser Mensch selbst dabei um.

Es war eine traurige Katastrophe, die in einem noch trübereu Lichte dadurch erschien, daß die zur Zeit tonangebende französische Presse sie als eine besondere Heldenthat feierte, während doch eigentlich nur von wortbrüchiger Verrätherei die Rede sein konnte.

Indessen wurde der Marsch auf Paris rasch fortgesetzt, ohne daß in den nächsten Tagen etwas Besonderes vorkam; die Truppen mußten manche Strapazen ausstehen, und das Wetter be-



günstigte sie dabei nicht, denn seit dem 20. August etwa schon regnete es viel und herrschte, besonders Nachts, eine kalte Temperatur vor; wieder erhielten sie sich aber bei verhältnismäßig gutem Gesundheitszustande, und ihre Stimmung war über alles Lob erhaben. Niemand fühlte wohl mehr wie diese Braven die glückliche Befriedigung durch die raschen, schönen Siege, die sie selbst und ihre Kameraden erkämpft hatten, und das nächste Ziel, das nun vor ihnen lag, Paris, lockte sie um so mehr, als mit seiner Erreichung das Ende des Kampfes bevorzustehen schien, — freilich, wie sich bald erweisen sollte, eine große Täuschung!

Die Einwohner der Ortschaften, welche die Truppen auf diesem Marsche bis in größere Nähe von Paris, wo sich ihnen wieder eine ganz andere Seite des Bildes zuwenden sollte, berührten, wurden gewöhnlich durch ihr Erscheinen überrascht; sowohl die kaiserliche sowie die neue republikanische Regierung, die anzuerkennen man übrigens allerorts noch gar nicht geneigt war, hatten soviel Unwahrheiten über die militairischen Operationen verbreitet und die ganze Situation so verwirrt, daß man sich schwer darin zurechtfinden konnte. Man pflegte sich in den Städten und Dörfern noch darüber zu streiten, wie weit die Deutschen wohl noch entfernt sein könnten, wenn deren Cavalleriepatrouillen sich plötzlich schon davor zeigten.

Besonders gefürchtet waren die Ulanen, die sich meistens an den Spitzen der Avantgarden befanden und zuerst vor den Augen der Ueberraschten auftauchten; das Volk auf dem Lande hatte eine beinahe abergläubische Furcht vor ihnen, und selbst renommirte Pariser Blätter brachten in ihrer Unkenntniß und Oberflächlichkeit wahrhaft kindliche Anschauungen dieser Truppengattung, welche die Franzosen gerade ebenso, nur unter dem Namen „Lanciers“ haben, zu Tage; sie stellten sich etwa die preussischen Ulanen wie die russischen irregulären Kosaken und Beduinen, nur noch ein bißchen wilder und schlimmer vor, — in jedem Falle hatte man aber einen ganz gewaltigen Respekt vor den schnellen, kühnen und tapferen Ulanen.

Im Allgemeinen zeigten sich die Ortschaften willig und gehoriam beim Einrücken der deutschen Truppen, woraus sich indessen durchaus nicht schließen lassen dürfte, daß dieselben willkommen gewesen wären; man fühlte nur die Ohnmacht, zu wider-

stehen, und suchte auch den Excessen einzelner Fanatiker zu steuern, nachdem man erfahren hatte, daß solche jedesmal sehr energisch an der ganzen, dafür verantwortlich gemachten Gemeinde gestraft würden. Dennoch fehlte es nicht an einzelnen verrätherischen Handlungen und Anfällen auf kleine Patrouillen oder Transporte, mancher brave Soldat fiel in einen Hinterhalt, und sein ehrliches deutsches Vertrauen unterlag der französischen Heimtücke, die sich hier und da in der häßlichsten Gestalt zeigte.

Am 9. September passirten preussische Cavalleriepatrouillen Montmirail und Sezanne, zwei schon weit über die Marne hinaus, in südöstlicher Linie von Chateau-Thierry gelegene Städte, am 12. nahmen die Spitzen der Armeen die Linie Compiègne-Meaux-Melun ein, die sich östlich von Paris in einer Ausdehnung von ungefähr fünfzehn deutschen Meilen erstreckt und deren Mittelpunkt, die Stadt Meaux, nur noch fünf bis sechs Meilen von der Hauptstadt entfernt, ist.

Nach dem letztgenannten Orte wurde auch das königliche Hauptquartier verlegt. Meaux, eine alte Stadt an der Marne und dem Durcquanal, hat gegen zwölftausend Einwohner und viele Fabriken, besonders große Baumwollenspinnereien; es enthält den noch nicht vollendeten, obgleich schon im zwölften Jahrhundert begonnenen gothischen Stephansdom, auf einem Hügel gelegen, und ein prächtiges bischöfliches Palais.

So bereitete sich ein neues großes weltgeschichtliches Ereigniß, in dem Angriffe der Deutschen auf die französische Hauptstadt vor, welche die Metropole der ganzen civilisirten Welt zu sein und letzterer ihren Willen zu dictiren sich wieder seit beinahe einem Vierteljahrhundert angemacht hatte. Ehe wir aber in diese große Episode eintreten, müssen wir noch einen Blick auf die Verhältnisse werfen, welche die vordringenden Sieger in ihrem Rücken gelassen hatten, und da war, in militairischer Beziehung wenigstens, der wichtigste Punkt die umschlossene Stadt und Festung Metz.

Die Cernirung der Franzosen in dieser Festung, sagt der Staats-Anzeiger, — durch die deutschen Truppen unter dem Oberbefehl Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Carl war in den letzten Tagen des Augusts in der Art und Weise, wie sie beabsichtigt gewesen, auch vollendete Thatfache geworden.

Troßdem sich der Gürtel mit jedem Tage zusehends enger und fester um den Feind legte, hatte derselbe vom 19. August an doch keine Bewegungen gemacht, die seine Absicht errathen ließen, die Cernirung zu hemmen oder durchzubrechen, um für seine Operationen und zum Zwecke der Verbindung mit den Truppen des Marschalls Mac Mahon das freie Feld zu gewinnen. Südlich von dem Dorfe Morange und nördlich des Dorfes Feves, das sich an die Seite desselben anlegt, erhebt sich eine ziemlich bedeutende Höhe, deren weite in das Terrain vorgeschobene Lage von dem freien, kahlen Gipselpunkte derselben eine umfassende Fernsicht auf die Stadt und Festung Metz, auf die Forts und auf das Moselthal gewährt. Die Entfernungen bis zu den Wällen der Festung sind verhältnißmäßig gering, so daß man mit einem guten Fernrohr die einzelnen französischen Soldaten, freilich gleichsam nur als bewegliche Punkte, aber doch ganz deutlich in ihren Bewegungen und Manipulationen, ja sogar in den helleren Farben der Uniform zu erkennen vermag.

Hier war nun ein Observatorium errichtet worden, von dem aus man alle Bewegungen größerer Abtheilungen im Auge behielt und sofort rapportirte.

Metz liegt am Einflusse der von Süden kommenden Seille in die Mosel, welche letztere hier die nordöstliche Richtung angenommen hat und durch einen schmälern Seitenarm eigentlich drei Inseln bildet, von denen die am weitesten abwärts gelegene, die Isle Chambière, einen Theil der Stadt trägt, während der andere, größere südlich davon in dem von beiden Flüssen gebildeten Winkel liegt. Die gegen sechszigtausend Einwohner zählende Stadt ist sehr alterthümlich, hat aber auch mehrere gerade und schöne Straßen mit hohen, ansehnlichen Häusern neuesten Baustyls; sie besitzt sechszehn Kirchen, darunter die alte, berühmte Kathedrale, viele öffentliche Gebäude von Bedeutung und große Fabriken. Eine Festung ersten Ranges, hat sie elf Bastionen, eine Citadelle mit vier Bastionen und einem starken Hornwerke, am linken Moselufer das Fort Moselle, gegen Nordwesten gefehrt, in der östlichen Front Fort Bellecroix; mehrere detachirte Forts in Redoutenform sind bis auf eine halbe Meile weit nach allen Richtungen hinausgebaut, so, von der Westseite an im Kreise gegen Norden gerechnet, die Forts Saint-Quentin, Plappeville,

Saint-Clou, Saint-Julien, Fort les Bottes, Fort Quelen, Fort Saint-Privat. Die von Saarbrücken über Faulquemont kommende Eisenbahn überschreitet, kurz vor der Stadt, die Seille, und der Bahnhof liegt an der Südseite zwischen den Festungswerken; von hier wieder nach Westen ausgehend, theilt sich bald der Schienenweg; der eine führt südlich über Pont-à-Mousson auf Nancy, der andere macht einen weiten Bogen nach Westen, geht über die Mosel und dann nordwärts nach Thionville. Der schönen Lage der Stadt und ihrer reich mit Dörfern besetzten Umgebung haben wir schon früher erwähnt. Hier lagerte, meistens unter Zelten, im weiten Umkreise die Armee Bazaine's, während die Stadt fast ausschließlich von Mobilgardien besetzt war und zum Commandanten den General Coiffinières hatte.

Daß Mangel an Lebensmitteln in der Stadt und den französischen Lagern herrsche und sich sehr bald auf das Empfindlichste fühlbar machen müsse, war bei der unerwarteten Anhäufung von Menschen als gewiß anzunehmen, auch wurde es durch einzelne Deserteure und Spione bestätigt; auch die Wasserleitung war es von Gravelotte her abzuschneiden schon in den ersten Tagen der Cernirung gelungen, und das Moselwasser ist ungesund und schlecht trinkbar.

Dennoch schienen anfänglich die Umschlossenen sich gar nicht so übel zu befinden; von verschiedenen Höhenpunkten ließ sich mit guten Gläsern sogar das Innere der Stadt übersehen, und da herrschte ein recht lebhafter, anscheinend friedlicher Verkehr; viele Schornsteine der Fabriken rauchten; auf den Wiesen zwischen den Moselarmen, wo sich hübsche Anlagen befinden, gingen die Leute spazieren und spielten die Kinder, auch hörte man oft die Musik der Militaircapellen.

Die preussischen Armeecorps unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl — die vereinigte erste und zweite Armee, nach Abzweigung der sofort nach der Schlacht gebildeten vierten, — umschlossen die Stadt und Festung in folgender Reihenfolge, von der Mosel im Norden an nach rechts den Kreisbogen beschreibend: die etwa 16,000 Mann starke, neu eingetroffene Landwehrdivision von Kummer, das 1. Corps, das 7., das 8., in der Reserve dahinter (im Süden) das 2., dann das 10., das 3. und

das 9. mit der hessischen Division, welches der Landwehr wieder die Hand reichte.

Sofort hatte man auf der ganzen Umhüllungslinie begonnen, sich zu verschanzen und dem etwa auszubrechen versuchenden Feinde so viele Hindernisse in den Weg zu legen, daß er von einer kleineren Truppenzahl so lange aufgehalten werden könnte, bis genügende Reserven an diesem Punkte zusammengezogen sein würden. Zu diesem Behufe waren Feldschanzen und Verhaue aufgeworfen, die Bäume, welche die Straßen einfaßten, gefällt und über letztere gelegt, zur Seite auf den Feldern Wolfsgruben und Laufgräben ausgehoben worden u. s. w. Eine starke Kette von Vorposten war soweit wie möglich vorgeschoben und ein unaufhörlicher Patrouillendienst fand statt, so daß es selbst einzelnen Leuten schwer geworden wäre, sich durchzuschleichen; der Dienst für die Truppen war daher ungemein anstrengend.

Ueberhaupt war diesen Truppen eine Aufgabe zugefallen, die dem Soldaten nicht willkommen zu sein pflegt. An einen allgemeinen Angriff und Sturm auf Stadt und Festung war gar nicht zu denken, ebenso wenig einstweilen an eine förmliche Belagerung; es konnte nur im Plane liegen, den Feind durch die Hungersnoth, der er bald anheimfallen mußte, zu bezwingen, durch die strengste Bewachung also zu verhindern, daß er ausbreche, sei es nun, um sich weiter zu verproviantiren oder überhaupt wieder das freie Feld zu gewinnen; seine Capitulation konnte dann nur eine Frage der Zeit sein. Daß Marschall Bazaine Alles versuchen werde, sich dieser Katastrophe zu entziehen, den Gegner zu täuschen und jede schwache Stelle, die derselbe zeigen sollte, zu benutzen, um den Ring gewaltsam zu durchbrechen, ließ sich annehmen; man hatte mithin einen sehr anstrengenden und langweiligen Wachtdienst vor sich, der jedenfalls auch mit großen Gefahren verknüpft war. Wie lange derselbe dauern würde, ließ sich noch gar nicht absehen; und das rasche Vorschreiten der Kameraden auf Paris, wo, wie man hoffte, der letzte glorreiche Akt des großen Drama's abgespielt werden sollte, mußte dagegen wahrhaft beneidenswerth erscheinen.

Auch die Schanzarbeiten, denen sich die Truppen unterziehen mußten, waren nicht angenehm, das Wetter eine Zeitlang abscheulich, so daß sich das Wasser in den Schützengräben sammelte,

und man in dem durchweichten Boden kaum von der Stelle kommen konnte, und die Verpflegung, die von weither oder durch Requisitionen herbeigeschafft werden mußte, ließ, was bei einer so großen Menschenmenge gar nicht anders sein konnte, mancherlei zu wünschen übrig. Krankheiten, welche mit einem solchen Leben immer verknüpft sind und zum Theil von den Soldaten selbst verschuldet wurden, wie z. B. durch den Genuß nicht ganz reifen Obstes, blieben auch nicht aus, obgleich der Gesundheitszustand im Allgemeinen immer noch als ein sehr günstiger betrachtet werden durfte; Ruhr und Rheumatismus forderten manche Opfer, und später kamen auch nicht selten Typhusfälle vor.

In den meisten Corps war es so eingerichtet, daß die einzelnen Truppentheile drei Tage auf Vorposten lagen, drei Tage in Bivouaks, als Replis für die ersteren, drei Tage wieder, zur Erholung, weiter rückwärts in den Dörfern kantonnirten, wo sie meistentheils auch sehr schlecht untergebracht waren und viel entbehrten.

Die Vorpostentage waren jedenfalls die schlimmsten davon, und nur so kräftige Naturen, so zähe Ausdauer und unerschütterlicher Muth, wie sie unsere deutschen Soldaten glücklicherweise besitzen, konnten diese Strapazen erträglich machen, während die vortreffliche Disciplin und der gute Corpsgeist vor einer großen Gefahr schützten, der Soldaten unter solchen Umständen leicht anheimfallen, nämlich der moralischer Niedergeschlagenheit und Verwilderung; ein wirkliches Volksheer, wie das deutsche, hat zwar immer in seinen guten, wahrhaft gebildeten Elementen eine sichere Abwehr solcher Zustände.

Bemerkenswerth dürfte noch sein, daß sich bei diesem Vorpostendienste die Ueberlegenheit des Chassepot vor dem Zündnadelgewehre in Betreff seiner weiten Tragfähigkeit sehr deutlich herausstellte; die Franzosen, die, wie überall, auch hier viel Munition verschwendeten, trafen die preussischen Vorposten auf Distancen, bei denen die letzteren ihnen ganz wehrlos gegenüberstanden; später änderte sich auch dies, indem die diesseitigen Vorposten mit dem Feinde abgenommenen Chassepots bewaffnet wurden und mit denselben dann viel vorsichtiger und besser schossen wie die Franzosen.

In der nächsten Umgebung der Stadt, soweit dieselbe in die Cernirungslinie gezogen worden, hatten sich die meisten Einwohner der Dörfer und Landhäuser geflüchtet, gewöhnlich waren nur die alten Leute zu Hause geblieben, und diese zeigten sich willig, den an sie gestellten Forderungen nachzukommen, aber freilich wurde es schwer, sich mit ihnen zu verständigen, wenn man nicht gerade der französischen Sprache einigermaßen mächtig war. Ein großer Theil der Dorfbewohner hatte sich in die Wälder zurückgezogen und dort Verstecke gefunden, die sich nicht so leicht auffpüren ließen; Einzelne oder kleine Abtheilungen konnten den Versuch dazu auch gar nicht unternehmen, denn dann wurde aus Hinterhalten auf sie geschossen, und die Thäter waren wieder verschwunden, ehe man ihnen noch beizukommen vermochte. Die Feindseligkeit der Einwohner zeigte sich in solchen hinterlistigen Anfällen deutlich genug, es kamen ganz abscheuliche Greuelthaten, wie deren schon früher erwähnt worden ist, in den Quartieren und gegen Versprengte oder Verwundete vor, und die strengsten Strafen, welche gewöhnlich an ganzen Gemeinden vollstreckt werden mußten, weil sich die eigentlich schuldigen Individuen nicht ermitteln ließen, blieben dagegen wirkungslos.

Nachdem wir so ein Bild in großen Umrissen von der allgemeinen Lage zu geben versucht haben, suchen wir wieder den Premierlieutenant May von Helldorf auf, den wir am Abende des 14. August nach dem Gefechte bei Pange in einem guten Quartiere verlassen haben.

Eine lange Ruhe darin sollte ihm nicht bescheert sein, denn die Kämpfe der nächsten Tage machten wieder eine Stellungsveränderung auch des Corps, dem May angehörte, nothwendig, obgleich dasselbe dabei nicht zur rechten Action im Feuer gelangte. Es rückte bis auf eine deutsche Meile an die Stadt heran, von der es jetzt in der Cernirungslinie die Position nordöstlich der letzteren, am rechten Moselufer einnahm, sich zwischen den Dörfern Chieulles und Noiffville ausbreitend, wo auf den Höhen, Fort St. Julien gegenüber, auch zahlreiche Artillerie aufgefahen wurde. Das Hauptquartier kam nach einem weiter rückwärts gelegenen Dorfe, und May von Helldorf mußte sich dieses Mal mit einem bescheidenen Stübchen begnügen, das ihm in dem sonst überfüllten Hause glücklicherweise allein zu Theil

wurde. Die Einwohner waren auch hier geflohen, und die Offiziere und Soldaten spielten die unumschränkten Herren in ihren Wohnungen, die sie sich, in Erwartung eines längeren Aufenthaltes vor der Festung, verhältnißmäßig bequem einzurichten suchten.

Die Offiziere des Stabes hatten vielleicht noch weniger Ruhe und waren noch größeren Anstrengungen ausgesetzt, wie die in der Front stehenden; da gab es nun eine Menge von schriftlichen Berichten und Gefechtsrelationen abzufassen und einzureichen, das pünktliche Ineinandergreifen aller einzelnen Truppentheile des Corps zu regeln und herzustellen, Befehle zu empfangen und weiterzubringen, — kurz die Ordonnanzoffiziere und Adjutanten wechselten den Schreibtisch höchstens mit dem Sattel und hatten alle Hände vollauf zu thun.

Was den Premierlieutenant anbetraf, so stand er seinen Kameraden an Eifer und Bereitwilligkeit gewiß nicht nach, und darin fand er selbst eine gewisse Befriedigung und eine Ableitung mancher Gedanken, die geeignet waren, eine Mißstimmung in ihm hervorzurufen.

Wie sein jüngerer Bruder Fritz in dem Feldzuge von 1866 insofern bevorzugt worden war, daß er mehr in das Feuer gekommen und Gelegenheit zur persönlichen Auszeichnung gefunden hatte, so schien es ja auch dieses Mal wieder werden zu sollen. Fritz hatte die ersten größeren Gefechte mitgemacht und war nun auf dem glorreichen Vormarsche nach Paris, von dem so viel erwartet wurde, und hier handelte es sich darum, eine Festung und ein großes Truppencorps zu hüten, das auffälliger Weise gar nicht einmal den Versuch wagen zu wollen schien, sich wieder von der Umschließung zu befreien, — und wenn die Franzosen sich dazu auch entschlossen, so ließ sich am allerwenigsten erwarten, daß sie jetzt in nordöstlicher Richtung auf das rechte Moselufer von Metz einen Hervorstoß versuchen würden, denn wohin hätte sie dieser Weg weiter führen sollen? — Diese Erwägung mußte wie Blei auf der Kampfesbegierde der braven Truppenlasten, die ihre begünstigteren Kameraden um so mehr beneideten, je schwerer auch sie gegen Strapazen und Entbehrungen aller Art anzukämpfen hatten. Max beneidete also seinen Bruder und machte sich andererseits auch nicht wenig Sorge über dessen Schick-



sal, von dem er seit ihrem persönlichen Zusammentreffen in Mainz keine Kunde wieder erhalten hatte.

Bei Alledem dachte er doch recht häufig an sein kleines Abenteuer in dem düsteren Hause, und auch damit verdarb er sich ein wenig die heitere Laune; wir werden dies wohl nicht weiter zu erklären brauchen, wenn wir auf seine Empfindungen am Abende des 14. August, als er zum letzten Male dort gewesen war, verweisen; sie hatten sich seitdem nicht viel geändert. Noch immer drängte es ihn, wieder einmal dorthin zurückzukehren, aber seine dienstlichen Pflichten hielten ihn noch davon ab; indessen würde er es vielleicht dennoch durchgeführt haben, hätte es nicht so ganz außer dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit gelegen, daß er einen der rechtmäßigen Bewohner des düsteren Hauses jetzt dort wiederfinden werde.

Wie gefährlich es übrigens war, sich auf eigene Hand aus den von den Truppen dichtbesetzten Rayons zu wagen, wie sogar detachirte Abtheilungen vor den Feindseligkeiten der Einwohner nicht sicher wären, bewies u. A. ein am Abende des 29. August stattfindendes betrübendes Ereigniß. Eine in Briny, unweit Thionville cantonnirte Husarenchwadron wurde von den Einwohnern des Dorfes verrathen und von einer aus jener Festung entsandten Abtheilung überfallen und gefangen oder niedergemacht, nur wenige Leute entkamen.

Sonst kam es vor Metz im Laufe des August's nur zu unbedeutenden Vorpostenplänkeleien, in die sich auch zuweilen die Geschütze der Außenforts mischten, ohne besonderen Schaden anzurichten; Thionville war durch Cavallerie abgesperrt worden.

Prinz Friedrich Carl hatte sein Hauptquartier in Doncourt, an der über Conslans auf Stain führenden Straße genommen. Hier wurde ihm schon am 26. die Meldung, daß starke französische Colonnen in Bewegung gegen das rechte Moselufer seien, und wirklich erfolgte noch im Laufe desselben Tages ein Angriff auf die Vorposten der Landwehrdivision, der sich indessen auf Plänkeleien beschränkte. Am Abende zogen sich die Franzosen wieder in ihre Lager vor der Stadt zurück, aber die Beobachtungen während der nächsten Tage machten es fast zur Gewisheit, daß gerade nach dieser Richtung hin ein großer Ausfall,

vielleicht gar ein allgemeiner Durchbruch beabsichtigt werde, und man war hier nun ganz besonders auf der Hut.

So schien denn der lebhafteste Wunsch gerade des Corps, bei dem May von Hellborn stand, in Erfüllung gehen zu sollen, daß ihm eine thätigere Rolle wie die seit dem 14. August zufalle. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wieder im düstern Hause.

Es war am späten Abende des 30. August, als May von Hellborn von seinem Generale den Auftrag erhielt, sogleich eine schriftliche Meldung, welche sich auf Veränderungen, die man in den französischen Bivouaks vor sich wahrgenommen haben wollte, bezog, an den commandirenden General in Saint-Barbe zu bringen; es blieb ihm überlassen, eine ihm angemessen erscheinende Bedeckung mit sich zu nehmen.

Ein Cavallerist schont gern die Pferde, wenn es sich irgend thun läßt, und da auf dem ganzen Wege bis nach dem genannten Dorfe Truppentheile in den Ortschaften oder Bivouaks lagen, eine Gefahr also nicht zu befürchten war, hielt es der Premier-Lieutenant für genügend, eine Ulanen-Ordonnanz von der Stabswache allein zu seiner Begleitung aufzusetzen zu lassen.

Der Mond schien nicht, aber der Himmel war, bei ziemlich kalter Temperatur, klar und ausgestirnt, so daß man eine gute Strecke weit um sich her sehen konnte.

In einer guten halben Stunde hatten die Reiter ihr Ziel erreicht, und der Offizier gab seine Depesche im Hauptquartier ab, weiterer Befehle wartend. Er fand einige Kameraden, mit denen er sich unterhielt, und in diesem Kreise galt es, aller Anzeichen ungeachtet, doch für sehr zweifelhaft, ob es in den nächsten

Tagen auf dieser Linie zum Kampfe kommen werde, vielleicht eben nur deshalb, weil man es so sehr wünschte.

Bald darauf wurde Mar wieder zu dem Generalstabs-Offizier gerufen, der ihm seine Depesche abgenommen hatte und ihm nun eine andere einhändigte.

„Sie müssen sofort nach Ars-Laquenery hinüberreiten, wo Sie den General \*\*\* treffen werden,“ sagte er ihm in geschäftiger Eile. „Hoffentlich ist Ihr Pferd noch frisch genug dazu?“

Mar bejahte dies, obgleich er seinem braven, in dieser Zeit vielfach in Anspruch genommenen Thiere gern Ruhe gegönnt hätte. Er hatte bis nach dem genannten Dorfe über eine Meile zurückzulegen, obenein in einem Terrain, das ihm nur nach der Karte bekannt war, auch von den dortigen Truppenstellungen wußte er nur wenig; aber ein Ordnonanzoffizier muß sich überall zurechtzufinden verstehen. Eine weitere Bedeckung wurde ihm nicht angeboten, vielleicht weil man annahm, daß er damit schon hinreichend versehen sei, und er machte sich mit seinen Manen allein wieder auf den Weg.

Um von Saint-Barbe nach Ars-Laquenery zu gelangen, muß man die beiden großen Straßen kreuzen, die, etwa eine halbe Meile vor Metz sich von einander abzweigend, nach Saarlouis und über Saint Avold nach Saarbrücken führen. Die Höhen, welche das rechte Ufer der Mosel begleiten, sind hier bedeutend und bilden vielfache Schluchten, die Abhänge werden theils von Weinampflanzungen und Obstgärten, theils von Waldungen bedeckt, zwischen denen sich viele einzelne Gebäude, oft recht hübsche Landhäuser, und größere Ortschaften befinden. Für einen mit der Gegend nicht ganz Vertrauten ist es wahrlich nicht leicht, sich hier, besonders zur Nachtzeit, zurechtzufinden.

So viel Mar von Hellsdorf sich von seinem Reconnoßcirungsritte und dann dem Gefechte am 14. entsinnen konnte, mußte das düstere Haus gar nicht weit links ab von der Richtung, die er jetzt einschlug, liegen, und wäre ihm nicht besondere Eile anempfohlen worden, so würde er gern die Gelegenheit benützt haben, sich zu erkundigen, wie es jetzt dort aussah, vorausgesetzt, daß daselbst noch preussische Soldaten ihr Quartier hätten, was sich allerdings nicht mit Sicherheit annehmen ließ.

Ehe er in den Sattel gestiegen war, hatte er noch einen

aufmerksamen Blick auf die Specialkarte der Gegend, die er bei sich führte, geworfen und sich die Wege möglichst fest einzuprägen gesucht; im Uebrigen hoffte er sich bei den Lagerplätzen, deren Feuer man an hundert Stellen weit hinaus in die Nacht leuchten sah, oder bei ihm begegnenden Patrouillen weiterfragen zu können.

Für einen scharfen Ritt war die Nacht ganz gemacht; die Kälte machte sich dabei nicht empfindlich fühlbar und erhielt doch Mann und Pferd frisch; es war hell genug, um den Weg eine genügende Strecke weit zu übersehen, und das eigenthümlich romantische Bild regte die Phantasie in angenehmer Weise an; der junge Offizier fühlte sich freier und leichter wie seit längerer Zeit.

In der That stieß er wiederholentlich auf Patrouillen zu Fuß und zu Pferde, die ihm, nachdem man sich gegenseitig angerufen und verständigt hatte, auf das Bereitwilligste Auskunft über den von ihm einzuschlagenden Weg gaben, endlich sogar auf ein paar Dragoner, welche in Ars-Laquenerie im Quartiere lagen und jetzt wieder dahin zurückkehrten; der Weg war ihnen deshalb genau bekannt, und er schloß sich ihnen gern an.

Diese Patrouille wurde von einem jungen Freiwilligen geführt, der dem gebildeten Stande angehörte und mit dem der Premierlieutenant sich in ein längeres Gespräch einließ. Der junge Mann nahm keinen Anstand, über den ihm zu Theil gewordenen Auftrag, den er jetzt für erledigt hielt, zu berichten.

Man müsse höheren Ortes wohl Nachricht erhalten haben, erzählte er, daß Spione in und aus der Festung gelangten, die wichtige Nachrichten vermittelten; so sollten die Husaren neulich einen Franziskanermönch aufgefangen haben, der einen Brief des Marschalls Bazaine an Mac Mahon bei sich gehabt, ein Anderer hätte im Werke seiner Taschenuhr eine auf photographischem Wege unendlich verkleinerte Depesche geführt. Ähnliches sei wahrscheinlich auch jetzt im Werke und verrathen worden, denn viele Patrouillen seien entsandt worden, um die Wege, die aus der Festung führten, im Auge zu behalten und Jeden, der sich nicht vollständig legitimiren könne, zu arretiren.

„Aber,“ setzte der junge Mann lächelnd hinzu, — „es mag auch viel blinder Lärm dabei sein; wir haben seit acht Stunden

die ganze Gegend abgestreift und sind keiner lebenden Seele begegnet, die nicht die preussische Uniform trug; wer von den Landeseinwohnern nicht davongelaufen ist, hält sich in seinem Hause, und ich will mich dafür verbürgen, daß heute kein Spion unsere Linien passiert hat."

Max lächelte auch über diese Zuversicht des jungen Kriegers, die ein wenig nach persönlicher Eitelkeit schmeckte, aber er sagte Nichts dazu; das Thema von der Spionage interessirte ihn augenblicklich nicht besonders, erweckte sogar eine unerquickliche Erinnerung in ihm, indem er wieder an seine Erlebnisse in dem düsteren Hause dachte.

Es war bald Mitternacht geworden, als er in Ars-Laquer-  
nery eintraf und sich seines Auftrages entledigte. Eine Antwort hatte er nicht zurückzunehmen, und die Offiziere, die er hier antraf, luden ihn ein, sein Nachtquartier bei ihnen aufzuschlagen, was sich mit seinen dienstlichen Pflichten schon ganz gut in Einklang bringen ließ; aber er dankte bestens dafür, denn eine jener Ahnungen, von denen man sich selbst nicht Rechenschaft zu geben vermag, sagte ihm, schon der nächste Morgen könne für sein Corps Ereignisse bringen, von deren Theilnahme er nicht ausgeschlossen zu sein wünschte.

Nach einem kurzen Aufenthalte, den er zu seiner und seines Pferdes Stärkung bemüht hatte, trat er also den Rückweg an, den er jetzt ganz gut allein finden zu können glaubte. Es schien, als solle er jetzt wirklich bloß auf sein und seines Begleiters Erinnerungs- und Orientirungsvermögen angewiesen sein, denn die Feuer auf freiem Felde und die Lichter in den Häusern waren sämtlich erloschen, und obenein hatte sich noch ein ziemlich dichter Nebel eingestellt, wie ihn die herbstlichen Frühmorgen vor einem warmen und schönen Tage mit sich zu bringen pflegen.

Die Pferde trabten ziemlich schläfrig einher, und bei den Reitern machte sich auch die Müdigkeit geltend; es gab keine äußeren Eindrücke mehr, die irgend eine geistige Erregung herbeiführen konnten, die einförmige, farblose Umgebung wiegte sie in erschlassende Gleichgiltigkeit ein, und der Gedanke, daß ihnen noch irgend etwas Besonderes aufstoßen könnte, war gänzlich in den Hintergrund vor der instinktiven Sehnsucht, wieder nach ihrem jetzigen Daheim zu gelangen, getreten.

In einer solchen Stimmung und übrigens bei Nacht und Nebel ist es nicht sehr zu verwundern, wenn man einen ohnehin nicht recht bekannten Weg verfehlt, und die beiden Reiter machten auch bald die nicht sehr tröstliche Entdeckung, von dem ihrigen gänzlich abgekommen zu sein; sie befanden sich auf einem schmalen Pfade, der wohl nur für zur Feldarbeit gebrauchtes Fuhrwerk bestimmt gewesen war, obgleich in dieser Zeit Niemand daran dachte, sich um die verkommene, zum größten Theile niedergetretene Ernte auf den sich seitwärts erstreckenden Feldern zu bekümmern; man sah hier noch die deutlichsten Spuren von Bivouakplätzen, von großen marschirenden Colonnen zu Fuß und zu Pferde, von Geschützrädern, — hin und wieder lagen wohl auch noch halbverfaulte militairische Ausstattungsgegenstände da, — der in letzter Zeit anhaltende Regen hatte den Boden förmlich versumpft, und selbst auf dem noch einige Festigkeit bietenden Wege sanken die Pferde bis über die Fesselgelenke ein, so daß man ihnen nicht ohne Noth eine schnellere Gangart zumuthen dürfte.

Der Premierlieutenant verwünschte seine Unaufmerksamkeit und machte seinem Verdrusse in manchem Soldatenfluche Lust, auch der Ulan schüttelte, bei allem schuldigen Respecte, den Kopf und brummte in ähnlichem Tone nach; der Nebel, der sich gegen Anbruch des Morgens immer mehr verdickte und empfindlich naß und kühl niederschlug, gestattete ihnen kaum, ein paar hundert Schritte vor sich zu sehen, und die Richtung, in der man sich fortbewegte, ließ sich einstweilen gar nicht bestimmen; es blieb nichts Anderes übrig, als sich dem Zufalle zu überlassen, der endlich doch wohl wieder ein bewohntes Haus oder eine befreundete Patrouille entgegenführte.

Darauf ließ sich indessen ziemlich lange warten; es verging wohl eine Stunde, bis der Ulan darauf aufmerksam machte, daß sich gerade vor ihnen in dem einförmigen Grau ein dunkler Fleck zeigte, der allmählig die Form eines Gebäudes annahm, und nun stieß auch Max einen heinabe freudigen Ruf aus, denn er glaubte das düstere Haus zu erkennen; es wurde ihm klar, daß sie eine gute Strecke zu weit nach rechts abgekommen seien, aber der Fehler war noch nicht so groß, daß er sich nicht bald wieder einholen gelassen hätte.

Da der Zufall ihn nun einmal wieder hierher geführt hatte,

fühlte er sein Gewissen auch nicht weiter beschwert dadurch, wenn er einem Interesse nachgab, das er bisher doch nicht gut unterdrücken gekonnt hatte; er nahm sich vor, diesem Hause jetzt einen vorübergehenden Besuch abzustatten; von wem es zur Zeit auch bewohnt sein mochte, so hatte er einen Vorwand dafür, indem er sich nach dem Wege erkundigte.

Nirgends in dem Gebäude ließ sich durch die geschlossenen Läden ein Schimmer von Licht erblicken, Alles schien dort vollständig ausgestorben oder die Bewohner fest zu schlafen; daß Soldaten hier noch ihr Quartier hätten, ließ sich sehr bezweifeln, denn bei der Abgelegenheit des Hauses wäre es ihnen doch wohl von der Vorsicht geboten gewesen, eine Wache zu halten. War das Haus denn aber wirklich ganz leer oder die alten rechtmäßigen Besitzer dahin zurückgekehrt? —

Bei diesem Gedanken begann das Herz des Offiziers doch unwillkürlich lauter und schneller zu klopfen, und er konnte der Versuchung nicht länger widerstehen, sich über seine Zweifel Gewißheit zu verschaffen. Ganz ebenso wie damals, als er hier zum ersten Male angekommen war, ritt er bis dicht an die Hausthür und klopfte mit dem Griffe seines Säbels an, und einen Augenblick war es ihm, als müsse sich nun auch alles Uebrige wiederholen, was er damals erlebt hatte.

Eine kleine Weile verging, dann ließen sich auf dem Steinboden der Halle drinnen Tritte vernehmen, das Klappern von großen Holzpantoffeln, wie sie in jener Gegend vielfach getragen werden, und die Thür wurde entriegelt und aufgeschlossen; als sie sich mit einer gewissen zögernden Vorsicht, wie es schien, halb öffnete, prallte Max beinahe zurück vor Ueberraschung, denn wirklich sah er den alten häßlichen und unheimlichen Burschen wieder vor sich, der ihn damals geöffnet hatte, und die ausgetrocknete Gestalt mit dem gelben, boshaften Gesichte erschien ihm bei der Beleuchtung durch die Laterne, welche der Mann in der Hand hielt, ordentlich gespenstisch. Aber schon im nächsten Momente wich die unangenehme Empfindung einer freudigen, denn er zweifelte nun kaum noch, daß er auch Eugenie de Montrouge wiedersehen würde.

Der alte François mochte, indem auch er ihn erkannte, nicht weniger betroffen sein; er fuhr sogar, als erwarte er von

dieser Wiederbegegnung nichts Gutes, sichtlich erschrocken zusammen und machte eine Bewegung, als ob er die Thür wieder schließen wollte; jedenfalls besann er sich aber, daß ein solches Benehmen einem preussischen Offizier gegenüber jetzt sehr übel angebracht sein möchte, und zwang sich, den freudig Ueberraschten und Höflichen zu spielen.

„Sie sind es, mein Herr Offizier?“ rief er mit einem freundlichen Grinsen, das ihn noch um Vieles häßlicher machte, zumal es nicht so schwer war, ihm die Unaufrichtigkeit anzusehen. „Sie haben unser Haus also nicht vergessen und erzeigen ihm noch einmal die Ehre Ihres Besuches? — Erlauben Sie mir, Sie im Namen meiner Herrschaft willkommen zu heißen.“

May hörte kaum auf die Worte des Alten; blickschnell war ihm der Gedanke durch den Kopf gefahren, er könne hier, wenn auch nur für den Rest der Nacht, Quartier verlangen und am Morgen dann Gelegenheit finden, Eugenie zu sehen und zu sprechen. Vor seinem Generale ließ sich dies schon rechtfertigen, denn die Pferde bedurften wirklich einiger Ruhe und er selbst wurde wohl auch gerade jetzt nicht nothwendig gebraucht; aber er erinnerte sich auch der Verrätherei, deren Opfer er hier schon einmal beinahe geworden wäre, und die Einladung des Alten klang ihm gerade wie eine gefährliche Lockspitze; in jedem Falle war Vorsicht geboten.

„Ihr habt keine Einquartierung im Hause?“ fragte er, nachdem er den ihm gebotenen Gruß kurz erwidert hatte.

„Schon seit acht Tagen nicht mehr; aber Sie wissen ohne Zweifel, daß eine ganze Infanterie-Compagnie in unserem Dorfe liegt?“

Dieser Angabe, die May sehr willkommen war, zu mißtrauen, lag kein Grund vor; der Mensch konnte sich nicht erlauben, die Unwahrheit zu sagen, da die Möglichkeit, sich davon zu überzeugen, so sehr nahe lag. Er schien als selbstverständlich anzunehmen, daß der Offizier nur gekommen sei, um das Haus zu betreten, und dieser, der sich nun ganz gesichert glaubte, entschloß sich auch schnell dazu. Indem er rasch aus dem Sattel stieg, sagte er:

„Ich beabsichtige die Gastfreundschaft Herrn de Montrouge's nicht zu lange in Anspruch zu nehmen und hoffe, ihm keine Un-



bequemlichkeiten zu machen, aber ein paar Stunden bedürfen wir und unsere Pferde nach einem langen Ritte schon der Ruhe. Habt nur die Güte, mir ein Plätzchen, wo ich nicht störe, und unseren Pferden den Stall anzuweisen; ich werde diese Ueber- raschung morgen bei der Herrschaft persönlich entschuldigen.“

„Sie werden gut thun, bei den Pferden zu bleiben,“ setzte er halbblaut hinzu, sich an den Manen wendend, der auch schon abgestiegen war und ihm den Zügel abnahm; — „machen Sie es sich dort so bequem wie möglich.“

„Ich verstehe vollkommen, Herr Lieutenant, hier zu Lande darf man immer nur mit einem Auge schlafen,“ erwiderte der Reiter, der recht froh sein mochte, sich nach dem anstrengenden Ritte ein paar Stunden ausruhen zu können, sich aber doch wohl über den plötzlichen Entschluß des Offiziers verwunderte und dem alten Francois einen unverhohlenen mißtrauischen Blick zuwarf.

May war im Begriffe, den Manen mit den Pferden zu begleiten, um sich zuerst selbst den Stall anzusehen, und wartete nur noch auf die Führung des Dieners, dieser aber rührte sich noch nicht von der Stelle; er glaubte vielleicht, wenn er ein Mißverständniß, das hier auf Seiten des Offiziers vorlag, aufklärte, die ungebetenen Gäste sogleich wieder loswerden zu können.

„Ah, mein Herr Offizier,“ begann er wieder, — „Sie wünschten also den Herrn Chevalier zu sprechen? — Da bedauere ich sehr, Ihnen die Mittheilung machen zu müssen, daß er gar nicht anwesend ist. Er verließ sein Haus schon an dem Tage vor der großen Schlacht, die am 14. in dieser Gegend stattfand —“

„Und das Fräulein?“ unterbrach ihn rasch der Premier- lieutenant, der sich plötzlich so enttäuscht sah, sein wahres Interesse unbedacht verrathend.

„Mademoiselle ist natürlich dem Herrn gefolgt; ich befände mich ganz allein in diesem Hause, das wieder zu erreichen mich keine geringe Mühe und Gefahr gekostet hat, denn auch ich —“

„Und wo befindet sich Eure Herrschaft jetzt?“

„Ich weiß Ihnen auch dies leider nicht anzugeben; sie flüchteten sich, als Ihre Tuppen anrückten, zuerst nach der Stadt, wohin auch ich sie begleitete; von dort aus sandten sie mich wieder zurück, um den Herren, die etwa hierher kommen sollten,

aufzuwarten und unser Eigenthum möglichst vor Schaden zu behüten; ich vermuthete, daß sie, bevor die großen Ereignisse eintraten, noch Gelegenheit gefunden haben, sich nach Paris zu begeben, — man sprach wenigstens diese Absicht aus.“

Max biß sich auf die Lippen; die Hoffnung, der er sich eine Weile hingegeben hatte, war ihm verloren gegangen, aber eigentlich hatte er ja auch nichts Anderes erwarten gekonnt. Uebrigens fühlte er, daß er sich vor dem Alten eine Blöße gegeben hatte, und wollte dieselbe dadurch, daß er seinen Entschluß wieder änderte, nicht noch offener legen; vielleicht dachte er auch, könne der Mensch ihm noch weitere Auskunft geben, wenn er Zeit und Gelegenheit fände, ihn vertraulicher zu machen.

„Ich bedauere, Eure Herrschaft nicht begrüßen zu können,“ meinte er; — „da ich ihr nun um so weniger zur Last zu fallen brauche, werdet Ihr wohl so freundlich sein, für unser Unterkommen bis nach Tagesanbruch zu sorgen.“

„Gewiß, Herr Offizier; der Chevalier hat mich beauftragt, jeder Requisition auf das Bereitwilligste nachzukommen. Er und Mademoiselle haben so lange in Deutschland gelebt, daß sie große Achtung und Theilnahme für dieses Land und sein Volk fühlen, und ich bin überzeugt, daß sie sehr die Verhältnisse bedauern, die sie nöthigten, sich von hier zu entfernen.“

So sprechend, ging der Alte mit seiner Laterne voraus nach dem Eckthurme, in dem sich, wie schon früher erwähnt, der Pferdestall befand. Derselbe war jetzt leer und bot ein sehr gutes Unterkommen für die Thiere der beiden Reiter dar; auch einige Futtermittel waren vorhanden, und der Man wußte sich schnell einzurichten und beanspruchte für seine eigene Person nur eine Flasche Wein, die François ihm auch zu bringen versprach.

Dann führte der Letztere den Lieutenant in das Haus zurück, wobei er ihm in dienstfertig freundlichem Tone erzählte, er habe bei seiner Rückkehr aus der Stadt das ganze Gebäude voll Preußen gefunden, sich mit denselben aber sehr gut zu verständigen gewußt; sie hätten nichts Ungebührliches verlangt und seien überhaupt bewunderungswürdige Soldaten; auch er, setzte er, offenbar in der Absicht, dem Offizier Vertrauen einzulösen, hinzu, sei ja, wie an seiner Sprache zu hören, ein halber Deutscher, und es sei ihm ganz gleichgültig, wer hier zu Lande regiere;

dann ließ er sich noch auf eine Reihe politischer Erörterungen ein, die ganz verständig, aber in Maxens Ohr doch nicht recht aufrichtig klangen.

Wie Max bemerkte, war die Ordnung in den Zimmern wieder ziemlich hergestellt; man sah zwar noch Spuren, welche die preussische Einquartierung hinterlassen hatte, aber in roher Weise war hier nicht gehaust worden; die zerbrochenen Spiegel und Meubles in dem Speisezimmer, das jetzt aufgeräumt war, kamen, wie er recht gut wußte, auf Rechnung der Franzosen, aber der alte François hütete sich, dies auszusprechen, sondern meinte nur achselzuckend, der Krieg bringe das einmal so mit sich, womit er, da er keine Ahnung davon hatte, daß Max am 14. hier gewesen war, die Schuld also eigentlich auf die Preußen schob; der Premierlieutenant hielt es für überflüssig, dies zu widerlegen.

Der Alte wies ihm ein Gemach an, das er sogleich für ein Damenzimmer erkannte; er brauchte nicht erst zu fragen, wer früher hier gewohnt habe, und es versetzte ihn in eine eigenthümlich bewegte und erregte Stimmung, sich jetzt hier als Herr betrachten zu sollen. Wiewohl er sich körperlich einigermaßen ermüdet fühlte, empfand er doch nicht das Bedürfnis nach Schlaf und bat sich, auf die höfliche Frage François nach seinen Befehlen, noch eine Flasche Wein aus.

Der alte Mensch war ihm zuwider, weil er sich überzeugt hielt, daß dessen Freundlichkeit eine verstellte und erzwungene sei; auch hatte er ihn in fast gewissem Verdacht, daß er, ebenso wie der Chevalier, bei dem damaligen verrätherischen Ueberfalle im Dorfe theilhaftig gewesen; Dem nachzuforschen, lag aber jetzt nicht in seinem Plane, sondern er wünschte Näheres über die Verhältnisse Eugeniens zu erfahren, und da mußte er sich denn wohl sehr leutselig zeigen.

Als der Alte ihm den Wein brachte, — beiläufig gesagt, eine ganz vortreffliche Sorte, was wiederum dafür Zeugniß ablegte, daß seine Kameraden, die hier gewesen, nicht Alles fortgenommen, oder daß die Gastfreundschaft des Hauses gegen sie sich nicht gänzlich erschöpft hatte, — nöthigte er ihn, sich niederzusetzen, und füllte ihm ebenfalls ein Glas. Der Mann machte eine Menge Umstände, indem er sich besonders darauf berief,

daß er nur ein einfacher Diener sei, dem eine so hohe Ehre nicht gebühre; aber Mar glaubte recht gut zu bemerken, daß dieser Weigerung nicht allein Bescheidenheit zu Grunde liege, er erklärte sie sich dadurch, daß Jener in der That Nichts weniger als ein Freund deutscher Soldaten sei.

Es half Nichts; François mußte sich bequemen, ihm Rede zu stehen. Anlagen zu einem geschickten Diplomaten besaß der Premierlieutenant aber keineswegs, darin übertraf ihn der Alte jedenfalls und hatte ohne Zweifel seine Absichten längst durchschaut, so daß er auf die an ihn gerichteten Fragen seine Antworten sehr gut einzurichten wußte.

Es war nichts Wesentliches, was Mar von ihm herausbrachte; François versicherte auf das Heiligste, daß er von dem jetzigen Aufenthalte seiner Herrschaft gar keine Kenntniß habe, und stellte sich darüber sehr betrübt; über ihre sonstigen Verhältnisse sprach er sich auch nur so allgemein aus, daß Mar über den eigentlichen Charakter Herrn de Montrouge's gar nicht in das Klare zu kommen vermochte und ihn nur für einen wohlhabenden Privatmann halten konnte, und das Einzige, was ihn wirklich interessirte und allerdings auch sehr befriedigte, war, daß Eugenie de Montrouge, die einzige Tochter des Chevaliers, von dem Diener, der sie schon seit ihrer Geburt stets unter den Augen gehabt haben wollte, wegen ihrer verschiedenen Tugenden und Liebenswürdigkeiten bis in den Himmel erhoben wurde; das alte häßliche Gesicht François' verschönerte sich für ihn ordentlich dabei, als der Mann mit solch' anscheinender Herzlichkeit von dem jungen Mädchen sprach.

Aber dem Premierlieutenant lag doch noch eine Frage auf dem Herzen, wenn er sich des Plazes erinnerte, an dem er das jetzt in seinem Besitze befindliche Taschentuch gefunden hatte, und da der Alte allen Winkelzügen, die er versuchte, um auf das Diner der französischen Offiziere im sogenannten Schlosse zu gelangen, sehr geschickt auszuweichen verstand, blieb ihm nichts Anderes übrig, als gerade heraus auszusprechen, daß er am 14. während des Gefechtes das Haus schon wieder einmal betreten und welche Bemerkungen er dabei gemacht habe.

Es konnte ihm nicht gänzlich entgehen, daß François doch ein bißchen betroffen darüber erschien, aber derselbe faßte sich

schnell und versicherte, die französischen Offiziere seien als ungeladene Gäste gekommen und Herr de Montrouge mit seiner Tochter noch vor ihnen aufgebrochen, um sich nach Metz zu flüchten, sobald die erste Kunde von dem Anrücken der deutschen Truppen eingetroffen wäre; nachher möge es allerdings ziemlich wild hergegangen sein, setzte er mit einem Seufzer hinzu.

War der Alte wirklich müde oder langweilte ihn diese Unterhaltung, — er verrieth deutlich genug, daß er sich ihr zu entziehen wünschte, indem er Max immer wieder daran erinnerte, derselbe möge sich nach dem beschwerlichen Ritte doch niederlegen und ausruhen; seine kleinen scharfen Augen bewegten sich anstätt hin und her, er rückte immer wieder mit seinem Stuhle und gab überhaupt eine Unruhe kund, die dem Offizier beinahe verdächtig erscheinen konnte.

Es hatte in Maxen's Absicht gelegen, den Alten auch auf den ihm im Dorfe zugestoßenen Ueberfall zu führen, um sich zu überzeugen, ob er dabei in Verlegenheit gerathen würde; aber er verschob dies nun bis zu seinem Aufbruche, überkam ihn doch auf einmal wieder ein Mißtrauen, das ihm zuflüsterte, es sei besser, mit eigenen Augen zu beobachten, als sich auf Worte zu verlassen, die dieser Mensch ganz nach seinem Belieben drehen konnte.

Deshalb brach er plötzlich ab und erhob sich mit den Worten, er sei nun wirklich so müde geworden, daß er ein paar Stunden Schlaf suchen müsse, und Francois schien Nichts lieber zu hören, denn auch er sprang mit auffälliger Hast auf, als ob er bisher auf glühenden Kohlen gesessen hätte, und empfahl sich mit wenigen Worten.

„Hier ist nicht Alles in der Ordnung, wie es mich der Alte glauben machen will,“ mußte Max zu sich selbst sagen, indem er sich einer geheimen Besorgniß nicht erwehren konnte; — „sollte dieses Haus mir wieder ein gefährliches Abenteuer bringen? — Wahrhaftig, es war unvorsichtig von mir, an diesem entlegenen Orte mein Nachtquartier zu nehmen; ich habe nicht einmal die Gewißheit, daß das Dorf von den Unsrigen besetzt ist, und wenn Dem auch so wäre, so scheinen sie dieses Haus doch ganz außer Acht gelassen zu haben, wohl gerade, weil es eine so exponirte Lage hat, und zumal bei dem starken Morgennebel kann hier

alles Mögliche passiren, ohne daß sie dessen gewahr werden; die Frechheit der fanatisirten Bauern und des Gesindels, das sich Franctireurs\*) nennt, ist in letzterer Zeit schon weit gegangen. Aber jetzt sofort wieder aufbrechen? — Ihn, das sähe gar zu furchtsam aus, und ich bin überzeugt, daß es dem alten Kerl großes Vergnügen machen würde, dies seinem Herrn und Eugenien später in der lächerlichsten Färbung mitzutheilen. Ach was! ich habe ja meinen Revolver bei mir, und wenn in der stillen Nacht hier ein Schuß fällt, müssen sie ihn deutlich im Dorfe hören!“

Dadurch fühlte er sich indessen doch nicht vollständig beruhigt, wenigstens hätte er gern noch einmal den Alanen gewarnt, obgleich er denselben als einen zuverlässigen und hinreichend gewikten Menschen kannte. Er trat an eines der Fenster und öffnete vorsichtig und geräuschlos den einen Laden, in der Hoffnung, den Eingang des Stalles im Auge behalten und dem Soldaten vielleicht ein Zeichen geben zu können; aber der alte Thurm lag so weit seitwärts, daß er sich ganz aus dem Bereiche seiner Blicke befand. Die Fenster dieses Zimmers öffneten sich nach der dem Dorfe abgewandten Seite, auf die vom Walde begrenzten Felder hin, über welche jetzt noch immer die dicke graue Nebeldecke breitete, und er erinnerte sich, daß ziemlich unter ihm sich eine kleine Hinterpforte, die er damals flüchtig gesehen, befinden müsse.

Er hatte das Licht gelöscht und die Thüren, die in sein Zimmer führten, verriegelt; ein überraschender Anfall auf seine Person war also nicht zu befürchten, indessen beunruhigte er sich doch wegen der Pferde und des Alanen und beschloß, sich gar nicht niederzulegen.

Das Gespräch mit dem Alten hatte ihn auch insofern erregt, als es ihm Eugenien's Bild wieder recht lebhaft vor die Augen führte, und wenn er daran dachte, daß sie ohne Zweifel in diesemselben Zimmer gewohnt habe, so gerieth seine Phantasie in unwiderstehliche Versuchung, sich ihr Treiben an diesem Orte auszumalen, sich überhaupt mit ihrer Person zu beschäftigen. Wie wenig er auch sonst geneigt war, sich auf die Aufrichtigkeit

\*) Freischützen.

des alten François zu verlassen, so nahm er, sonderbarer Weise, doch gerade Das, was derselbe ihm über das junge Mädchen gesagt hatte, als eine unumstößliche Wahrheit an; danach schämte er sich des Verdachtes, der in ihm einmal gegen sie aufgetaucht war, und bat ihr denselben innerlich recht herzlich, mit einer halb freundigen, halb wehmüthigen Empfindung ab.

Die Situation war überhaupt ganz geeignet, sich in eine tiefe, schwärmerische Träumerei zu versenken: das Gemach eines schönen, weiblichen Wesens, dem man ein besonderes Interesse zuträgt, in dem man die Lust, welche dasselbe umweht hat, noch einzuathmen sich einbilden kann, die Ahnung, wenigstens die Möglichkeit einer unbestimmten Gefahr, die trübe, graue Nebellandschaft draußen, in die sich so viele Phantasiegestalten hineinzaubern ließen. Auch die körperliche Abspannung trug dazu bei, den Vorstellungen des Geistes ein um so weiteres Feld einzuräumen; die wachen Träume gingen allmählig, ohne ihre Gestalten zu verändern, in die eines sanften Halbschlafes über, der sich wider allen Vorsatz aufdrängte.

Dennoch mußte das Ohr instinktmäßig gelauscht haben, denn Max, der sich in einen Lehnstuhl am Fenster niedergelassen hatte, fuhr plötzlich heftig zusammen, war es ihm doch, als hätte die Stubenthür in den Angeln geknarrt. Seine erste Bewegung war, den Revolver, den er neben sich auf das Fensterbrett gelegt hatte, zu ergreifen, dann blickte er sich verstört — er wußte wirklich nicht, ob und wie lange er geschlafen habe, — im Zimmer um, in dem doch schon eine schwache Dämmerung herrschte.

Kein, eine Thür seines Zimmers hatte sich nicht geöffnet, dieselben waren ja auch von innen verriegelt; seine Augen waren scharf genug, um sich sofort zu überzeugen, daß er sich noch allein, und Alles um ihn her in der alten Verfassung befand. Aber ein eigenthümliches Geräusch hatte er doch gehört; selbst aus tiefem Schlafe aufgeschreckt, weiß man oft ganz genau, ob ein solches Wirklichkeit oder Traum gewesen ist.

Er wandte sich wieder dem Fenster zu und blickte hinaus; es war draußen noch ebenso trübe und grau wie vorher, aber — dieses Mal träumte er gewiß nicht, — gerade unter ihm, nur ein paar Schritte von der Wand des Hauses entfernt, erblickte er zwei dunkle Gestalten, dicht nebeneinander stehend. So

fort begriff er, daß er das Knarren der vorerwähnten Pforte gehört, und daß diese beiden Personen entweder soeben aus dem Hause gekommen oder im Begriffe seien, in dasselbe einzutreten. Da der alte François vorher versichert hatte, daß er sich ganz allein in dem letzteren befinde, und unter den vorliegenden Verhältnissen überhaupt lag die Vermuthung nur zu nahe, jene Beiden gingen auf heimlichen Wegen.

May konnte vom Fenster, das noch durch eine weite, dunkle Gardine bedeckt wurde, ganz gut beobachten, ohne daß er selbst gesehen zu werden riskirte, da es im Zimmer finster war. In dem einen der beiden Männer hatte er bald François wieder erkannt, der Andere, der ihm den Rücken zuehrte, trug eine blaue Blouse und war ganz wie ein gewöhnlicher Landmann gekleidet, aber Figur und Bewegungen erinnerten ihn, wie es uns ja so häufig geht, an eine Person, die er in einem ganz andern Kreise schon gesehen zu haben glaubte.

Die beiden Männer sprachen so leise mit einander, daß er, selbst wenn das Fenster geöffnet gewesen wäre, wohl kein Wort davon verstanden haben würde, desto lebhafter gesticulirten sie mit den Händen; es war vielleicht gar von ihm selbst die Rede, denn der alte Diener deutete ein paarmal nach den oberen Fenstern, so daß May jedesmal unwillkürlich schnell zurückfuhr.

Endlich schüttelten sie sich auf die vertraulichste Weise die Hände, und Der in der Blouse, der eine dampfende kurze Holzpipe im Munde trug, schlenderte, die Hände in die Hosentaschen steckend, gegen die Felder hinaus in einer Weise, als ob er sich auf einem durchaus unverdächtigen Wege befinde und hier in der Nähe zu Hause wäre. Damit wollte sich auch schon May beruhigen, obgleich der ganze Vorfall um diese frühe Stunde etwas Eigenthümliches hatte, als jener Mann sich noch einmal umdrehte und François, welcher, ihm nachblickend, stehen geblieben war, mit der Hand grüßend zuwinkte.

In diesem Momente hätte May von Hellborff sich beinahe vergessen und einen Ruf der Ueberraschung ausgestoßen; kaum traute er seinen Augen, und doch war Jener nicht so weit entfernt, daß ihn dieselben täuschen konnten. War es nicht der Chevalier de Montrouge in eigener Person, der in einer Bekleidung soeben aus seinem Hause getreten war, und hatte Fran-



gois nicht behauptet, sein Herr müsse jetzt weit entfernt sein, wohl in Paris? —

„Dahinter steckt ein Verrath, irgend eine gefährliche Heimlichkeit!“ fuhr es dem jungen Offizier blickschnell durch den Kopf; — „man würde die Beweise dafür finden, wenn man sich der dieses Mannes bemächtigte!“

Unwillkürlich hatte er wieder nach seinem Revolver gegriffen und machte schon einen Schritt gegen die Thür, um hinauszueilen und dem Chevalier zu folgen; die ganze Abneigung und das Mißtrauen, das er gegen den Letzteren seit dem Vorfalle im Dorfe empfunden hatte, traten vor seine Seele und machten es ihm zur Gewißheit, daß hier Etwas im Werke sei, das zu hintertreiben ihn eigentlich seine Pflicht aufforderte.

Er dachte indessen auch sogleich weiter, und sein Fuß blieb wieder wie festgebannt. Wenn der alte François ihn über den Aufenhalt des Chevaliers getäuscht hatte, so wahrscheinlich auch über den Eugenie's; es ließ sich kaum annehmen, daß Vater und Tochter sich so weit getrennt haben sollten. War Eugenie nun etwa gar noch in diesem Hause versteckt? — Und wenn er dann ihren Vater arretirte und denselben eines Verrathes überwies, auf den das Kriegsgericht die Kugel oder den Strick setzte, — war er einmal so weit gegangen und hatte die Gewißheit gewonnen, daß Herr de Montrouge schuldig sei, dann mußte er ihn auch diesem Gesetze preisgeben, — wie konnte er dann noch der Tochter unter die Augen treten? — Oder wenn sie selbst gar die Hand im Spiele haben sollte? — hatte er sie doch schon einmal stark im Verdacht gehabt, daß sie ihn in Betreff des französischen Obersten absichtlich mit Geschick getäuscht habe. Wenn Dem wirklich so war, — er dachte mit heimlichem Schauder an die Gefahr, der sie sich auf diese Weise aussetzen konnte, — dann handelte sie gewiß nur in der Ueberzeugung, recht zu thun, eine Pflicht gegen ihr Vaterland zu erfüllen, und dafür sollte er gerade das schöne, edle Wesen einem schmählischen Tode, mindestens einer rauhen Behandlung, unter der es zusammenbrechen mußte, überliefern?

Unentschlossen legte er den Revolver wieder aus der Hand und faßte sich so fest an die Stirn, als ob er gewaltsam einen Gedanken herauspressen wollte, wie er unter diesen Umständen

handeln könne und müsse. Hätte es ihm geholfen, jetzt auf der Stelle den alten François zu rufen und in ein strenges Verhör zu nehmen? — ohne Zweifel würde der verschämte Mensch auf die glaubwürdigste Weise geaugnet haben, und es wäre ihm doch nichts Anderes übrig geblieben, als den Mann in der Blouse zu verfolgen, der in dem Walde, wenn einmal Zeit verloren gegangen, wohl schwerlich wieder aufzutreiben gewesen wäre; oder sollte er das ganze Haus durchsuchen, um Eugenie zu entdecken, und was konnte er dann ihr, sie ihm dann sagen?

Auf alle diese Fragen war so schwer eine befriedigende Antwort zu finden, daß er sie gewaltsam von sich zu stoßen versuchte.

„Ich bin ein Thor!“ jagte er zu sich selbst; — „meine erregte Phantasie, die vom Schlafe noch halbgeblendeten Augen haben mir blos einen Streich gespielt; wie könnte ich auch bei diesem Rebel, vom Fenster herab das Gesicht des Chevaliers auf vierzig bis fünfzig Schritte Entfernung wiedererkennen? — ich habe den Mann ja überhaupt nur einmal in meinem Leben gesehen und, wenn ich es mir aufrichtig gestehe, meinem Gedächtnisse mehr die Züge seiner Tochter wie die seinigen eingepägt. Es wird ein Bauer aus dem Dorfe gewesen sein, der auf seine Felder hinausging; — aber um diese Stunde? und was hatte er mit dem alten François zu verhandeln? — Der alte Mensch war vorher schon so sichtlich unruhig und gab sich alle Mühe, von mir loszukommen. Ganz richtig ist die Sache in keinem Falle! — Die Posten im Dorfe werden die Bauern nicht so bei der Nacht umherschleichen lassen, — sie müssen wenigstens gewarnt werden; es ist meine Pflicht, den Kerl hier im Hause zur Rede zu stellen!“

Aber er zögerte doch noch; er dachte auch an die Mittheilungen, die ihm in der Nacht der Freiwillige von den Dragonern gemacht hatte, daß man einer Spionage in der Gegend auf der Spur sei, und doch fürchtete er sich fast, eine Katastrophe herbeizuführen, weil er eine Person darein zu verwickeln sich scheute, für die er das wärmste Interesse nicht verleugnen konnte.

Der Kampf dauerte eine geraume Weile, dann siegte aber das Pflichtgefühl; wer konnte wissen, welches Unheil durch dieses heimliche Treiben über Hunderte seiner Kameraden verhängt

wurde? — er durfte die Verantwortung dafür nicht auf sich laden. So faßte er den Entschluß, den alten Diener sofort aufzuzuchen und ernstlich in das Verhör zu nehmen; fand er etwas wirklich Verdächtigendes, so mußte er ihn verhaften, in anderem Falle wollte er sogleich seinen Ritt fortsetzen und die Wache im Dorfe wenigstens auf das düstere Haus aufmerksam machen; in jedem Falle war dann der Alte gewarnt und — mit ihm vielleicht eine Andere.

Da er vollständig angekleidet geblieben war, brauchte er keine Zeit mehr zu verlieren; mit einem fast wehmüthigen Blicke nahm er von dem Zimmer, in dem er höchstens zwei Stunden zugebracht hatte, Abschied und verließ es. Er wußte nicht, wo François schlief, und mußte deshalb, unten in der Halle angekommen, laut dessen Namen rufen; der Alte kam aber nicht, trotzdem er dies wiederholte. Er öffnete ein paar Thüren und fand auch ein Kämmerchen, in dem sich ein Lager befand, das, nach einigen daneben aufgehängten Kleidungsstücken zu schließen, dem Diener gehören mußte; es war augenscheinlich in dieser Nacht gänzlich unberührt geblieben, was den Verdacht noch bestätigen konnte; was hatte der Alte getrieben, wenn er sich nicht zum Schlafe niederlegte? —

Noch einmal stieg Max die Treppe hinauf und ging durch alle Gemächer, die er auch geöffnet fand; wenn er dabei von einer stillen Hoffnung oder Befürchtung begleitet wurde, daß er Eugenien begegnen könne, so sollte dieselbe doch keine Erfüllung finden, und da ihm auf diese Weise fast kein Winkel des Hauses verborgen blieb, mußte er zu dem Schlusse kommen, daß er sich in Bezug auf ihre Anwesenheit wenigstens geirrt habe.

Kurz, der alte François blieb verschwunden, und es ließ sich beinahe annehmen, daß er, durch den ernstern Ruf des Offiziers aufgeschreckt und argwöhnend, daß er und sein Genosse belauscht worden seien, das Weite gesucht habe.

„Desto besser!“ dachte Max bei sich; — „ich würde von ihm doch nicht die Wahrheit erfahren haben; die Bewohner dieses Hauses, wer sie zur Zeit auch sein mögen, sind nun gewarnt, und ich brauche auch nicht den geringsten Anstand mehr zu nehmen, den Kameraden im Dorfe Vorlicht anzuempfehlen.“

Den Mlanen fand er wachend bei den Pferden; derselbe

war durch Nichts beunruhigt worden und blickte seinen Offizier ziemlich verwundert an, als dieser ihm jetzt schon befahl, sich wieder zum Ausbruche zu rüsten. Es war noch nicht vier Uhr, als Beide das düstere Haus wieder verließen, noch e ohne in lebendes Wesen in demselben erblickt zu haben; die Thüren blieben weit offen stehen.

In dem Dorfe lag wirklich eine Infanterie-Compagnie, und die Reiter wurden alsbald von einem Doppelposten, der in der Allee stand, angerufen. Der Premierlieutenant ließ sich von diesem das Quartier des Hauptmanns bezeichnen und machte demselben, der noch im Bette lag, seine Visite. In Kürze theilte er ihm, soweit er es für nöthig erachtete, den Verdacht, den er gegen das düstere Haus hegte, mit, wobei er aber den alten François möglichst zu schonen bat, da er nichts Positives anzugeben vermöge; der Hauptmann meinte, er habe das außer dem Wege liegende alte Gebäude gar nicht beachtet, wolle es aber nun durch eine kleine Abtheilung besetzen lassen, und bedankte sich bestens für die Warnung.

Die Sonne ging nun bald auf, und es versprach ein wunderschöner warmer Tag zu werden. Mar von Hellborff war bald wieder in den von Cantonnements und Bivouacs belegten Rayon gekommen, und überall begann sich ein Treiben zu entwickeln, wie in Friedenslagern. Die Cavalleristen und Artilleristen putzten und fütterten ihre Pferde, die Infanteristen reinigten ihre Kleidungsstücke und das Lederzeug, an den neuentzündeten Feuern wurde der Morgenkaffee gekocht und dabei manches lustige oder schwermüthige Soldatenlied gesungen. Die beiden Reiter mußten doch wohl etwas übernächtig aussehen, denn man betrachtete sie mit neugierigen Blicken, und mehrere Male mußte Mar mit ihm begegnenden Offizieren Grüße austauschen und wenigstens flüchtige Auskunft über Woher und Wohin geben. Obgleich man noch in den letzten Tagen vielfach von einem bald bevorstehenden Ausfalle der Franzosen gesprochen hatte, schien das schöne Wetter heute Alle auf ganz andere Gedanken gebracht zu haben; es war nirgends mehr die Rede davon.

Noch bei guter Zeit langte Mar von Hellborff in seinem Quartiere an, stattete, da er den General nicht stören wollte, einem höheren Offizier des Stabes seine Meldung ab und begab

sich dann in seine Wohnung, um ein paar Stunden lang die verdäunte Nachtruhe nachzuholen; er fühlte sich im Ganzen doch abgesspannt und schlief auch wirklich bald ein.

Es mochte ungefähr acht Uhr Morgens sein, als plötzlich Trommeln, Hörner und Trompeten im Dorfe das Alarmsignal gaben; dasselbe kam von den gegen die Festung hin vorliegenden Ortschaften und trug sich schnell auf der ganzen Linie weiter, Adjutanten und Ordonanzen sprengten von dorthier in tausender Carriere heran, und überall verbreitete sich der Ruf: „Die Franzosen fallen aus!“

Es lag indessen durchaus nichts Schreckhaftes in diesem Lärmen, und wenn es dem Auge eines militairischen Laien ein paar Minuten lang wie Verwirrung erscheinen mochte, als die Soldaten mit ihrem Gepäck und Waffen aus den Häusern gestürzt kamen und sich gegenseitig zuriefen, was es gäbe, als einzelne kleine Cavallerieabtheilungen über die Felder jagten, um sich zu sammeln, und ein paar Batterien im scharfen Trabe sich rücksichtslos einen Weg durch das Getümmel bahnten, so war doch nach kürzester Zeit Alles schon in der besten Ordnung, um den Feind zu empfangen oder ihm entgegen zu gehen, und wiederum sich die Herrschaft der besten Disciplin überall zeigte, machte sich doch auch der fröhlichste und zuversichtlichste Humor der Soldaten geltend; man merkte, daß Offiziere und Soldaten sich ordentlich erleichtert durch die Aussicht fühlten, eine Abwechslung von dem langweiligen Leben der letzten Tage und Wochen zu finden.

Noch sah man den Feind nicht, aber bereits fielen einzelne Kanonenschüsse in der Entfernung; dumpf und schwer dröhnend von dem nach dieser Richtung hin vorgehobenen Fort Saint-Julien, heller und schärfer beantwortet durch die preussischen Feldgeschütze, die auf den Höhen vor den Dörfern Chieulles, Barm, Faily und Servigny bis Noisseville postirt waren. Dann ließ sich auch das Knattern des kleinen Gemehrs vernehmen, und gegen den reinen Himmel stiegen weiße Rauchwölkchen hinter jenen Höhen, wo sich das mit Gärten und Weinanpflanzungen bedeckte Thal der Mosel ausbreitete, auf.

Die Franzosen waren in der That mit großen Infanteriemassen — man schätzte ihre an diesem Tage zur Action kommenden Kräfte auf drei Armeecorps, — rasch aus ihren Lagern

und Verschanzungen vorgebrochen und hatten sich, unterstützt von dem Feuer der schweren Geschütze in dem genannten Fort, gegen die vorerwähnten Dörfer, welche das 1. preussische Armee-corps (Ost- und Westpreußen) besetzt hielt, gewandt. Wenn sie es auf eine Ueberraschung abgesehen hatten, so mißglückte dieselbe vollkommen, denn sie fanden die Preußen, die ihre Stellungen, wie schon gesagt, zu verschanzen Zeit genug gehabt und in dieser Beziehung Nichts versäumt hatten, kampfbereit und voll muthiger Erwartung; die Artillerie feuerte wohlgezielte Schüsse in die Lücken ihrer Colonnen hinein.

Indessen war die französische Uebermacht hier doch unverhältnißmäßig groß, und der Oberbefehlshaber Prinz Friedrich Carl, der den Kampf von dem höchsten Punkte der Umgegend beobachtete, — es war dies das früher erwähnte Observatorium bei dem Dorfe Marange auf dem linken Moselufer, nördlich von Metz, — sandte zunächst die Landwehrdivision von Kummier dem ersten Armee-corps zu Hilfe, damit sie auf des Feindes linken Flügel drücke, ließ das, sich der linken Flanke des 1. anschließende 7. Corps (Westfalen) alarmiren und theilweise näher heranziehen und die hessische Division mit einer Cavalleriebrigade und sechs Batterien über die Mosel gehen und sich, nördlich von Metz, bei Artilly, als Reserve aufstellen; von der letzteren kam nur die Artillerie in den Kampf, der um die Mittagszeit auf das Heftigste entbrannt war.

Mar von Hellendorff war ziemlich unsanft aus seinem kurzen Schummer erweckt worden, nichtsdestoweniger aber bald wohlgenuth zur Stelle in der Suite seines Generals, die bis auf jene Höhen vorging, von denen die preussische Artillerie herabdonnerte. Unzählbare, dichtgedrängte französische Truppenmassen standen auf dem Plateau hinter Fort Saint-Julien, und immer wieder erfolgten neue mächtige Vorstöße von Infanterie und Artillerie, besonders auf und nördlich der großen Straße, die über Noisseville und später Les Etangs nach Saarlouis führt. Aber an der Ruhe und Festigkeit der ostpreussischen Infanterie und dem fast keinen Schuß verfehrenden Feuer der Artillerie scheiterten alle diese Angriffe, und die Sturmcolonnen zerstäubten am Fuße der Anhöhen immer wieder wie die gegen einen Felsen anprallenden Wogen des Meeres; die Preußen wichen keinen Fuß

breit aus ihren Stellungen, wenigstens wurde jeder kleine Vortheil, den die Franzosen durch Uebermacht an einzelnen Stellen erlangten, ihnen sofort wieder abgenommen.

Es wurde heiß und während des ganzen Tages fast ohne Unterbrechung gekämpft, am heftigsten etwa um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr Nachmittags; dann zogen sich die Franzosen, wohl das Vergebliche ihrer Bemühungen einsehend, so weit unter den Schutz ihrer Festungskanonen zurück, daß ihre Spitzen noch etwa zweitausend Schritte von den preussischen Stellungen entfernt blieben; von 6 Uhr an feuerten nur noch die Geschütze vom Fort Saint-Julien gegen die preussische Artillerie, die wieder vorgerückt war und nun, das Gefecht auf Befehl abbrechend, sich in ihre alte Positionen zurückzog.

Nirgends hatten die Franzosen eine der letzteren genommen, aber ihre große Truppenanhäufung auf dem rechten Flußufer gebot noch immer Vorsicht gegen eine nicht unwahrscheinliche Wiederholung des Angriffes, und das 9. Armee-corps mußte noch am Abende über die Mosel gehen.

Es war schon finster geworden, als man auf der ganzen französischen Linie das preussische Signal zum Einstellen des Feuers blasen hörte, und fast schien es, als sei nun Alles zu Ende und der Feind zöge sich, durch die Dunkelheit gedeckt, wieder in seine Lager zurück. Die preussischen Soldaten waren sehr ermüdet; eine empfindliche Kälte stellte sich auch ein, und nach Mitternacht wieder starker Nebel; die Truppen rückten nicht in ihre Cantonnements und Bivouaks, sondern blieben in ihren Stellungen, wo sie mit dem Gewehr im Arme wohl oder übel einige Ruhe suchten.

Da ertönte eine halbe Stunde nach Mitternacht auf einmal wieder Gewehrfeuer auf dem linken Flügel des ersten Corps, und bald stellte sich heraus, daß die Franzosen in aller Stille vorgegangen waren, die Vorposten in den Schützengräben bei den Dörfern Retonfay und Flanville, die an der großen Straße nach Saarlouis liegen, überrumpelt, diese Orte mit dem Bajonnete genommen und sich dann auch Noisseville's und Servigny's, in nördlicher Linie von derselben Straße gelegen, bemächtigt hatten.

Jetzt lag die Gefahr vor, daß die Cernirungslinie wirklich

nach Nordosten hin durchbrochen werden könnte, und General vort Manteuffel, der Commandirende des 1. Corps, beschloß, die von den Franzosen besetzten Ortschaften noch in der Frühe des Morgens mit stürmender Hand wiederzunehmen. Noch vor sechs Uhr wurde Retonfay, das am weitesten östlich gelegene Dorf angegriffen und bald nach einem sehr hitzigen Gefechte genommen, in welchem die braven Ostpreußen Bajonnete und Kolben gebrauchten.

Die Division Kummer hatte sich von Norden her gegen Noisseville und eine daneben an der Straße nach Saarlouis liegende große Brauerei gewandt, Stellungen, welche vorher von den Preußen selbst so gut befestigt worden waren, daß ihre Erstürmung große Opfer kosten mußte. Die hessischen Batterien wurden hier herangezogen und feuerten so gut, daß bald mehrere Gebäude des Dorfes brannten, aber die französische Infanterie hielt sich tapfer und wollte nicht weichen, obgleich sie große Verluste erlitt; man konnte deutlich sehen, wie die Wagen mit Verwundeten eilig nach der Stadt zurückfuhren.

Die 18. Division Generals von Wrangel stand vor dem Dorfe Charly — im Norden an der Straße nach Bonzonville — in sehr fester Stellung und warf die hiergegen andringenden feindlichen Colonnen dreimal hintereinander, nachdem sie dieselben bis auf einige hundert Schritte hatte herankommen gelassen, mit einem furchtbaren Feuer zurück; das letzte Mal folgten die Preußen dem weichenden Feinde und trieben ihn in Unordnung bis nahe an Fort Saint-Julien zurück; das Dorf Chieculles wurde wieder besetzt und gehalten.

Zm Centrum, bei Faily, griffen die Franzosen auch mit großer Energie an, wurden aber immer wieder abgewiesen. Auf dem linken Flügel erstürmte die 28. Infanteriebrigade (von Schmeling) das Dorf Flanville, das in der Nacht verloren gegangen war.

Am heftigsten tobte der Kampf um das brennende Noisseville fort, und erst um halb zwölf Uhr Mittags gelang der Landwehrdivision die Erstürmung; auf der ganzen Linie wurde aber noch hier und da bis gegen vier Uhr gekämpft, um welche Zeit sich der Cernirungsgürtel wieder auf das Engste geschlossen hatte und die Franzosen überall im vollen Rückzuge waren, den die Kanonen ihrer Forts zu bedecken suchten.



Es war ein gewaltiger Kampf gewesen, von den Franzosen mit einer Art Verzweiflung geführt, von den ihnen an Zahl nicht gleichen Preußen mit einer Energie und Zähigkeit aufgenommen, die ihres Gleichen sucht; er hatte beide Theile sehr große Verluste gekostet. General von Manteuffel ließ auf der Stelle seinen wackeren Ostpreußen hohes Lob zu Theil werden, und Se. Majestät der König erkannte später ganz besonders die ausgezeichneten Leistungen des ersten Armeecorps an. Die übrigen an diesem Kampfe theilnehmenden Truppen, Theile des 9., des 7. Armeecorps und der großherzoglich hessischen Division, hatten sich nicht minder ausgezeichnet.

May von Hellborff hatte die ganze Affaire von Anfang bis zu Ende mitgemacht und war dabei kaum aus dem Sattel gekommen; in der Nacht war ihm wieder nur eine kurze Ruhe geworden, die er, den Zügel seines Pferdes um den Arm geschlungen, auf einem glücklicherweise erwischten Strohbündel unter freiem Himmel fand; er war todtmüde darauf hingefunken, und dieses Mal hatte sogar die Erinnerung an Eugenie de Montrouge nicht die Wirkung, den Schlaf, dessen er so nothwendig bedurfte, auch nur ein paar Minuten länger von ihm fernzuhalten. Der Alarm in der Nacht riß auch ihn wieder empor, und nun galt es einen sehr eiligen Ritt nach dem Hauptquartiere des Oberbefehlshabers, um die Meldung von dem Ueberfalle der Franzosen zu überbringen; der Prinz belobte ihn bei dieser Gelegenheit ganz besonders wegen der Schnelligkeit, mit der er seinen Auftrag vollzogen hatte.

Für den Feldsoldaten giebt es sehr verschiedene Arten, dem Ganzen die besten Dienste zu leisten und einen Anspruch auf Auszeichnung zu gewinnen; mit dem blanken Säbel ist es nicht immer gethan, oft zeigt sich, wie wir früher schon einmal erwähnten, der persönliche Muth auch mehr in passiver wie activer Pflichterfüllung; die ganze Cernirungsarmee vor Metz hatte dafür schon ein hervorragendes Beispiel abgelegt und sollte auch noch fernerhin dazu Gelegenheit finden.

May von Hellborff, der an diesen beiden Tagen nicht weniger als vier verschiedene Pferde ritt, weil die Kräfte der Marken Thiere erlahmten, während er die seinigen doch aufrecht erhalten mußte, war auch zu wiederholten Malen in das Feuer gekommen,

wenn er Befehle in die vordersten Linien zu überbringen hatte; als er sich am Vormittage des 1. September gerade bei einer der Batterien befand, welche das Dorf Roisseville beschossen, krepirte eine feindliche Granate in seiner unmittelbaren Nähe und verwundete sein Pferd so schwer, daß es niederstürzte und nachher erschossen werden mußte, um seine unheilbaren Leiden abzukürzen; er selbst blieb dabei unverletzt, war aber doch ein paar Minuten lang ganz betäubt gewesen.

An den beiden heißen Tagen schienen die Franzosen ihre Kräfte vollständig erschöpft zu haben, denn in den nächsten verhielten sie sich ganz ruhig, während die Preußen fortfuhren, ihre Stellungen noch mehr zu befestigen und sich auf das Bombardement der Außenforts vorzubereiten.

Einen hohen Jubel erzeugte die bald eintreffende Kunde von der Capitulation der Mac Mahon'schen Armee und der Festung Sedan, insbesondere von der Gefangennahme des Kaisers Napoleon; man würde die Kameraden von der 3. und 4. Armee, die so Großes vollbracht, wohl noch mehr beneidet haben, wäre der Sieg am 31. August und 1. September nicht gewesen, dessen Bedeutung sich gewiß auch nicht unterschätzen ließ.

Es ließ sich nun fast mit Gewißheit annehmen, daß Marschall Bazaine auf geheimen Wegen, trotz der engen Umschließung, von dem Anrücken der Mac Mahon'schen Armee benachrichtigt gewesen war und den Ausfall versucht hatte, um sich mit derselben in Verbindung zu setzen. In den nächsten Tagen langte aus dem königlichen Hauptquartier zu Rheims ein Stabsoffizier an, der den Auftrag hatte, den Marschall von den Ereignissen bei Sedan in Kenntniß zu setzen und ihm Vorschläge zur Uebergabe zu machen, und es hieß, Bazaine habe darauf in der schroffsten Weise erwidert, der Kaiser bekümmere ihn nicht, er habe allein in Metz zu befehlen. Wir wollen indessen die Wahrheit dieses damals allgemein verbreiteten Gerüchtes dahingestellt sein lassen; einstweilen dürfte auch die Thatsache genügen, daß Marschall Bazaine keine Anstalten machte, sich auf Unterhandlungen wegen der Uebergabe einzulassen.

Sonntag, der 4. September, war von dem Oberbefehlshaber der Armee vor Metz, Prinzen Friedrich Carl, zu einem Dankgottesdienste in den einzelnen Armeecorps bestimmt worden, und

darauf sollte die Vertheilung der Eisernen Kreuze erfolgen, welche der König, nach den ihm gemachten Vorschlägen, für diese braven Truppen als Belohnung bestimmt hatte.

Auf einem Wiesenplane, der im weiten Halbkreise von Waldung umgeben wurde, ungefähr hinter dem Centrum der langen Linie, da, wo am 1. September die Colonnen in den heißen Kampf marschirt waren, wo die umherschweifenden Blicke überall noch Spuren desselben zu finden vermochten, hatte man einen Altar errichtet, geschmückt mit Laub- und Blumenguirlanden und kriegerischen Emblemen; dahinter waren die Regiments-Musikcorps aufgestellt, im Halbkreise davor nahmen die Truppen-Abtheilungen, die meistentheils nur durch starke Deputationen vertreten waren, da die Cernirungslinie nicht zu sehr entblößt werden durfte, die ihnen bezeichneten Plätze ein, Offiziere und wehende Fahnen vor der Front.

Es war ein tief ergreifendes Bild, dessen Wirkung sich keiner der Anwesenden zu entziehen vermochte, als die trotzigen Kämpfer und Helden jetzt in feierlicher und frommer Stimmung, wie sie das Bewußtsein der sie umringenden Gefahren, das Dankgefühl, denselben bisher entgangen zu sein, die ernste Erwägung, daß schon die nächste Stunde vielleicht ihrem irdischen Treiben und Streben ein Ende machen könne, erzeugen mußten, ihre Häupter entblößten und vor dem Gotte beugten, dessen Gnade und Allmacht sie vielleicht noch niemals so klar und überzeugend begriffen hatten, wie in dieser Episode ihres Lebens; ja, die Noth lehrt beten, und die muthigsten Männer, die dem Tode täglich in das Angesicht zu sehen haben, ihm die nackte Brust bieten müssen, sei es im Gewühle der Schlachten, sei es auf hoher, sturmerregter See, finden den kindlichen Glauben an ein sie beschützendes höheres Wesen wieder, der in dem alltäglichen Leben so oft verloren geht und verleugnet, wohl gar verspottet wird. Diese Demüthigung der kräftigen, stolzen Männer aber, die wahrlich genügend bewiesen haben, daß sie nicht in feiger Furcht vor dem Tode oder vielleicht noch schlimmeren Schicksalen zurückschrecken, hat etwas Erhebendes und Ueberzeugendes, das selbst die Grundsätze des rohesten Sceptikers erschüttern wird, mag er den Mantel seiner Philosophie auch noch so fest um sich schlagen.

Die Musikcorps bliesen den Choral: „Nun danket Alle

Gott!" — und Tausende kräftiger Männerstimmen stimmten ein; der evangelische Feldprediger hielt eine kurze, ergreifende, den Verhältnissen angepasste Rede, — für die Katholiken wurde eine besondere Messe gelesen, — man pries den höchsten Lenker der Schlachten und gedachte in Wehmuth der gefallenen, unter fremder Erde ruhenden oder noch in den Lazarethen an schmerzhaften Wunden daniederliegenden Kameraden, auch der in der Heimath zurückgelassenen Lieben. Der Geist wahrer, prunkloser Frömmigkeit durchwehte die ganze Feierlichkeit, die wieder mit einem Chorale schloß.

Nachdem die kirchlichen Ceremonien beendigt, richtete der anwesende commandirende General seine Worte an die Truppen; in einfacher, klarer Weise erwähnte er der großen Ereignisse dieses Krieges, insbesondere der Betheiligung des Corps daran, dankte Offizieren und Soldaten für ihre Hingebung und verkündete, daß die Vertheilung der von Sr. Majestät dem Könige bewilligten Eisernen Kreuze jetzt stattfinden werde.

Wie begann nicht manches Herz zu klopfen, das mitten im heißesten Schlachtgewühle seinen ruhigen Schlag bewahrt hatte! Es standen hier so viele Tapfere, die sich einer ehrenden Belohnung wohl würdig halten durften, da ihnen die Gelegenheit geboten gewesen, durch besondere Auszeichnung die Blicke ihrer Vorgesetzten und Kameraden auf sich zu ziehen, — seine Schuldigkeit hatte ein Jeder gethan, aber Glück und Fähigkeiten bevorzugen doch immer Einzelne, — aber schwerlich konnte die beschränkte Zahl der zu vertheilenden Decorationen für sie ausreichen. Wir wollen uns nicht weiter darüber auslassen, warum ein im Kriege verdienter und verliehener Orden für den Soldaten einen mehr als imaginären Werth haben muß; es hatten sich bei Ausbruch dieses Krieges Vereine zur Belohnung hervorragender Waffenthaten gebildet, — durch Geldsummen, welche verdienten Unteroffizieren und Soldaten bei der Heimkehr aus dem Felde gezahlt werden sollten, — aber wie viel Anerkennungswerthes und Praktisches diese Idee auch haben mag, zweifeln wir doch keinen Augenblick, daß das wahrhaft soldatische Gefühl sich viel mehr durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes als durch jene beglückt fand. Wer für eine große, erhabene Idee sein Leben in die Schanze schlägt, der kann auch nur durch ein

Symbol derselben in befriedigender Weise belohnt und geehrt werden; mag es dem in seine bürgerlichen Verhältnisse heimkehrenden Krieger ohne Zweifel sehr willkommen und angenehm sein, wenn ihm seine dankbaren Mitbürger die Mittel geben oder wenigstens einen Beitrag dazu liefern, daß er sich in jenen eine Existenz, ein Geschäft gründe, so will uns der Ausdruck „Belohnung“ für eine solche Ehrengabe doch nicht richtig gewählt erscheinen.

Ein Lohn für den tapferen Soldaten liegt aber in der Anerkennung seines Kriegsherrn, der Achtung seiner Kameraden, welche der Orden auf der Brust gebietet, in dem Bewußtsein, dieses Ehrenzeichen sich erkämpft zu haben, in dem Stolge, mit dem er nach Verlauf langer Jahre darauf deuten und sagen kann: „Ich habe auch jene großen Ereignisse mitgemacht, und dies beweist, daß ich nicht Einer der Schlechtesten dabei war!“ — Zu bedauern, aber nicht zu vermeiden ist es, wenn solch' ein Ehrenzeichen einmal auf die unrechte Stelle kommt; auf dem richtigen Flecke ehrt es deswegen aber gewiß nicht weniger.

Daß wir mit diesen Bemerkungen der Ordensspielerei nicht das Wort reden wollten, mag man glauben; es war nur von Auszeichnungen des Kriegssoldaten die Rede.

Die zu Decorirenden wurden nun durch einen Generalstabs-offizier, nach der in seiner Hand befindlichen Liste, aufgerufen und mußten vortreten, um sich das Kreuz von dem Generale selbst, im Namen des Königs, auf die Brust heften oder übergeben zu lassen; es wurde dabei gar kein Rangunterschied gemacht, — Generälen und Soldaten wurde dabei dieselbe Ehre zu Theil, und sie standen nebeneinander.

Da strahlte manches Gesicht wie im hellen Sonnenschein, in dem Auge manches härtigen Unteroffiziers schimmerte eine Thräne, die ihm die Freude auspreßte und die er, in falscher Scham, sich doch heimlich wegzuwischen bemühte, Andere, die im Gliede stehen geblieben waren, blickten wieder traurig oder verdrießlich vor sich hin, denn die Reihe war nicht, wie sie gehofft hatten, an sie gekommen, aber — ein echt soldatischer Zug — sie ließen den häßlichen Neid nicht aufkommen, sondern trösteten sich damit: „Nun dann das nächste Mal!“

Zu den Aufgerufenen gehörte auch Max von Hellborn. Er

war überrascht dadurch; sein General, der zweifellos Kenntniß von der Bewilligung des Ordens für ihn gehabt, von dem jedenfalls der darauf bezügliche Vorschlag ausgegangen war, hatte das strengste Schweigen beobachtet, weil er ihm eine besondere Freude bereiten wollte. Darin hatte er sich auch nicht getäuscht; das Antlitz des jungen Offiziers glühte, als er vortrat, — er war bescheiden genug, die Auszeichnung, die ihn so hoch beglückte, für eine kaum verdiente zu halten, er befürchtete sogar ein Mißverständnis.

Der commandirende General überhob ihn indessen schnell dieses Zweifels, indem er mit deutlichen Worten aussprach, er sei zu dem Kreuze nicht allein wegen des in seiner Stellung als Ordonnanzoffizier stets bewiesenen besonderen Eifers, sondern auch wegen des kühnen Muthes, den er bei Gelegenheit der ersten Reconoscirungspatrouille gegen Metz gezeigt, vorge schlagen worden, und sein directer Vorgesetzter fügte nachher, indem er ihm herzlich die Hand schüttelte, hinzu, er danke ihm für die vielen guten Dienste, die er ihm geleistet.

Donnernde Hurrahs auf den König beschlossen diese militärische Feierlichkeit, bei der gewiß wenigen Zeugen der Wunsch fern blieb, sich eine gleiche Auszeichnung wie ihre jetzt decorirten Kameraden zu erwerben, womit im militairischen Interesse ein edler Racheifer erzielt wurde. Max von Hellborn stimmte von Herzen in den begeisterten Ruf ein; war er, wie wir andeuteten, mit dem Schicksale in letzter Zeit nicht immer ganz zufrieden gewesen, so fühlte die Brust, auf der er das Kreuz trug, sich jetzt doch wieder ganz leicht und frei, und sein Beruf schien ihm wieder Alles in sich zu schließen, was ihn zufrieden und glücklich machen konnte. —

### Ein Parlamentairritt und seine Folgen.

Im Stabsquartiere fand zu Ehren der ihm angehörenden neuen Ordensritter an demselben Sonntage ein solennes Diner statt, dessen Menu allerdings nicht zu reichhaltig sein konnte, aber es herrschten dabei vortreffliche Laune und herzliche Kameradschaft. Von der letzteren wurden auch Max von Hellborn die wohlthwendigsten Beweise; er war allgemein beliebt und gehörte zu den Glücklichen, die selten Neider finden, weil ihr offenes, anspruchsloses Wesen ein solches Gefühl gar nicht aufkommen läßt.

In Metz und den französischen Lagern mochte man auch den Sonntag feiern, denn im ganzen Umkreise fiel kein Schuß; die beiderseitigen Vorposten, die nur in so weiter Entfernung von einander standen, daß sie sich bequem beobachten konnten, hatten förmlich Frieden mit einander geschlossen; sie winkten sich wohl gegenseitig zu, daß keine Feindseligkeit zu besorgen sei, und erleichterten sich dadurch ihren Dienst.

Bei dem Ausfalle am 31. Aug. und 1. Sept. waren auf beiden Seiten Gefangene gemacht worden; in der Festung befanden sich deren zwischen sechs- und siebenhundert, die Marschall Bazaine übrigens alsbald zurückschickte, jedenfalls weil er nicht genug Lebensmittel hatte, um sie zu ernähren; preussischerseits erzeigte man ihm dagegen die Höflichkeit, für die er schwerlich viel Dank wissen konnte, eine gleiche Anzahl bei Sedan Gefangener von allen Corps und Regimentern, damit er über die dortige Niederlage gründlich unterrichtet würde, in die Festung auszuliefern.

Unter Anderen war am Abende des 1. September auch ein junger Offizier vermißt worden; seine Leute hatten ihn, als sie einmal schnell vor der französischen Uebermacht zurückweichen mußten, verwundet fallen gesehen, waren außer Stande gewesen, ihn mit sich zu nehmen, und als sie nachher den Platz wiedergewonnen, fanden sie ihn nicht mehr. Alle späteren Nachforschungen blieben ebenfalls vergeblich, und es ließ sich nur noch annehmen, die Franzosen hätten den Verwundeten zum Gefangenen gemacht und in die Festung gebracht.

Das Obercommando interessirte sich besonders für den Fall und hatte die Weisung erlassen, durch einen Parlamentair deshalb anzufragen. Dieser Befehl, über dessen Ausführung unverzüglich Bericht verlangt wurde, traf gerade im Stabsquartiere ein, als man sich dort von der Tafel erhoben hatte, und der General ersuchte den Lieutenant von Helledorff, nach Fort Saint-Julien unter Parlamentairflagge hinüberzureiten und daselbst ein Schreiben, welches die bezügliche Anfrage enthielt, an den Stadtcommandanten abzugeben.

Der Weg war nicht weit, in längstens anderthalb bis zwei Stunden konnte Max wieder zurück sein, und der General wie seine Kameraden sprachen die zuversichtliche Hoffnung aus, ihn dann in ihrem fröhlichen Gesellschaftskreise wiederzusehen.

Derselbe Ulan von der Stabswache, der dem Premierlieutenant vor einigen Tagen bei dem nächtlichen Ritte gefolgt war, und ein Trompeter von den Husaren machten dieses Mal seine Begleitung aus; an der Lanzenspitze des Ersteren wehte dieses Mal statt des schwarz-weißen Fähnchens eine umfangreiche weiße Flagge, welche bekannterweise überall den Parlamentair bezeichnet, oder vielmehr war dieselbe noch zusammengerollt, um erst entfaltet zu werden, wenn man in den Schußbereich der feindlichen Vorposten gekommen sein würde.

Es war ungefähr fünf Uhr Nachmittags, als Letzteres geschah, und ein ganz heller Tag, so daß die wehende weiße Fahne auf weite Entfernung sichtbar und kein Zweifel über Charakter und Absicht der drei Reiter möglich war; eine Gefahr konnte also nicht vorliegen, wenn der Kriegsgebrauch nicht absichtlich mißachtet und verletzt wurde, was allerdings an verschiedenen Orten in diesem Feldzuge, auch vor Metz, schon vorgekommen war. Die Reiter näherten sich in langsamen Schritten, und der Trompeter blies mit kurzen Pausen sein Stückchen, denn man war auf der deutschen Seite jetzt doch schon vorsichtig genug, jeden Vorwand zu einem Mißverständnisse zu benehmen.

Die französischen Doppelposten, Infanteristen, die den Rand eines niedrigen Weinberges besetzt hielten, verhielten sich auch ganz ruhig, der, welchem sich die Reiter zugewandt hatten, rief sie vorschrittsmäßig an, sie mußten halten, und nach Verlaufe von etwa zehn Minuten erschien ein Offizier zu Pferde, gefolgt



von einer Cavallerie-Ordonnanz. Er begrüßte den Premierlieutenant sehr höflich, was in gleicher Weise erwidert wurde, und nahm das Schreiben in Empfang. Mar theilte ihm den Inhalt desselben kurz mit, weil es möglich war, daß er sogleich mündliche Auskunft erhalten konnte; der französische Offizier sah sich indessen außer Stande, dieselbe zu geben, und versicherte, die schriftliche Antwort werde alsbald auf demselben Wege zurück erfolgen; dann wechselten Beide noch einige Höflichkeitsphrasen und verabschiedeten sich von einander; ihre Pferde wendend, ritt Jeder seines Weges, gefolgt von seinen Leuten.

Sie mochten kaum zwei bis dreihundert Schritte zwischen sich haben, da blitzte es im Fort auf, eine weiße Wolke erhob sich über der Krone der äußeren Umwallung, und zischend und faufend beschrieb eine Granate einen weiten und hohen Bogen über die Stellung der französischen Vorposten fort und schlug in nicht weiter Entfernung von den preussischen Parlamentairen in den Boden, Sand und kleine Steine weithin um sich werfend. Sie krepirte nicht und that keinen Schaden, aber es schien, als wäre sie ein Signal für die Infanterieposten gewesen, auf einmal ein rasches Gewehrfeuer auf die drei Reiter zu eröffnen, über denen noch die weiße Flagge flatterte.

Vielleicht wäre es das Gescheidteste gewesen, wenn die Letzteren sich sofort in Galopp gesetzt und möglichst bald den sie umzischenden Gewehrfugeln zu entkommen versucht hätten, aber Mar von Hellendorf fühlte sich so empört über diese neue Treulosigkeit der Franzosen und sein Stolz als preussischer Soldat sträubte sich so entschieden dagegen, denselben den Triumph, daß er vor ihnen die Flucht ergriffen habe, zu gönnen, daß er trotzig Halt machte und sein Pferd wieder umwandte. Der Trompeter mußte, auf seinen Befehl, noch einmal blasen, der Man hoch die weiße Fahne schwenken.

Diese Appellation an das militairische Ehrgefühl des Feindes blieb indessen ganz erfolglos, und als dies auch die preussischen Bedekten bemerkten, entspann sich schnell auf der ganzen Linie ein Knattern des kleinen Gewehrs, als sollte es zur Einleitung eines größeren Gefechtes dienen.

„Bei Gott, Herr Lieutenant, da sind wir zwischen zwei Feuer gerathen, die ich, beim besten Willen, nicht ausblasen kann.“

meinte der Trompeter, einen Scherz versuchend, der ihm in der fatalen Lage wohl schwerlich recht von Herzen kam.

Er erhielt keine Antwort, denn sein Offizier sank plötzlich lautlos auf den Hals seines Pferdes nieder und wäre jedenfalls von dem aufbäumenden Thiere hinabgestürzt, wenn er und der Ulan nicht rasch entschlossen zugegriffen hätten.

„Nun mag der Teufel auch den weißen Lappen holen!“ rief der Letztere, zwischen Zorn und Schmerz getheilt, und riß die Fahne von der Stange herab, die er am Riemen über den Arm zurückwarf. „Das Unglück ist einmal geschehen, und vergessen will ich's den Nothhosen nimmermehr, den Lieutenant aber, wenn er auch todt wäre, lasse ich nur mit meinem Leben!“

Der Trompeter mußte ebenso denken; die beiden mackeren Leute vergaßen sich selbst, und während der Eine das Pferd am Zügel ergriff, zu beruhigen suchte und mit sich fortführte, stützte der Andere in seinen Armen den Premierlieutenant, der Besinnung und Bewegungsvermögen verloren hatte. Das Blut floss ihm stromweise über die rechte Wange auf die Schulter nieder, er mußte an der Seite des Kopfes getroffen worden sein.

Es war beinahe ein Wunder zu nennen, daß es gelang, ihn aus dem Feuer zu bringen, ohne daß noch eine der vielen auf die kleine Gruppe gerichteten Kugeln traf. Die Vorposten setzten die Plänkerei noch eine Weile fort, bis es auf beiden Seiten den Offizieren mit Mühe gelang, derselben ein Ende zu machen.

Bei der nächsten Feldwache hinter der preussischen Linie war ein Arzt zur Hand. Hier wurde Mar vom Pferde gehoben und untersucht, und es ergab sich nun, daß er einen zwar nicht tiefen, aber immerhin noch gefährlichen Streifschuß unter der rechten Schläfe und an der Seite des Halses erhalten hatte, der, nur um einige Linien dem Auge näher, seinen augenblicklichen Tod herbeigeführt haben müßte; in jedem Falle war die Verwundung nicht unbedeutend und erforderte eine sehr sorgfältige Behandlung und Schonung.

Ein Nothverband wurde sogleich angelegt und der immer noch Ohnmächtige in dem bereitstehenden Ambulanzwagen nach dem Stabsquartiere gebracht. In wie anderer Gestalt langte er dort an, als er es zwei Stunden zuvor verlassen hatte, ein frischer, kühner Reiteroffizier, jetzt beinahe eine Leiche! —

Die Theilnahme war allgemein, aber auch die Entrüstung; die Soldaten ballten die Fäuste, knirschten mit den Zähnen und gelobten sich, den verrätherischen Franzosen keinen Pardon mehr geben zu wollen, — die deutsche Gutmüthigkeit änderte doch immer wieder diesen Entschluß, — die Offiziere schüttelten ernstlichen Blickes die Köpfe über diese Art von Kriegführung, welche die französischen Offiziere nur mit der Unwissenheit und Indisziplin ihrer Leute zu entschuldigen wußten, und meinten, man dürfe sich mit dem Gegner gar nicht mehr auf parlamentarische Unterhandlungen einlassen. Es kam in der That so weit; die große Nation mußte auf die Ehre, die sie sich Jahrhunderte hindurch bewahrt hatte, verzichten, als eine ritterliche angesehen zu werden.

Erst am späten Abende kam Max unter der Hand eines sorgsamten Arztes wieder zu sich, aber er hatte viel Blut verloren und war sehr schwach; das Wundfieber stellte sich auch bald ein und nahm ihn hart mit.

Unter so bedenklichen Umständen wurde seine Aufnahme in ein Lazareth nothwendig; die Aerzte meinten, daß, wenn sich Alles sehr günstig wende, wie bei seiner kräftigen Körperconstitution allerdings vorauszusehen war, vor Ablauf von vier Wochen mindestens doch nicht an seine völlige Wiederherstellung und Dienstfähigkeit zu denken sei; vor Allem bedurfte er vollständiger Ruhe, weil noch eine Erschütterung des Gehirns zu befürchten war, und man beschloß, ihn in ein weiter rückwärts gelegenes Lazareth zu schaffen, sobald er das schlimmste Fieber überstanden haben würde.

Dies war auch nach einigen Tagen geschehen. Als er wieder zum vollen Bewußtsein kam, fand er sich in einer Lage, die er selbst nur langsam begriff und die ihn tief erschüttern mußte. Sollte seine militairische Carriere durch den einen unglücklichen Schuß schon abgeschlossen sein, er als Krüppel in die Heimath zurückkehren? — es gehörten die ganze freundschaftliche Theilnahme, die ihn umgab, die bestimmtesten Versicherungen der Aerzte dazu, ihn davon zu überzeugen, daß es noch nicht so schlimm um ihn bestellt sei, und ihn wenigstens einigermaßen zu beruhigen. Er fügte sich ungerne in die Anordnung, den Kriegsschauplatz zu verlassen, und bat so dringend darum, ihn nicht zu weit von

demselben zu entfernen, daß man beschloß, ihn nur bis Saarbrücken zurückzubringen.

Die Bahn dahin war schon wieder fahrbar, und der Transport wurde ohne Umstände und besondere Beschwerden bewerkstelligt. Aber die großen Lazarethe waren in Saarbrücken überfüllt, und man brachte die Verwundeten und Kranken, deren Zustand dies gestattete, gern in den Bürgerhäusern unter; die Einwohnerschaft hatte ihren Patriotismus durch reichliche Anerbietungen in dieser Beziehung auch kundgegeben.

Mar von Hellendorff wurde in das Haus eines wohlhabenden Kaufmannes gewiesen, der darin etwa zwanzig Krankenbetten zur Disposition gestellt hatte, dabei für mehrere Offiziere. Er erhielt sein eigenes kleines Zimmer; sein Burſche, der ihm mitgegeben worden, besorgte seine persönliche Bedienung, der Arzt kam täglich mehrere Male, und die Mitglieder der patriotischen Familie ließen es sich eifrig angelegen sein, ihre Gäste mit allen Bequemlichkeiten und selbstthätiger Sorge zu umgeben.

Jeder, der hier Aufnahme gefunden, konnte sich wohl zufrieden fühlen, und die ganze Umgebung mußte zu seiner Aufrechterhaltung beitragen. Indessen lag es vielleicht gerade in der Art und Weise der Verwundung, die Mar betroffen hatte, daß seine Stimmung zunächst noch eine sehr verdüsterte blieb; er fühlte nicht große Schmerzen, aber seine körperlichen Kräfte waren erschöpft, und diese ungewöhnte Schwäche ließ ihn an dem glücklichen Ausgange der Kur, der er sich unterwerfen mußte, ziemlich verzweifeln; er vermochte sich nicht von dem traurigen Gedanken loszumachen, daß er unfähig bleiben würde, wieder in den Sattel zu steigen und auf den Schauplatz des Kampfes zurückzukehren, der jetzt ein fast noch größeres Interesse für ihn gewonnen hatte wie bisher.

Mit einer wahren Leidenschaft verschlang er die Nachrichten, welche die Zeitungen über die militairischen Operationen und Erfolge brachten, während ihm alles Uebrige gleichgiltig blieb; er kümmerte sich kaum um seine nächste Umgebung, und wenn er einmal an Eugenie de Montrouge zurückdachte, die sein Interesse doch so lebhaft in Anspruch genommen hatte, so wurde er unwillig auf sich selbst und rief sich zu:

„Kinderei! — Alles, was dieser Nation angehört, ist falsch

und verrätherisch! — Wäre ich sonst wohl hier, den ihr tückisches Blei zum jugendlichen Krüppel gemacht hat? — Aber mein Loos ist verdient; die Schwachheit, die ich einer schönen Maske gegenüber mir zu Schulden kommen ließ, küßte ich mit meinem Blute ab. Bei Gott, es war eine höhere Bestimmung, daß mich dieses Schicksal an dem glücklichsten Tage meines Lebens traf, um meine Schuld und Thorheit desto bitterer zu strafen!"

Man wird aus diesen Seufzern einer verbitterten Stimmung ersehen, daß Mar von Helldorf sich sehr harte Vorwürfe wegen einer Pflichtverletzung machte, die doch eigentlich, bei ruhigem Blute betrachtet, nicht so viel auf sich hatte; wäre es ihm auch gelungen, damals den französischen Obersten im düsteren Hause zu finden und zu verhaften, so würde der Gang der Ereignisse dadurch schwerlich eine noch bessere Wendung erhalten haben, und hätte er der vermutheten Spionage des Chevaliers, die er nun mit dem Ausfalle am 31. in Verbindung bringen wollte, auch in der energischsten Weise ein Ende gemacht, so wäre es doch zu spät gewesen, bereits Geschehenes zu ändern; übrigens nahm er in beiden Fällen Voraussetzungen, für die er noch gar nicht einmal eine Bestätigung gefunden hatte, als wahr an, was eben nur in seinem krankhaften Zustande liegen konnte.

Damit war denn auch der Traum zerstört, in dem Eugenie de Montrouge die Hauptrolle gespielt hatte, denn dem Einflusse, den sie auf ihn geübt, legte er ja die Schuld an den Fehlern, die er begangen zu haben glaubte, bei. Es war also gewissermaßen nur eine Täydelei oberflächlicher Gefühle gewesen, die ihn ein besonderes Interesse für die Französin bewahren ließ, und als der Ernst des Schicksals an ihn herantrat, vermochten sie demselben nicht Stand zu halten; er nannte es eine Thorheit und wohl nicht mit Unrecht, denn zu welchem Ziele, das sich von der Vernunft rechtfertigen ließ, hätte es führen sollen, wenn er jene zu einer Leidenschaft anwachsen ließ? —

Was er über die äußeren Verhältnisse Eugeniens wußte, hatte er nur aus dem Munde des alten François, und jetzt begriff er kaum, wie er sich auf die Aussagen dieses Menschen auch nur einen Augenblick lang verlassen gekommt; in Dem, was er mit eigenen Augen wahrgenommen, lagen genug Hindernisse

für eine nähere Verbindung mit dem jungen Mädchen, und hatte er denn überhaupt schon einmal ernstlich an eine solche gedacht?

Kurz, die glänzenden Farben, in denen Eugenien's Bild in der letzten Zeit vor seinen Augen gestanden hatte, waren nun, wo er, entnüchert von aller Leidenschaftlichkeit, mit getrübbtem Blicke auf dasselbe zurücksah, erblichen, schien ihm doch Alles in einen hoffnungslos grauen Schleier gehüllt.

Gerade dieser Trübsinn, diese Art geistiger Erschlaffung war es, welche den ihn behandelnden Arzt am besorgtesten machte; die Wunde an und für sich war nicht gefährlich und heilte gut, aber Max hatte sehr viel Blut verloren, und wenn jene Erscheinung nicht darauf allein zurückzuführen war, so ließ sich befürchten, daß eine noch nicht genau zu bestimmende innere Erschütterung stattgefunden habe. Die übermäßigen allgemeinen Körperanstrengungen der letzten Zeit mochten jetzt auch noch eine nachträgliche Wirkung üben. Was der Patient vor Allem bedurfte, war daher Ruhe und eine angemessene Zerstreuung, für die er aber wieder gar keine Lust zeigte; indem er eine allzu eifrige Theilnahme an dem Fortgang der kriegerischen Ereignisse nahm, regte er sich nur in einer ihm schädlichen Weise auf und es traten wieder fieberhafte Zustände ein, in denen sich seine Kräfte von Neuem erschöpften. In kurzer Zeit hatte sich der lebensfrische junge Mann sehr verändert; wenn seine Kameraden ihn wieder gesehen hätten, würden sie über seine bleichen Wangen und die eingefallenen, düster glühenden Augen erschrocken gewesen sein.

Das Haus, welches sich so gastfreundlich gegen die Verwundeten erwies, hatte für diesen Zweck eine sehr günstige Lage. Es stand am äußersten Ende der Stadt, von der Chaussee durch einen kleinen hübschen Vorgarten getrennt und auf den anderen Seiten von einem großen, parkähnlichen umgeben, der auf das freie Feld hinausreichte; so war man hier von dem lästigen und störenden Stadtgeräusche fast gänzlich abgeschlossen, hatte frische Luft, was bei der Ueberfüllung des ganzen Ortes mit Verwundeten, bei denen sich hin und wieder doch gefährliche Lazarethkrankheiten zu zeigen begannen, nicht hoch genug angeschlagen werden konnte, und die sich der Reconvalescenz Zuneigenden fanden Gelegenheit, sich im Freien unter schattigen Bäumen zu

erholen und zu kräftigen; leider waren erst sehr Wenige von ihnen so glücklich, davon Gebrauch machen zu dürfen.

Auch im Innern des Gebäudes war Alles auf das Bequemste und Zweckmäßigste eingerichtet. Der Besitzer und seine Familie besaßen noch ein anderes Haus im Innern der Stadt. In diesem letzteren hatten sie jetzt ihre Wohnung genommen, nur um den Verwundeten Platz zu machen, sonst war der erstere Aufenthalt im Sommer bei Weitem vorzuziehen. Wie schon gesagt, waren hier nun zwanzig Krankenbetten aufgeschlagen; ein Arzt, mehrere militairische Heilgehülften und zwei barmherzige Schwestern hatten sich ebenfalls einquartiert, um den Patienten immer zur Hand zu sein, und dann gab es in dem Hause noch ein paar andere zeitweilige Bewohner, mit denen es eine ganz eigene Bewandniß hatte, wie man sogleich hören soll.

Einer der ersten Verwundeten nämlich, der nach dem Gefechte am 6. August bei den Spicherer Höhen hier aufgenommen worden, war der Lieutenant Bornemann genesen. Eben hatte er die eigentliche Krisis überstanden, befand sich aber natürlich noch immer in größter Erschöpfung und Gefahr eines Rückfalles, als seine weiblichen Verwandten aus Berlin in Begleitung des alten Franke eintrafen.

In ihrer Angst, die zunahm, je mehr sie sich Saarbrücken näherte, — und die Reise fand manchen Aufenthalt, weil die Bahnen von Militairzügen noch immer stark in Anspruch genommen waren, — hatte Frida Bornemann sich noch gar keine Vorstellung davon gemacht, wo sie in der zur Zeit mit Menschen überfüllten Stadt ein Unterkommen finden werde, Frau Virginie dachte selten zu weit hinaus, und der alte Franke rechnete auf die Gasthöfe. Diese Zuersticht sollte indessen sehr täuschen; gerade in jenen Tagen war in den letzteren kein Stübchen mehr frei, das auch den bescheidensten Anforderungen fremder Damen zu genügen vermocht hätte; es würde die größte Mühe gekostet haben, in einem Bürgerhause ein solches Unterkommen zu finden. Dies stellte sich sogleich heraus, als man, nach mancherlei Beschwerden, in der Stadt anlangte; zunächst handelte es sich aber darum, Carl aufzufuchen; der Füsilier Franke hatte die Adresse eben nicht sehr genau angegeben, weil er wohl schwerlich daran

dachte, daß Jemand von der Familie Bornemann sich zu dieser weiten Reise entschließen werde.

Frida bestand darauf, sich, ehe sie sich noch eine Erholung gegönnt hatte, selbst auf den Weg zu machen, um die nöthigen Nachforschungen anzustellen, obgleich der alte Franke sich erbot, dies vorläufig allein zu besorgen; er und Frau Virginie fürchteten besonders, Carl könne seiner schweren Wunde schon erlegen sein und die Nachricht davon seine Schwester dann ohne alle Vorbereitungen treffen. Das junge Mädchen zeigte indessen wieder eine so feste Willenskraft wie schon häufig, und die Beiden mußten sie begleiten.

Den Namen des patriotischen und menschenfreundlichen Kaufmannes hatte Jacob Franke geschrieben, und man ermittelte zunächst seine Wohnung im Innern der Stadt. Die beiden Damen wurden hier, als sie sich nannten und in großer Aufregung den Grund ihres Kommens angaben, mit Erstaunen, aber auch mit der aufrichtigsten Theilnahme empfangen, und den braven Leuten gereichte es zur großen Freude, ihnen verhältnißmäßig beruhigende und trostreiche Nachricht über das Befinden des Verwundeten geben zu können. Die Damen der Familie nahmen sich auf das Liebevollste Frida's an, die, jetzt am Ziele, eine Weile ihrer schweren Seelenerregung unterliegen zu sollen schien; das junge Mädchen weinte, zum ersten Male seit ihrer Abreise von Berlin, die bittersten Thränen.

Bald indessen hatte sie sich wieder gefaßt und drängte nun, an das Lager ihres Bruders geführt zu werden. Ein trauriges, fast herzbrechendes Wiedersehen!

Es war vielleicht ein Glück, insofern Frida's Gemüths-erregung keine allzuhohe Spannung mehr zu ertragen vermochte, daß sie Carl in einem Zustande vollständiger Erschöpfung, einer Art von Halbschlaf fand, in dem er sie gar nicht erkannte; sie gewann dadurch Zeit, sich erst an den sie so tief ergreifenden Anblick zu gewöhnen, um nachher mit Ruhe, deren er auch so nothwendig bedurfte, zu ihm sprechen zu können. Der alte Franke vergoß bittere Thränen, als er den jungen Mann, der das Vaterhaus in vollster männlicher Kraft verlassen hatte, jetzt einem Sterbenden, Halbtodten gleich regungslos daliegen sah; Frau Virginie entsetzte sich davor so sehr, daß sie einer Ohnmacht



nahe kam und fortgeführt werden mußte, um in dem Krankenzimmer nicht eine störende Scene zu bereiten. Es ließ sich voraussehen, daß sie ihrer Nichte bei der Pflege des Kranken nicht sehr hülfreich zur Seite stehen werde.

Die Frage trat nun heran, wo die Damen ihre Wohnung nehmen sollten, und die Familie des Kaufmanns erbot sich in der liebenswürdigsten Weise, ihnen in ihrem Hause in der Stadt, das übrigens auch stark mit Einquartierung belegt war, ein paar Zimmer einzuräumen, wobei sie sich selbst unzweifelhaft eine Beschränkung aufzuerlegen gedachte, aber Frida äußerte in rührend bescheidener Weise den Wunsch, ihrem Bruder so nahe wie möglich zu bleiben, und nahm nicht den geringsten Anstand, in dem jetzt einem Lazareth gleichen Hause zu wohnen, so daß man diesem Begehren nachkam.

Ein paar Zimmer in der oberen Etage, neben den den barmherzigen Schwestern bereits eingeräumten, wurden ausgewählt, von Frida mit dem wärmsten Danke angenommen, und in Zeit von einigen Stunden war durch Fürsorge der Gattin und Töchter des Hausbesizers Alles so vortrefflich und bequem eingerichtet, daß kaum noch ein Wunsch für den verwöhntesten Geschmack übrig blieb.

Frau Virginie hatte zwar ihrer Nichte zugestimmt, sie finde es etwas anstößig, neben so vielen Männern, sogar Soldaten, zu wohnen, aber Frida würdigte sie keiner Antwort darauf, und so fügte auch sie sich in das Unvermeidliche. Was den alten Franke anbetraf, so fand er auch sein Kämmerchen im Hause und war ganz zufrieden damit.

Vorläufig ließ sich noch gar nicht absehen, wie lange der Aufenthalt in Saarbrücken ausgebehnt werden müsse; der Arzt, den das junge Mädchen um eine aufrichtige Auslassung über den Zustand ihres Bruders bat, versicherte sie, daß er die beste Hoffnung auf dessen völlige Wiederherstellung habe, doch würden bis dahin zweifellos Monate vergehen und vor Ablauf von sechs bis acht Wochen werde sich auch der Transport des Patienten nach Berlin in das Vaterhaus, dem militärischerseits gewiß Nichts in den Weg zu legen sei, ohne Gefahr nicht ausführen lassen. Eine in diesem Sinne beruhigende telegraphische Depesche ging noch an demselben Abende an Herrn Bornemann ab.

Frau Virginie brauchte geraume Zeit, sich von den Reiseanstrengungen zu erholen; sie schien es überhaupt bald sehr langweilig in Saarbrücken zu finden, zumal sie wenig an das Krankenbett kam, weil sie behauptete, ihre Nerven verträgen dies nicht, und deshalb Frida's Gesellschaft, die von da nur wick, um sich die nothwendigste Ruhe zu gönnen, entbehren mußte. Sie behauptete ferner, ihre Gesundheit erfordere, mehr frische Luft zu schöpfen, als sie in dem Hause und selbst im Garten zu finden vermöchte, und ging viel aus, meistens nach dem Bahnhofs, um daselbst ihre als Gefangene durchkommenden Landsleute zu sehen und zu sprechen.

Frida bekümmerte sich nicht weiter um ihr Treiben; sie hatte eine ernste Pflicht, welche ihr die geschwisterliche Liebe auferlegte, zu erfüllen, und das Benehmen der Tante rief eine gewisse Kälte gegen dieselbe in ihr hervor; als Frau Virginie in den nächsten Tagen einmal in etwas leichtfertiger Weise das Gespräch auf den Legationssecretair von der Hagen brachte, sagte ihr das junge Mädchen, wenn auch tief erröthend, im Tone unverhohlenen Unwillens gerade heraus, sie wolle jetzt an Niemand anders wie ihren Bruder denken, und verließ sogleich das Zimmer, um sich wieder zu dem Letzteren zu begeben.

Frau Virginie schüttelte den Kopf dazu und biß sich ärgerlich auf die Lippen; wenn sie nicht einen Trost darin gefunden hätte, ihrem „belle France“ so nahe zu sein, würde sie sich schon Vorwürfe darüber gemacht haben, daß sie sich zur Begleitung ihrer Nichte erboten hatte.

Es vergingen noch mehrere Tage, bis Carl Bornemann so weit zur Besinnung kam, daß er seine Schwester und den alten Franke, die fast unablässig um ihn wachten, erkannte. Die freudigste Ueberraschung verklärte das bleiche Antlitz, und hundert Fragen nach der Heimath, denen er noch nicht viel Worte geben konnte und durfte, drückten sich so lebendig darauf aus, daß Frida, ihre zwischen Glück und Schmerz getheilten Empfindungen mit aller Gewalt beherrschend, eine lange Reihe von Antworten zu geben hatte.

Der Kranke lächelte still beglückt vor sich hin, als sie von dem Wohlbefinden der einzelnen Familienmitglieder erzählte, — nur vom Bruder Edmund waren noch Nachrichten ausgeblieben, aber

man brauchte sich deshalb gerade nicht zu sehr zu beunruhigen, da die Briefbeförderung im Felde ja nicht durchaus prompt sein kann. Frida bemerkte wohl, daß ihr Bruder, wieder ernster werdend, noch eine Frage auf dem Herzen haben mochte, und erschöpfte sich in Bemühungen, derselben zuvor zu kommen, weil der Arzt ihm das Sprechen verboten hatte; sie erzählte ihm von den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz, soweit sie dieselben kannte, von allem Möglichen, was noch, wie sie meinte, ein Interesse für ihn haben konnte, auf die Familie Dollenbeck verfiel sie aber gerade nicht. Es war ihr eigentlich peinlich, daß er noch immer nicht ganz befriedigt zu sein schien, und sie begriff nicht, daß er ihr keinen Wink über Das, was er zu wissen wünschte, gab. Erst am zweiten oder dritten Tage fragte er nach den anderen Hausgenossen, wobei ihr nichts Besonderes auffiel, und schien schon zufrieden damit zu sein, daß sie da nichts Neues zu berichten wußte.

Nicht allein die zarten Aufmerksamkeiten, mit denen die schwesterliche Hand ihm zu dienen wußte, sondern vorzüglich ihre Gesellschaft und Unterhaltung schienen den wohlthätigsten Einfluß auf den Kranken zu üben; die Besserung schritt langsam, aber bisher sicher fort, der Arzt war sehr damit zufrieden. Carl konnte jetzt schon mehr mit seiner Schwester sprechen, er fragte aber nicht wieder nach Frau von Dollenbeck und deren Tochter. Wiederholentlich bat er Frida, sich mehr zu schonen, — bei Tante Virginie war dies überflüssig, denn sie ließ sich nicht zu oft an dem Krankenbette sehen und hielt nie lange daselbst aus.

Das junge Mädchen mußte versprechen, — auch der Arzt hatte sie ernstlich darum ersucht, weil er ihr wohl ansah, daß sie sich zu sehr anstrenge, — sich wenigstens des Nachts ruhigen Schlaf zu gönnen, und der alte Franke, der eine sehr rüstige, ausdauernde Natur besaß, übernahm dann gern die Wache, auch standen die militairischen Krankenpfleger dafür zu Gebote; aber oft erhob sie sich, von innerer Unruhe gequält, von ihrem Lager und schlich sich ganz heimlich an das Bett des schlummernden Patienten; man sprach bald im ganzen Hause von dieser schwesterlichen Aufopferung, und Jeder, der Frida begegnete, bezeugte ihr die ach- tungsvollste Theilnahme.

Auf Verlangen des Doctors benutzte sie, wenn der Tag

schön war, die Morgenstunden, um in dem großen Garten zu promeniren oder in einer der vielen dort angebrachten Lauben zu sitzen und die frische Luft einzuathmen; es war dies ihre einzige Erholung. Wenn Carl, der jetzt schon regelmäßigen Schlaf fand, erwachte, was gewöhnlich erst in den späteren Vormittagsstunden geschah, war sie schon wieder an seinem Bette, brachte mit Hülfe des alten Franke dasselbe in Ordnung, las ihrem Bruder dann die Zeitungen vor, — auch kamen häufig Briefe von Hause, und Frida hatte wieder eine ziemlich umfangreiche Correspondenz dahin zu besorgen, — und im weiteren Verlaufe des Tages gab es dann noch so viele kleine Handleistungen, sie mußte Carl auch fortwährend in abwechselnder Weise zu unterhalten suchen, denn natürlich empfand er, je mehr seine Schmerzen nachließen, desto größere Langeweile und Ungeduld, — kurz, Frida war immer recht müde, wenn sie zu ziemlich später Stunde ihr Lager aufsuchen konnte. Um sich doch auch einigermaßen für ihre weitere Umgebung nützlich zu machen, der sie ein dankbares Interesse nicht versagen konnte, arbeitete sie inzwischen auch sehr fleißig und eifrig für die Bedürfnisse der anderen Kranken, indem sie Binden nähte u. dergl.; zuweilen trat sie auch in die Zimmer, wo die verwundeten Soldaten lagen, sprach freundliche, theilnehmende Worte zu ihnen und suchte ihnen eine kleine Freude zu machen, indem sie ihnen selbstgepflückte Blumen oder andere Gegenstände überreichte, nach denen die Leute ein Verlangen geäußert und die Tante Virginie oder der alte Franke dann aus der Stadt besorgen gemußt hatten. So kam es, daß Jedermann im Hause Frida Bornemann kannte und daß die Kranken, wie deren Pfleger ihr freundlich zulächelten und sie herzlich begrüßten, wo sie ihnen nur begegnete.

Daß Frida die äußeren Beweise ihrer Theilnahme nicht auch auf die verwundeten Offiziere, die im Hause lagen, erstreckt hatte, wird man wohl begreiflich finden; die Nothwendigkeit dafür lag nicht vor, denn den Herren fehlte es nicht an guter Pflege. Da dieselben ihre besonderen Zimmer hatten und ihr Gesundheitszustand noch nicht erlaubte, dieselben zu verlassen, hatte das junge Mädchen auch noch keinen von ihnen gesehen und ließ sich schwerlich einfallen, daß sie Eines Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte.

Der scheinbar am leichtesten Verwundete, wenn der Arzt

auch, wie schon gesagt, nicht die wenigsten Befürchtungen für ihn hegte, war der Premierlieutenant von Hellsdorff. Sobald er sich von der zwar nicht langen, aber für ihn jetzt doch anstrengenden Reise bis Saarbrücken erholt hatte, durfte er das Bett wieder verlassen und mit Vorsicht im Zimmer umhergehen oder am Fenster sitzen.

Das letztere ging auf den Garten hinaus und ließ einen großen Theil desselben überblicken. Um das Licht nicht zu voll und blendend in das Zimmer einströmen zu lassen, denn die dem Auge so nahe Verwundung hatte doch eine leichte Entzündung desselben hervorgerufen, hatte der Arzt verordnet, daß die Jalousien halb geschlossen blieben; Max konnte also hinaussehen, aber vom Garten aus nicht am Fenster erblickt werden.

Wir wollen nicht vergessen, darauf aufmerksam zu machen, daß er ungefähr drei Wochen später wie Frida Bornemann in diesem Hause eingetroffen war; man befand sich jetzt also in der Mitte des Septembers, die statt des kühlen und häufig regnerischen Wetters wieder schöne, sonnige Tage zu bringen begonnen hatte.

Max hatte sich um die anderen Bewohner des Hauses eigentlich noch gar nicht gekümmert, nur flüchtig nach den Namen der darin befindlichen Offiziere gefragt und keinen Bekannten dabei gefunden; er wollte keine Gesellschaft haben, und es fehlte eigentlich auch noch an der Gelegenheit dazu, denn die anderen Herren waren noch an das Bett gefesselt; daß sich Frauen im Hause befänden, ahnte er gar nicht einmal.

Eines Morgens, als er wieder am Fenster saß, wurde er deshalb nicht wenig dadurch überrascht, daß er zwei im Garten promenirende Damen erblickte, die, ihrer Toilette nach zu urtheilen, den höheren Ständen angehörten; er mußte sie für die Gattin und eine Tochter des Hausbesizers halten, obgleich er wußte, daß die Familie im Innern der Stadt wohnte.

Der Premierlieutenant befand sich in einer Stimmung, die ihn für alle weiblichen Erscheinungen sehr kalt und gleichgiltig gelassen haben würde, hätte er gegen diese vermutheten Persönlichkeiten gerade nicht eine dankbare Verpflichtung gefühlt; die ganze hübsche Einrichtung seines Stübchens deutete darauf, daß sie von weiblicher Hand ausgegangen war, und der ihm als

Pfleger zugetheilte Heilgehülfe hatte ihn davon in Kenntniß gesetzt, daß viele kleine Aufmerksamkeiten, die ihm zu Theil wurden, besonders was die vortreffliche leibliche Verpflegung anbetraf, von der gastfreundlichen Familie kamen. Auf der anderen Seite interessirte es ihn auch, daß die beiden Damen, die sich unbeachtet glauben mußten, ein ziemlich erregtes Gespräch zu führen schienen.

Die Ältere, eine immer noch ganz stattliche Frau, die in ihrer Beweglichkeit und der etwas phantastischen Toilette sogar etwas Pikantes hatte, entsprach den unwillkürlichen Vorstellungen, die sich Max von der Frau des Hauses gemacht hatte, durchaus nicht; er hatte sich etwa eine alte, recht würdige Dame gedacht, der die weibliche Sanftmuth und christliche Mildherzigkeit aus dem Antlitz strahlten, aber hier glaubte er nur Lebenslust, beinahe Leichtfertigkeit zu finden, und wenn es sich, wie es ganz den Anschein hatte, um eine Differenz zwischen den Beiden handelte, so fühlte er sich, ohne den Gegenstand der Unterhaltung nur im Entferntesten errathen zu können, versucht, unbedingt die Partei der Jüngeren zu nehmen, die so viel Ernst und Würde zeigte, was gerade mit seiner eigenen Gemüthsstimmung sympathisirte.

Die einfache Kleidung Frida's, — man wird wohl nicht daran gezweifelt haben, daß sie und Tante Virginie die Promenirenden waren, — der traurige Ausdruck des etwas bleichen Antlitzes, das, wenn es auch gerade nicht auf blendende Schönheit Anspruch machen konnte, so angenehme, reine Züge hatte, harmonirten vollständig mit dem Plaze, auf dem sich das junge Mädchen zur Zeit befand, und man vermochte nicht daran zu zweifeln, daß sie hier auch eine thätige Rolle spielte, die ihr alle Ehre machte. Es war kein Wunder, wenn dies Alles zusammen ein besonderes Interesse erregte, dem sich auch Max von Hellsdorff nicht verschließen konnte, wiewohl er in letzter Zeit durchaus gleichgiltig auf seine Umgebung geblickt hatte.

Nachdenklich beobachtete er das junge Mädchen, und als die beiden Damen nach einer Weile um eine Ecke bogen, die sie seinen Augen entzog, fühlte er beinahe Bedauern darüber und war ordentlich unzufrieden, als er nach längerem Warten sie nicht wieder zu Gesicht bekam.

Etwa eine Stunde später besuchte ihn der Doctor und fand ihn, zu seiner Befriedigung, etwas lebhafter und theilnehmender wie sonst; er mochte sich nicht wenig darüber wundern, als Max sogar der Damen, die er vorher im Garten gesehen hatte, erwähnte und sich erkundigte, wer sie gewesen seien.

Der Doctor hielt dies für ein gutes Zeichen und gab bereitwilligst Auskunft; zum ersten Male hatte er eine längere Unterredung mit seinem Patienten, die sich auf andere Dinge wie auf dessen Verwundung bezog, und das Interesse, das Jener an Frida Bornemann verrieth, würde ihm ein Lächeln abgewonnen haben, hätte er es in diesem Falle nicht wirklich für erprießlich gehalten. Deshalb konnte er wohl auch nicht genug Gutes über das junge Mädchen berichten, eine wie treue und aufopfernde Pflegerin sie dem Bruder sei und wie sie von dem ganzen Lazarethpersonale und den kranken Soldaten verehrt werde. Ueber ihre sonstigen persönlichen Verhältnisse wußte er allerdings Nichts weiter anzugeben, als daß sie aus Berlin gekommen sei.

Daß Max in seiner Einsamkeit, die er sich allerdings selbst auferlegt hatte, da sich für ihn sonst doch immer Verkehr mit in der Stadt befindlichen leichter verwundeten Kameraden gefunden haben würde, Langeweile fühlte, ist leicht erklärlich; er hatte sogar jede andere Lectüre als die der Kriegsberichte in den Zeitungen verschmäht und es vorgezogen, sich Grübeleien hinzugeben, die gewöhnlich bald eine sehr düstere Färbung annahmen. Es schien nun aber, als sollten dieselben in eine andere Bahn einlenken.

Mochte er auch nur einen Zeitvertreib darin suchen, so war damit doch immer ein gewisses persönliches Interesse verknüpft, daß er stundenlang am Fenster saß und in den Garten hinabbllickte, weil er Frida Bornemann dort erwartete. Er fühlte anfänglich nicht einmal das Verlangen, die persönliche Bekanntschaft des jungen Mädchens zu machen, wozu es auch an aller Gelegenheit zu fehlen schien, da er bisher sein Zimmer noch nicht verlassen hatte, nur aus der Ferne sie zu sehen und, ihr verborgen, sie zu beobachten, wünschte er, wie man ja oft vor einem anziehenden Bilde stundenlang verweilt und einen Genuß dabei findet. Max war garnicht zufrieden damit und ordentlich ver-

brieflich, daß an diesem Tage seine Erwartung nicht befriedigt wurde.

Am anderen Morgen war er bei guter Zeit wieder auf seinem Posten am Fenster, und schon dachte er unwillkürlich daran, ob es nicht ein anderes Beobachtungssystem, das besser wie dieses zum Ziele führe, geben möge, als — er fühlte eine wirklich freudige Bewegung dabei — die junge Dame wieder im Garten erschien. Dieses Mal war sie allein, und Max wollte finden, daß sie ohne die gefrüge Begleitung noch bedeutend gewann, etwa wie ein schöner, edler Stein, dem man eine häßliche Fassung gegeben hatte.

Wieder war sie ganz einfach und doch so fleidam angezogen; ein zierliches Arbeitskörbchen in der Hand tragend, ging sie langsam, mit zu Boden gesenktem Blicke, als ob ihr Kummer, den Max ja nun zu kennen glaubte, sie unempfindlich für den schönen, sonnigen Morgen, das frische Grün und die duftigen Blumen machte, nahe unter dem Hause vorbei, einige Male in den Gängen auf und nieder, wobei ihr seine Blicke getreulich folgten und seine Stirn sich jedesmal bewölkte, sobald eine Hecke oder ein belaubtes Spalier sie denselben nur für kurze Zeit entzog, und endlich blieb sie vor einer hübschen Laube, die ihre offene Seite gerade dem Hause zuehrte, stehen und schien ein Weilchen unentschlossen, ob sie darin Platz nehmen solle.

Der Premierlieutenant fühlte bei dieser Gelegenheit ein leichtes Herzklopfen; er wünschte augenblicklich Nichts sehnlicher, als daß ihre Ueberlegung zu Gunsten dieses Ruheplätzchens ausfallen möge, das seinem Observationsposten in nicht zu weiter Entfernung gegenüberlag. Jedenfalls nahm Frida aber gerade Anstand, sich hier niederzulassen, weil sie vom Hause aus nicht beobachtet sein wollte, denn ihre schönen blauen Augen, welche Max nun zum ersten Male zu bewundern Gelegenheit fand und die durch den ernstern, trauervollen Ausdruck noch einen besonderen Reiz für ihn erhielten, richteten sich forschend auf die Fensterreihen. Sie mochte wohl eine Beruhigung darin finden, daß die Salonsien meistentheils noch geschlossen waren, denn nun setzte sie sich wirklich auf die kleine gußeiserne Bank, welche nebst einem Tischchen in der Laube stand, entfaltete auf dem letzteren ihr Arbeits-



zubehör und begann die Näherei, von der wir weiter oben schon gesprochen haben.

Mar triumphirte; er fragte sich garnicht, warum es ihm so viel Vergnügen mache, das junge Mädchen zu beobachten; er fühlte dasselbe eben nur, und zum ersten Male seit seiner Verwundung lächelte er still vor sich hin, wehte es ihn doch wieder so heimlich und friedlich an, wie er seit langer Zeit nicht empfunden hatte; er vergaß wahrhaftig ganz den Krieg und daß er sich hier in einem Lazareth befand.

Auch an Eugenie de Montrouge dachte er nicht; es war ihm noch nicht ein einziges Mal eingefallen, einen Vergleich zwischen ihr und Frida anzustellen; derselbe wäre auch schwer gewesen. Was die imposante, blendende Schönheit anbetraf, so konnte Frida keinen Anspruch darauf machen, aber dieselbe vermochte auch nur zu den Sinnen zu sprechen, während die sanfte Armut sich bestechend an das Herz wandte.

Das junge Mädchen nähte während einer Weile mit einem Fleiße, der davon Zeugniß ablegte, daß ihr die Arbeitsamkeit nicht ungewöhnt war, es mußten sie aber wohl noch ganz andere Gedanken vollständig in Anspruch nehmen, denn bald ließ sie mechanisch die Hände in den Schoß sinken, und während sie starr vor sich hinblickte, malte sich auf ihrem Antlize eine so tiefe, traurige Bewegung, daß der ungeahnte Beobachter sich auch davon ergriffen fühlte und dem etwas indiskreten Wunsche nicht widerstehen konnte, den Grund dieser Niedergeschlagenheit kennen zu lernen. Es lag nun allerdings am nächsten, denselben in dem körperlichen Leiden des Bruders, der Gefahr, die, wie der Arzt Mar in Vertrauen mitgetheilt hatte, von demselben noch keineswegs gewichen war, zu suchen, aber sonderbarerweise begnügte der Letztere sich damit nicht, und es war ihm, als müsse Frida noch einen anderen Kummer haben, den ihr vom Herzen zu nehmen, er gern beigetragen haben würde.

Er hatte ja Muße genug, in dieser Beziehung seiner Phantasie freien Spielraum zu lassen, besonders als Frida sich nach nicht zu langem Aufenthalte wieder erhob und den Garten verließ, jedenfalls um nun wieder ihrer geschwisterlichen Pflicht nachzukommen, — er begann den schwerverwundeten unbekanntem Kameraden darum zu beneiden, — und bald ertappte er sich auf

dem ihn einigermaßen beunruhigenden Gedanken, ob der sinnende Blick des Mädchens sich nicht in weitere Ferne, in die Heimath zurück, gerichtet und dort bei einem noch Anderen wie dem Bruder geweilt habe, dessen Abwesenheit sie schmerzlich fühlte.

Max ärgerte sich indessen bald so sehr über diese Idee, obgleich er ihr nicht alle Wahrscheinlichkeit absprechen konnte, daß er sich gar nicht wieder an das Fenster zu setzen beschloß; welches Recht hatte er auch, die ihm ganz Fremde zu beobachten, ihr Benehmen, selbst ihre Gedanken und Empfindungen einer Kritik zu unterziehen, und was konnte es ihn kümmern, ob Frida Bornemann die wehmüthige Erinnerung an einen Anderen und an wen im Herzen trage?

Zu seinem gesteigerten Verdrusse mußte er indessen an diesem Tage noch sehr häufig an sie denken, und der andere Morgen fand ihn richtig wieder auf seinem Posten am Fenster, wobei er nicht mehr und nicht weniger Glück wie am vergangenen Tage hatte.

Das Wetter blieb schön und warm, und der Arzt nahm daraus, wie er wenigstens sagte, Veranlassung, seinem Patienten, für den er sich wohl nur so lebhaft interessirte, weil es sich um eine ganz besondere Krankheitsform handelte, denn sehr liebenswürdig hatte der Premierlieutenant sich ihm gegenüber bisher nicht gerade gezeigt, zu gestatten und zu rathen, daß er von der Gartenpromenade Gebrauch mache. Ein paar Tage zuvor wäre er wahrscheinlich auf eine offene Weigerung gestoßen, aber jetzt hatte er Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, als Max von Heldorf ihn, nicht ohne einen sichtlichen Anflug von Verlegenheit, fragte, ob sich für diesen Zweck nicht am besten die Vormittagsstunden eigneten. Unbedenklich stellte er die Wahl der Zeit in sein Belieben.

Wir wollen nicht behaupten, daß der Premierlieutenant frei von aller Eitelkeit auf seine äußere Persönlichkeit gewesen wäre; er hatte immer als ein ganz stattlicher Husarenoffizier gegolten und es gern gehört, wenn man ihm dies aussprach oder sonst bemerklich machte; seit seiner Verwundung und dem sich damit einstellenden Trübsinn hatte er aber wirklich nicht mehr daran gedacht, sich ein wenig vernachlässigt und es nicht für der Mühe werth gehalten, einen Blick in den Spiegel zu werfen. Als dies

jetzt geschah, erschraf er vor sich selbst; daß er blaß und leidend ausjah und eine Binde um die Stirn trug, mochte noch hingehen, denn es mußte Theilnahme erwecken und konnte interessant machen, aber mit dem wirren Haare und Barte, der ganzen ziemlich verwilderten Toilette war er durchaus unzufrieden und begann es sich nun sogleich angelegen sein zu lassen, diesen Nebelständen abzuhelpfen.

So schien sich also der böse Zauber, der während einer Weile so unnatürlich auf dem sonst jugendlich frischen und heiteren Manne gelastet hatte, wieder in erfreulicher Weise lösen zu wollen, und Die, welche den nächsten Anstoß dazu gegeben hatte, und sich eines so großen Einflusses auf ihn schmeicheln durfte, ahnte nicht das Mindeste davon, wie er selbst auch noch weit entfernt davon war, ihr denselben zugestehen zu wollen.

May hatte sich wirklich nicht getäuscht, wenn er in dem nachdenklichen Ernste des jungen Mädchens den Kummer um das Leiden des Bruders nicht allein lesen gewollt; daß derselbe, in Verbindung mit der Besorgniß, die sie um die zurückgebliebenen Ihrigen hegte, besonders die Mutter, die sich wohl nicht länger über die Gefahr, in der Carl schwebte, täuschen ließ, vorzüglich ihr Herz erfüllte, wird keiner Versicherung mehr bedürfen, nebenbei behielt Frida aber auch noch Zeit, ihre Gedanken auf ein anderes Feld schweifen zu lassen.

Man hat gehört, daß sie eine müßige Plauderei Frau Virginien's — wenigstens begriff sie noch nicht die tiefere Absicht derselben — über das Verhältniß zu Herrn von der Hagen sehr entschieden als unpassend für die augenblicklichen Verhältnisse zurückwies und die kleine Dame dadurch sogar beleidigte; dies kam aber mehr auf Rechnung des leichten, scherzhaften Tones, welchen die Französin angeschlagen hatte und der Frida in doppelter Weise verletzen mußte, nämlich einmal ihrer Angabe zufolge, dann aber auch, weil sie selbst ihre Empfindungen für den Legationssecretair zu hoch achtete, um dieselben zum Gegenstande eines Scherzes machen zu lassen. Wenn Frau Virginie klüger gewesen und die Gefühlssaiten angeschlagen hätte, so würde sie vielleicht nicht eine so herbe Antwort bekommen haben.

Frida wollte sich in der That einen Vorwurf daraus machen, daß sie in dieser ernstesten Lage nicht alle ihre Gedanken und Ge-

fühle den Ihrigen zuwandte, aber wer darf sich denn rühmen, immer Herr derselben zu sein? — sie that ihre Pflicht in so vollem Maße, daß sie für diese kleinen unwillkürlichen Abschweifungen, bei denen dieselbe ja durchaus Nichts einbüßte, gewiß keinen Tadel verdiente.

Wir wollen nicht nochmals wiederholen, wie sie über ihre Bekanntschaft mit Herrn von der Hagen dachte; man wird sich erinnern, daß er in jeder Beziehung den günstigsten Eindruck auf sie gemacht, daß seine Aufmerksamkeiten ihr geschmeichelt und daß sie wohl eine Ahnung davon empfunden hatte, wie werth ihr dieser Mann werden könne, daß ihr Herz aber noch nicht von einer wirklich leidenschaftlichen Zuneigung ergriffen worden war. Konnte es ihr auch nicht einen Moment lang in den Sinn kommen, daß sie die gebotene Abreise von Berlin bedauerte, weiß sie dadurch der Gelegenheit beraubt war, jene Bekanntschaft fortzusetzen, bei der sie ja überhaupt, mit Bezug auf die Ihrigen, ein Bedenken finden zu müssen glaubte, so konnte sie sich doch nicht enthalten, hin und wieder einmal an jenen Abend im Theater, der ihr so großen Genuß gebracht hatte, zurückzudenken, sich die Erinnerung daran recht lebhaft auszumalen und sich dann, mit einem heimlichen Seufzer, zu fragen, wie Herr von der Hagen es wohl aufgenommen haben möge, als er ihre Abreise erfahren, ob auch er sich jetzt noch ihrer erinnere und das Schicksal sie Beide jemals wieder zusammenführen möge. Keine Frage, daß dieser Wunsch wohlbewußt in der Tiefe ihrer Brust lag, ohgleich sie glaubte, sich Mühe geben zu müssen, daß sie ihm keinen Raum daselbst vergönnte.

Mit Marien von Dollenbeck hatte sie nie in näherer Verbindung gestanden; ihr kam es nicht zu, die Freundschaft des Fräuleins, das eine so stolze Mutter hatte, zu suchen, und Marien war es von der Letzteren geradezu verboten worden, den Bornemann'schen Töchtern ein weiteres Entgegenkommen zu zeigen, als die gewöhnliche Höflichkeit von einer Hausgenossin verlangte; die Mädchen begrüßten sich daher und sprachen bei zufälliger Begegnung wohl ein paar gleichgiltige Worte zu einander, sich näher kennen zu lernen, hatten sie aber keine Gelegenheit gefunden, und wie es bei der Präsidentin zugeht, wußte Frida überhaupt nur durch die Mittheilungen, die Tante Bir-

ginie ihr zu machen für gut befand. Sie hatte deshalb auch durchaus keine rechte Vorstellung von der Rolle, welche der Legationssecretair dort spielte; und da Frau Virginie versicherte, daß er gar nicht daran denke, sich um Marie zu bewerben, glaubte sie dies auch unbedingt und hatte es besonders für eine ausgemachte Sache gehalten, seitdem Herr von der Hagen ihr seine Huldigungen in ziemlich unzweideutiger und doch in so achtungsvoller Weise dargebracht.

Erst jetzt, wo sie eine so weite Entfernung von Berlin trennte, daß die dortigen Verhältnisse ihrer Beurtheilung vollständig entrückt erschienen, regte sich eine peinliche, beinahe ängstliche Empfindung — den Namen Eifersucht können wir derselben nicht beilegen, da Frida viel zu weiblich und auch verständig war, um ungerechtfertigte Ansprüche zu machen, — in ihr, wenn sie an den Verkehr Hagen's bei der Präsidentin dachte, und manchmal bedauerte sie, es mit Tante Virginie verdorben zu haben, so daß sie durch diese keine Beruhigung erwarten konnte.

Da lag also neben der großen, vorzüglich auch noch eine andere Sorge des jungen Mädchens, die Mar von Hellendorf bereits von ihrem Antlitze gelesen haben wollte.

Dann trug auch das Benehmen Frau Virginien's nicht wenig dazu bei, sie zu verstümmen; welche Nachsicht sie auch bisher mit den Fehlern und Capricen der Tante gehabt hatte, so ließ sich ersteres jetzt doch gar nicht entschuldigen und konnte zu wahrhafter Entrüstung Veranlassung geben. Nicht allein, daß die Französin ihren verwandtschaftlichen Verpflichtungen in keiner Weise nachkam und den Zweck der Begleitung ihrer Nichte, derselben als mütterliche Schützerin und Gesellschafterin in der Fremde zur Seite zu stehen, gänzlich vergessen zu haben schien, sondern sie betrug sich in einer Weise, die Frida geradezu in Verlegenheit setzte und leicht auch auf diese vor der großen Menge ein ungünstiges Licht werfen konnte.

Das Unglück ihres Vaterlandes schien die gute Dame ganz wild und besinnungslos gemacht zu haben, und der häufige Verkehr mit ihren Landsleuten bestärkte sie darin noch; ihr altes Naturell, das früher in der Bornemann'schen Familie schon so viel Unheil angerichtet und das sie dann nothgedrungen bezwungen hatte, brach nun wieder um so ungestümer hervor. Der

patriotische Fanatismus darf am Ende auf mannigfache Entschuldigung rechnen, wenn er aber gerade bei einer Frau extravagirt und sie über die Rücksichten fortträgt, die sie ihrem Geschlechte und ihren Verhältnissen schuldig ist, so nimmt er unbedingt eine recht häßliche Gestalt an; Frauen pflegen ja überhaupt keine Grenzen für ihre Leidenschaften zu kennen und zu bewahren.

Frau Virginie nahm gar keinen Anstand, sich in dieser leidenschaftlichen Weise zu Jedem, der sie nur anhören wollte, auszusprechen, sogar ganz öffentlich; sie lief dadurch Gefahr, sich große Unannehmlichkeiten zu bereiten, denn bei dem edlen patriotischen Aufschwunge, den jetzt alle Klassen des deutschen Volkes genommen hatten, mußte sie damit auf das Tiefste verlegen; es war ein Glück, daß sie eine Dame war, obenein keine häßliche, der die Galanterie schon Mancherlei zu Gute hält; man lächelte über ihre Extravaganzen, schüttelte hinter ihrem Rücken wohl auch unwillig den Kopf dazu und ging ihr dann aus dem Wege; mit der Familie des gastfreundlichen Kaufmannes hatte sie es auf diese Weise schon vollständig verdorben.

Unter solchen Umständen fühlte sich Frida durch ihre Anwesenheit mehr belästigt als unterstützt; sie konnte ihr dies auch nicht ganz verheimlichen, und zwischen Beiden trat von Tage zu Tage größere Kälte ein; Frau Virginie fand jedenfalls, daß ihre Nichts ihr das gebrachte Opfer schlecht vergelte, und mochte sich damit rechtfertigen, wenn sie ihren eigenen Wegen nachging und sich immer weniger um derentwillen genirte.

Frida fühlte sich vereinsamer, als sie gestehen wollte, und um so schwerer bedrückten ihre Sorgen ihr Herz; sie wagte nicht einmal, sich in den Briefen nach Hause darüber auszusprechen, um Mutter und Schwester nicht noch mehr zu beunruhigen und den Vater zu veranlassen, daß er, sein Geschäft, in dem er nicht entbehrt werden konnte, im Stiche lassend, selbst nach Saarbrücken komme. Hier hatte sie Niemand, dem sie sich mit vollem Vertrauen hingeben, in dessen Gesellschaft sie nur Trost und Zerstreuung finden konnte; der Arzt war ein noch sehr junger Mann und überaus beschäftigt, der alte Franke stand auf einer von der übrigen doch gar zu verschiedenen Bildungsstufe, und die gütige Familie des Kaufmanns hatte ihr zwar einen freundschaftlichen

Umgang angeboten, von dem sie auch gern Gebrauch gemacht haben würde, hätte sie es nur über sich gewinnen können, sich öfter und auf längere Zeit aus der Nähe Carl's zu entfernen.

Der Letztere mußte noch immer sehr geschont und besonders jede lebhaftere Unterhaltung mit ihm vermieden werden; er fühlte auch keine eigene Schwäche und bezeigte keine Lust dazu; lange Stunden saß Frida an seinem Bette, fast ohne sich zu rühren, und wenn sie dafür auch das tröstende Bewußtsein hatte, daß der Bruder ihr Opfer mit dem wärmsten Danke anerkannte, so war diese Einsamkeit doch nur zu verführerisch, sich in eine gefährliche Melancholie zu versenken.

Daß sie ihren Bruder Edmund, von dem eine Nachricht doch gar zu lange ausblieb, nicht vergaß und auch um feinetwillen sich ernstlichen Besorgnissen hinzugeben begann, ist selbstverständlich.

Wenn man dies Alles erwägt, wird man sich wohl nicht über die traurige und gedrückte Stimmung wundern, in der Frida ihre Morgenpromenaden im Garten machte.

Sie war übrigens nicht die einzige Besucherin desselben; es gab schon einige Reconvalescenten von den im Hause liegenden Soldaten, welche die ärztliche Erlaubniß dazu erhalten hatten; diese Leute waren aber so bescheiden, daß sie, sobald sie ehrerbietig gegrüßt hatten, sich fernhielten, um sie nicht zu stören, es sei denn, daß sie selbst, wie es häufig geschah, ein Gespräch mit ihnen anknüpften.

Frida war also doch ziemlich betroffen, als sie eines Morgens, nachdem sie kaum in der erwähnten Laube ihren gewöhnlichen Platz eingenommen hatte, einen jungen Offizier von den Husaren erblickte, den die weiße Binde um die Stirn als einen zweifellos auch diesem Hause zugehörigen Verwundeten bezeichnete; er trug den kleidsamen Attila, auf der Brust das Eiserne Kreuz und schien überhaupt, für einen Kranken besonders, eine recht sorgsame Toilette gemacht zu haben; sich eines Stockes bedienend, kam er langsam den Gang herauf, der gerade nach der Laube führte; noch hatte er wohl gar nicht bemerkt, daß die letztere schon besetzt sei.

Das junge Mädchen befand sich in einiger Verlegenheit, was sie beginnen sollte; sie mußte eine Anrede erwarten; wenn

der Promenirende sie entdeckte, und war er auch nur ein armer Verwundeter und gewiß nichts Schlimmes dabei, ihm Rede zu stehen, so pflegt eine solche unerwartete Begegnung zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts doch immer einen etwas peinlichen Anstrich zu bekommen. Frida dachte unwillkürlich auch daran, daß es für sie nun wohl auch mit dem ungenirten Besuche des Gartens vorbei sein könne; als einzelne Dame konnte sie hier nicht gut mit den Offizieren zusammentreffen.

Anfänglich war sie unentschlossen, ob sie sich nicht bei Zeiten erheben und ihren Rückzug nach dem Hause antreten solle, aber dies hätte doch entweder unartig oder albern blöde aussehen müssen; übrigens war das Aussehen des jungen Offiziers auch gar nicht so furchtbar, daß Flucht geboten schien, im Gegentheil konnte sie sich nicht leugnen, er sei eine ganz angenehm in die Augen fallende Persönlichkeit, die übrigens in dem augenblicklichen Zustande noch Berechtigung auf freundliche Theilnahme bejaß. Frida war keine Kleinstädterin von kindisch scheuem Wesen, und wenn ihr die Uniform, die, selbst bei jungen Mädchen, manchen Vorurtheilen ausgesetzt ist, bisher auch fern geblieben war, so erinnerte sie sich doch, daß ja auch ihr Bruder dieselbe jetzt trage und daß sie von einem Kameraden desselben nur das achtungsvollste Benehmen zu erwarten habe.

So wenig Max von Helledorff die Verstellung liebte und darin gewandt war, glaubte er sie dieses Mal doch zu Hilfe nehmen zu müssen und hatte sich schon im Voraus seinen Plan gemacht, den er nun, nicht ohne leichtes Herzklopfen, ausführte.

Es schien, als wäre er selbst sehr, wenn auch nicht unangenehm, überrascht, an dieser Stelle eine Dame zu treffen, und er erröthete kaum weniger tief wie Frida, als er ihr in der formvollsten Weise seinen Morgengruß bot und dessen Erwiderung in Empfang nahm. Füglich hätte er nun seinen Spaziergang fortsetzen können, aber dies lag eben nicht in seinem Plane, sondern, indem er sich mit Namen und Charge vorstellte, sprach er die Vermuthung aus, — eine Heuchelei, die er nach jesuitischen Grundsätzen vor sich selbst entschuldigte! — sich einer Tochter des Hauseigenthümers gegenüber zu befinden, der seinen wärmsten Dank für alles bisher hier genossene Gute und Schöne sagen zu können er überaus glücklich sei.



Nun, ein Husarenoffizier wird das schon in die richtigen Worte zu bringen wissen, besonders einer hübschen jungen Dame gegenüber, und Frida konnte daran auch nichts Anderes aussetzen finden, als daß ihr der ebenso gefühlvolle als wohlstylisirte Dank nicht gebührte. Daraus ergaben sich natürlich längere Erörterungen, da sie nun doch ihren wahren Charakter aufklären mußte, und es wäre von ihrer Seite ebenso unhöflich wie unbarmherzig gegen einen Kranken gewesen, der sich mühselig auf seinen Stock zu stützen genöthigt war, hätte sie ihn nicht aufgefordert, neben ihr in der Laube, die noch hinreichenden Raum hatte, Platz zu nehmen.

Der junge Doctor, der den Premierlieutenant zufällig in den Garten hinabgehen gesehen, hatte der Neugierde nicht widerstehen können, einen gedeckten Observationsposten an einem Fenster des Hauses einzunehmen; er trieb seine verzeihliche Indiscretion aber nicht zu weit, sondern, sich mit triumphirendem Lächeln die Hände reibend, sagte er, als die Scene in der Laube sich soweit entwickelt hatte, nur für sich: „Nun bin ich sicher, daß ich meinen Patienten durchgebracht habe!“ und zog sich dann bescheiden zurück.

Diese Prognose war jedenfalls richtig; wer Max von Hellendorff eine Viertelstunde später sah, konnte, auch ohne Arzt zu sein, behaupten, daß seine Genesung wunderbar rasche Fortschritte gemacht haben müsse, denn er unterhielt sich noch immer mit großer Lebendigkeit. Auch Frida hatte die Situation, die ihr anfänglich so sonderbar, sogar etwas peinlich vorkam, vergessen, und dies lag jedenfalls nur an dem Tone, den ihr Gesellschafter anzuschlagen und zu erhalten wußte; auf der einen Seite beobachtete er alle die gefälligen Formen, welche der Verkehr zwischen Gebildeten vorschreibt und die zwischen bisher Unbekannten das Vertrauen hervorrufen, daß man nicht einer lästig werdenden Aufdringlichkeit ausgesetzt sein werde, auf der anderen verstand er durch seine Offenheit und Herzlichkeit schnell zu fesseln.

Gewiß war Herr von der Hagen viel unterrichteter und von schärferem Geiste, überhaupt einer glänzenderen Conversationsgabe wie Max von Hellendorff, aber unwillkürlich mußte man doch herausfühlen, daß ein gediegenerer Grund in dem Letzteren lag. Dies ging besonders nicht für Frida verloren, deren ganze häusliche Erziehung nicht auf glänzenden Schimmer, sondern das

Gefühl für das wirklich Wahre und Edle begründet war; der Ton des jungen Offiziers heimelte sie, wenn wir so sagen sollen, an und fand einen Wiederhall in ihrem Herzen; hatte sie zu dem Legationssecretair, als derselbe den ganzen Schatz seines Geistes vor ihr zu entfalten bemüht gewesen, mit einer Art scheuer Bewunderung aufgeblickt, wie sie sich dessen unwillkürlich gerade jetzt erinnerte, so fühlte sie sich hier zu einer Vertraulichkeit aufgefordert, die zu geben sie auch schnell bereit war, weil sie die Uezeugung nicht verleugnen konnte, dieselbe sei am rechten Orte.

May hatte sich vorgenommen, die Unterhaltung nicht in die Länge zu ziehen, damit er nicht aufdringlich erscheine und das junge Mädchen dadurch einschüchtere, aber er war bald gewiß, daß er diese Befürchtung nicht zu hegen brauchte, und die Liebenswürdigkeit Frida's übertraf seine Erwartungen noch so sehr, daß es ihm schwer wurde, sich wieder von ihr zu trennen. Als dies doch endlich geschehen mußte, sprach er mit so innig bittendem Blicke die Hoffnung aus, sie bald hier wiederzufinden, daß sie, auch gleichsam zu ihrer eigenen Rechtfertigung, die Antwort nicht verweigern konnte, sie suche alle Tage um dieselbe Zeit, auf Anrathen des Arztes, hier Erfrischung und Erholung.

Erröthend hatte Frida sich von dem jungen Manne verabschiedet und war dann schneller als gewöhnlich in das Haus zurückgekehrt; erst jetzt fiel ihr ein, daß sie für eine so kurze, durch den bloßen Zufall herbeigeführte Bekanntschaft sich sehr entgegenkommend gezeigt habe, und sie fragte sich ängstlich, ob sich dies wohl rechtfertigen ließe; sie dachte dabei sogar daran, ob Herr von der Hagen es gebilligt haben würde, und ihr Herz klopfte darüber unruhig.

Aber der Lieutenant war ja so bescheiden und achtungsvoll gewesen und hatte gewiß nichts Anderes beabsichtigt, als bei dem zufälligen Zusammentreffen der Pflicht der Höflichkeit zu genügen, — warum sollte sie es anders auffassen? Als Kamerad ihres Bruders, als Hausgenosse, als Verwundeter durfte er wohl auf ihre volle Theilnahme Anspruch machen, und wenn er, wie es schien, in ihrer Gesellschaft eine vorübergehende Erheiterung gefunden hatte, so war ihm diese doch gewiß zu gönnen und — ihr selbst auch; es wäre eine Prüderie, die hier schlecht am Platze

war, gewesen, hätte sie sich und ihm diese unschuldige Zerstörung versagen wollen.

Sie war entschlossen, am nächsten Tage zur gewöhnlichen Zeit sich wieder in den Garten zu begeben.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Schuld.

Seit der Mitte August's waren im Innern des Bornemann'schen Hauses so viele Veränderungen vorgekommen, daß das Ganze eine von unserer ersten Schilderung ganz verschiedene Erscheinung dargeboten haben würde, wenn die einzelnen Kreise der Bewohner sich mehr um einander bekümmert hätten; aber dies geschieht in großen Städten eben nicht; man vermischte kaum flüchtig die eine oder andere Person und beachtete, mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die Schicksale der nächsten Nachbarn nicht weiter; das Ganze behielt daher immer noch scheinbar seinen altgewöhnten Gang.

Nach der Abreise Frau Virginie's und Frida's schien in dem Parterre des Vorderhauses allerdings alles Leben erstorben zu sein. Auf der einen Seite, welche die Erstere bewohnte, war dies faktisch der Fall, die geschlossenen Thüren und Fensterläden zeugten dafür; auf der anderen kam, außer den Diensthoten, nur Herr Hermann Bornemann zum Vorschein, wenn er sich in seine Geschäftslokale begab oder aus denselben zurückkehrte.

Die schwere Sorge stand dem würdigen Manne auf dem Gesichte geschrieben, und wer seine Verhältnisse näher zu beurtheilen vermochte, wußte, daß sich dieselbe nur auf die inneren Angelegenheiten seiner Familie beziehen konnte, denn das Geschäft hatte wieder seinen alten Aufschwung genommen, seitdem die sieg-

reichen Erfolge der deutschen Waffen die erste Kriegspanik verschreckten.

Herr Bornemann war indessen ein zu guter Gatte und Vater, um sich damit trösten zu können, und die Ruhe und muthige Zuversicht, mit denen er sonst das Schicksal hinzunehmen pflegte, jetzt doch gewaltig erschüttert worden. Es schien in der That, als ob ihm große Opfer nicht erspart werden sollten: der älteste Sohn, von der feindlichen Kugel getroffen, fast hoffnungslos darniederliegend, — wenigstens ließ sich doch kaum mehr hoffen, als daß er, der in der Blüthe männlicher Kraft fortgegangen war, als ein Krüppel zurückkehren werde, — von dem zweiten seit geraumer Zeit gar keine Nachricht, was nur die beunruhigendsten Schlüsse ziehen ließ, die Tochter, die ihm eine so treue Stütze gewesen war, behufs einer traurigen Pflichterfüllung in der Fremde, daheim eine schwache, von Kummer halbranke Frau. Es war bewunderungswürdig, wie er bei Alledem doch noch mit Umsicht und persönlicher Würde seinem Geschäfte vorstand, um noch größeres Unheil abzuwenden, und wie er den zurückgebliebenen Seinigen immer noch Trost und Hoffnung zu geben wußte.

Frau Luise und Emma, die ihre Mutter fast keinen Augenblick verlassen durfte, bekamen Niemand außer ihrer Wohnung zu sehen; sie lebten in stillster Zurückgezogenheit und befanden sich in stetem Kampfe mit bangen Befürchtungen.

Frida schrieb fleißig; fast jeder Tag brachte einen Brief von ihr, in dem sie die beste Hoffnung für Carl's baldige Heimkehr und vollständige Genesung zu geben sich bemühte, aber leider ließ sich zwischen den Zeilen auch noch Anderes lesen. Frau Luise wußte nun schon, daß ihr Sohn sich in Gefahr befinde, und bestürmte ihren Gatten immer wieder mit flehendlichen Bitten, er möge ihr gestatten, sich mit Emma ebenfalls nach Saarbrücken zu begeben; aber die Ueberzeugung, daß die schwache Frau dort Nichts leisten und ändern könne und nur ihre letzten Kräfte aufreiben würde, mußte ihn scheinbar hart dagegen machen, und mehr noch als sein entschiedener Widerspruch war ihr Wunsch, dem Emma eine Weile heimlich beistimmte, durch den schmerzlichen Ausruf, den er einmal unwillkürlich ausgestoßen hatte, erschüttert worden:

„Was soll denn aus mir werden, wenn Ihr Alle mich verlaßt?“

Seitdem hatten Mutter und Tochter in sein sorgenschweres Herz tief genug hineingeblickt, um zu fühlen, daß ihr Verlangen ein ungerechtfertigtes und unausführbares sei.

Es war hohe Zeit, daß einmal ein Sonnenblick in diese Nacht tiefsten Kummers fiel, und er kam endlich, in den ersten Tagen des Septembers, mit einem Briefe von Edmund.

Man wird sich erinnern, daß derselbe es nicht über sich zu gewinnen vermocht hatte, nach der ersten so traurigen Begegnung mit Carl darüber an die Seinigen zu berichten; er wollte nicht der Träger dieser Hiobspost sein, die ihnen doch bald auf anderem Wege zugehen mußte. Erst aus seiner Gefangenschaft in Sedan hatte er geschrieben und Alles im tröstlichsten Lichte darzustellen versucht; vielleicht war es ein Glück, daß dieser Brief, dessen Beforgung die dortige französische Commandantur übernommen hatte, aus irgendwelchen Gründen erst viel später an seine Adresse gelangte. Der jetzt eintreffende Brief datirte erst nach der Capitulation von Sedan und war in einem Tone geschrieben, der, welche Ueberraschung er auch erregen mochte, doch viel Beruhigendes hatte.

Edmund war über die düsteren Seiten seiner Gefangenschaft schnell hinweggegangen, was ihm jetzt, als freiem Manne, ja auch leicht geworden sein mußte, und erzählte fast ausschließlich nur von der herzlichen Aufnahme, die er in der Lesarge'schen Familie gefunden hatte; er schilderte ausführlich die einzelnen Mitglieder derselben, und da war es denn gerade nicht schwer zu entdecken, daß dies mit besonderer Vorliebe und Wärme bei Blanche geschah. Unzweifelhaft würde der junge Mann sich in dieser Beziehung noch offener ausgesprochen haben, hätte er es gerade in diesem Momente für passend gefunden, wo er noch keine Kunde von dem weiteren Schicksale seines Bruders besaß und die Möglichkeit vorlag, daß sein Brief die Seinigen in die tiefste Trauer versenkt fände; lauter Jubel über das Glück, das er gefunden zu haben glaubte, würde dann wie ein schriller Mistton geklungen haben.

Indessen hatte er doch genügend angedeutet, wie es zwischen ihm und Blanche stand und daß die Eltern des jungen Mädchens

gegen dieses Verhältniß Nichts einzuwenden hätten und ihn jetzt vielleicht noch mehr wie ihren eigenen Sohn ansähen; er fügte hinzu, daß er, bei der großen Ansammlung von Verwundeten in Sedan, Aussicht habe, noch einige Wochen daselbst zu bleiben, daß dann aber doch wohl die Stunde schlagen werde, die ihn für einige Zeit diesem ihm so theuer gewordenen Familientreife entreißen müßte; indessen hoffe er stark auf baldigen Frieden nach der großen Katastrophe, deren Augenzeuge er gewesen.

Man wird sich die Ueberraschung, welche diese Mittheilungen erregten, vorstellen können; für den Augenblick drängten sie wirklich alles Andere in den Hintergrund. Herrn Bornemann erschien es, als sei Edmund doch eigentlich noch zu jung, um eine solche Sprache zu führen und ein Verhältniß einzugehen, das ihn für das Leben binden sollte; er würde darin nur eine vorübergehende jugendliche Aufwallung gesehen haben, wenn die Berufung Edmund's auf die Zustimmung von Blanche's Eltern, der Sache nicht einen augenscheinlich ernsteren Charakter gegeben hätte. Nach der Schilderung seines Sohnes, die in leidenschaftslosem, verständigen Tone gehalten war, mußte die Lesfarge'sche Familie eine sehr achtungswerthe und der Doctor doch jedenfalls ein besonnener und erfahrener Mann sein, der die Zukunft seiner Tochter wohl auch erwog; sich darauf zu verlassen, blieb Herrn Bornemann einstweilen nur übrig; Edmund eine Mißbilligung, ohne nähere Kenntniß der Verhältnisse, auszusprechen, ihn vor Uebereilung zu warnen, wäre, da es nur verletzen konnte, ebenso hart wie wahrscheinlich erfolglos gewesen.

Frau Luise schwankte zwischen zwei Empfindungen; zuerst war die Freude überwiegend, daß ihr jüngster Sohn sich so wohl befinde, nachdem er den schlimmsten Gefahren entronnen, auch kam der mütterliche Stolz darauf, daß er sich in der Fremde so gute Freunde zu erwerben gewußt hatte, in das Spiel, dann erschraf sie wieder vor seinem halben Bekenntnisse in Bezug auf Blanche; nicht, daß sie die Befürchtung hegte, das junge Mädchen könne seiner nicht würdig sein oder, wie ihr Gatte, Edmund's männliche Selbstständigkeit müsse einbüßen, wenn er zu früh eine bindende Verpflichtung auf sich nähme, — nein, es erging der guten Frau nur wie den meisten zärtlichen Müttern: sie sehen Nichts lieber, als daß die Töchter einen aufrichtigen Verehrer finden

und vertrauen ihm, wenn sie ihn geprüft zu haben glauben, deren Zukunft ohne übergroße Bedenken an, aber den Sohn einer Anderen, der sich in naturgemäßen Verlaufe sein Herz zugewandt hat, abzutreten, sträuben sie sich, sei es nun aus bloßer Eifersucht oder weil sie daran zweifeln, daß Jene ihm das Glück bringen könne, das bisher ihr ganzes eigenes Bestreben gewesen ist; es erweist sich darin gewiß eine rührende, sich selbst Sorgen bereitende Liebe, aber auch ein seltsames Mißtrauen gegen ihr eigenes Geschlecht.

Emma theilte diese Befürchtungen nicht; sie sah nur das Glück, das sich in des Bruders Briefe aussprach, und nahm den freudigsten Antheil an demselben; Blanche Besorge stellte sie sich als das schönste und liebenswürdigste Mädchen vor und begann in ihr schon eine Schwester zu sehen und zu lieben.

Für ihre Schwester Frida hatte sie gewiß die herzlichste Zuneigung und fühlte deren Abwesenheit jetzt recht schmerzlich; eine recht innige Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Gefühle war aber schon wegen der Altersverschiedenheit, die bei jungen Mädchen in diesen Jahren schon schwer in das Gewicht fällt, und der Richtung, die ihre Charaktere genommen hatten, nicht immer möglich gewesen; um so mehr hoffte Emma auf eine völlige Harmonie mit Blanche, die sie, etwas gar zu voreilig, an der Seite ihres jüngsten Bruders schon das elterliche Haus betreten sah.

Zu dem Antwortschreiben, das alsbald an Edmund abge-  
sandt wurde, sprach sie sich auch am wenigsten reservirt aus und machte ihm dadurch gewiß die größte Freude; Herr Bornemann beauftragte zwar seinen Sohn, der Familie Lesarge seine Achtung und seinen Dank auszusprechen, ließ sich aber auf nichts Näheres ein, wozu auch eigentlich noch gar keine Aufforderung vorlag, und Frau Luise konnte doch nicht unterlassen, unter die zärtlichen Ergießungen ihres mütterlichen Herzens etwas zweideutige Ermahnungen zur größten Vorsicht zu mischen. Im Uebrigen wurden Edmund die trostvollen Versicherungen, die Frida über den Zustand Carl's gegeben hatte, wiederholt, womit er auch zuerst erfahren sollte, daß die Letztere sich in Begleitung Frau Virginie's und des alten Franke nach Saarbrücken begeben habe.

Als dies erledigt war, wandte sich die vorzüglichste Theil-

nahme der Bornemann'schen Familie wieder Carl'n zu, der von allen ihren Mitgliedern zur Zeit ja am meisten gefährdet erschien. Die Vorkommnisse in der Bel-Stage bei der Präsidentin von Dollenbeck hatten nicht das mindeste Interesse für sie und waren ihrer Aufmerksamkeit fast ganz entgangen; es hieß kurzweg, Marie von Dollenbeck sei verweist, und Rose Franke, die eine bessere Auskunft zu geben vermocht hätte, hielt es in ihrer Anhänglichkeit für das Fräulein geboten, zu schweigen.

Marie war also noch nicht zu ihrer Mutter zurückgekehrt; das wäre ihr, wenn sie es auch gewünscht hätte, bisher unmöglich gewesen, und die Präsidentin mußte begreifen, daß ihr Wille dieses Mal an der Macht der Verhältnisse scheiterte.

Die Krankheit des jungen Mädchens hatte nämlich eine gefährlichere Gestalt angenommen, als der Arzt anfänglich befürchtete; er kannte ja auch nicht die mächtige Seelenerregung, der sie ausgesetzt gewesen war. Schnell entwickelte sich eine Art Nervenfieber, und als Frau von Dollenbeck am anderen Tage nach ihrem ersten Besuche bei Fräulein Hübner mit dem Vorsatze dahin zurückkehrte, sich dieses Mal recht sanft und nachgiebig zu zeigen und selbst Versprechungen, die sie nicht zu halten gedachte, daran zu setzen, daß sie Marie mit sich nehmen konnte, mußte sie sich überzeugen, daß nun von einem Transporte der Kranken wirklich nicht mehr die Rede sein dürfe.

Selbst Fräulein Hübner ließ sich dieses Mal durch die Reue und den Schmerz, die sie bezeugte, täuschen; ihr ächt gefühlvolles Wesen sträubte sich dagegen, den Muttergefühlen zu mißtrauen, die endlich doch zum Durchbruche gekommen zu sein schienen; sie glaubte dieselben auch nicht zu tief verletzen zu dürfen, indem sie Frau von Dollenbeck abhielt, sich an das Lager ihres Kindes zu begeben.

Aus den heftigen Phantasien Marien's ging nun, ihr unbewußt, ihr ganzes Verhältniß zu Carl Bornemann deutlich hervor; sie verrieth den ganzen kleinen Roman mit der blauen Schleife, die sie heimlich bei sich getragen hatte und noch jetzt nicht aus der Hand ließ. Einen besseren Beweis für die Reinheit ihrer Gefühle und die Unschuld ihres bisherigen Verhaltens konnte man nicht finden, wie diese aus ihrem tiefsten Herzen unverhohlen kommenden Geständnisse, und Fräulein Hübner, die



sich dadurch auf das Tiefste gerührt fühlte und es für ganz unmöglich hielt, daß es nicht jedem Andern, besonders der eigenen Mutter, ebenso ergehen müsse, nahm keinen Anstand, die Letztere nun auch in das zarte Geheimniß blicken zu lassen; sie stützte darauf sogar die Hoffnung, die Präsidentin möge diese mit dem Herzen Mariens so innig verwachsene Neigung anerkennen und lieber ihre Pläne, die doch so wenig Aussicht auf Durchführung hatten, opfern, wie das Glück, vielleicht das Leben der Tochter.

Frau von Dollenbeck war sichtlich auf das Höchste überrascht durch Das, was sie in dieser Weise erfuhr, aber sie wußte sich zu beherrschen und verrieth nicht gerade, was sie dabei empfand. Von einer so wenig standesgemäßen Verbindung, äußerte sie nur einmal gegen Fräulein Hübner, wahrscheinlich um deren Meinung zu sondiren, werde doch wohl schwerlich die Rede sein können, es sei eine gefährliche Schwärmerei Marien's, die man um ihrer selbst willen mit gütlichen Vorstellungen bekämpfen müsse; als das Fräulein aber gerade heraus sagte, die Familie Bornemann gehöre nicht nur allein zu den höchstgeachteten, sondern, soviel sie wisse, auch zu den sehr begüterten und die Verhältnisse Carl Bornemann's sicherten Marien's Zukunft jedenfalls doch mehr wie die des Legationssecretairs, den die Präsidentin, gewissermaßen zu ihrer Rechtfertigung, gar nicht für so reich gelten lassen wollte, wußte die Letztere, woran sie war, und schwieg fortan wohlweislich.

Nun traten bei Marien doch zuweilen halblächte Momente ein, in denen sie ihre Umgebung erkannte, freilich nur, um sehr schnell der Fiebererregung Platz zu machen; sah sie dann Fräulein Hübner neben sich, so beänstigte sich der in ihr tobende Sturm und sie schien den Schutz, den ihr die treue Freundin angedeihen ließ, zu empfinden; als sie aber das erste Mal ihre Mutter erkannte, stieß sie einen herzbrechenden Schrei der Angst aus, wandte sich von ihr ab und verfiel wieder in die wildeste Raserei.

Das war eine ungemein erschütternde Scene; man hätte glauben sollen, daß ein Mutterherz sie nicht zu ertragen vermocht hätte. Frau von Dollenbeck wurde auch augenscheinlich davon ergriffen; sie vergoß bittere Thränen und schien tief gedemüthigt

zu sein; das alte Fräulein war, obgleich sie ihre Schuld nur zu gut anerkannte, doch nicht im Stande, ihr Mitleid zu versagen.

Als sich Dasselbe ein paarmal wiederholte, erklärte die Präsidentin selbst, sie wolle darauf verzichten, wieder an das Lager ihrer Tochter zu treten, bis dieser bedenkliche Fieberzustand sich verloren haben würde.

„Es ist entsetzlich,“ sagte sie unter Schluchzen, — „daß es so weit gekommen ist! Mein Anblick kann Marien den Tod bringen! O wenn ich ein Unrecht begangen habe, — und Gott ist mein Zeuge, daß ich immer nur das Glück meines Kindes in das Auge faßte, — so werde ich jetzt schwer dafür gestraft!“

Sie setzte nicht hinzu, was sie zu thun beabsichtige, um dieses vermeintliche Unrecht wieder gutzumachen. Fräulein Hübner konnte ihren Entschluß, sich in der nächsten Zeit von Marien fernzuhaltan, nur unterstützen, ein wie großes Bedauern sie deshalb auch mit ihr hatte.

Die Präsidentin konnte überzeugt sein, daß ihre Tochter, was die Pflege in der Krankheit anbetraf, sich in den besten Händen befinde, und damit rechtfertigte sich, daß sie ihre Besuche in der nächsten Zeit beschränkte; sie kam nur einen Tag um den anderen, ihr Diener, dem sie Schweigen zur strengsten Pflicht gemacht hatte, mußte aber täglich zwei oder drei Male kleine Billets, welche die zärtlichsten und besorgtesten Erkundigungen enthielten, zu Fräulein Hübner bringen und in gleicher Weise die Krankheits-Bulletins in Empfang nehmen.

Gegen Rose Franke hatte sie ein Mißtrauen gefaßt und betraute sie nicht mit diesem Auftrage; das Mädchen, das selbst in der größten Besorgniß um das Befinden ihres Fräuleins schwebte, machte indessen oft aus eigenem Antriebe den weiten Weg zu dem alten Fräulein, das ihr auch den Eintritt in das Krankenzimmer gestattete, da sie ihre aufrichtige Theilnahme nicht verkennen konnte.

Marie überstand das Schlimmste, aber Gefahr blieb immer noch für sie vorhanden, wenn das zerrüttete Nervensystem nicht mit der größten Vorsicht geschont wurde; die Präsidentin durfte noch immer nicht wagen, sich vor ihr sehen zu lassen.

Daß dies Alles an der stolzen, hartherzigen Frau nicht ganz spurlos vorüberging, wollen wir nicht bezweifeln, denn es giebt

wohl nur seltene Fälle, in denen sich die Stimme der Natur gänzlich verleugnen läßt, aber in ihrer Häuslichkeit sah man ihr jedenfalls nicht an, daß sie einen großen Kummer hatte. Von Anfang an war sie darauf bedacht gewesen, die Wahrheit zu verheimlichen, und hatte durch die Diensthoten sowohl im Hause zu verbreiten gesucht, ihre Tochter habe eine Reise zu Verwandten gemacht, wie sie dies selbst allen Bekannten mit der heitersten, sorglosesten Miene aussprach. Ihre sogenannten Soireen und der Nähverein nahmen ungestörten Fortgang, und sie wußte die Rolle der Unbefangenen so gut zu spielen, daß es Niemandem einfiel, Marien's Abwesenheit zu beargwöhnen.

Nur Herr von der Hagen ließ sich so leicht nicht täuschen, da er Zeuge der ungewöhnlichen Abreise Marien's gewesen, was er der Präsidentin allerdings nicht gestand. Mit wie Kühner Stirn sie ihm auch mittheilen mochte, ihre Tochter sei durch eigenthümliche Umstände, die sich der Besprechung entzögen, zu dieser kurzen Reise, deren Ziel sie nicht angeben wollte, veranlaßt worden, wie sie dieses Geheimniß auch in den Bereich des Scherzes zu ziehen bemüht war und spätere Aufklärung versprach, blieb der Legationssecretair doch überzeugt, daß hier viel tiefere Gründe vorlägen, und zweifelte nicht, Marie habe sich auf das Bestimmteste geweigert, auf ihrer Mutter und seine eigenen Absichten einzugehen; da die Präsidentin ihm aber noch immer in einer Weise schmeichelte, die bewies, daß sie ihren Plan festhalte, begriff er, wie viel ihr an der Verwirklichung desselben liege, und dadurch wurde das schon in ihm aufgekeimte Mißtrauen, sie handle eigennützig und wolle ihn betrügen, bestärkt.

In jedem Falle war seine Eitelkeit verletzt, und er bedauerte Nichts mehr, als daß Frida Bornemann abwesend war; sonst hätte er es jetzt auf das Neueste ankommen lassen und durch eine auffällige Annäherung an die Letztere Frau von Dollenbeck eingeschüchtert und zur offenen Aussprache gezwungen; damit würde er sich selbst auch den Rücken gedeckt haben, — seine pekuniären Verhältnisse drängten ihn in immer bedrohlicher werdender Weise, eine Entscheidung zu treffen. Einweilen konnte er aber doch nicht unterlassen, seine Empfindlichkeit kundzugeben, indem er seine Besuche beschränkte, und dadurch setzte er Frau von Dollenbeck wirklich in eine gelinde Verzweiflung; sie verstand

ihn vollkommen, wußte sich aber keinen Rath, wie sie ihn befriedigen sollte. Beide fürchteten den Abbruch ihres bisherigen Verhältnisses, und es war ihnen keineswegs Ernst damit; sie hatten sich gegenseitig zu täuschen gewußt und waren bemüht, dies auch noch fernerhin fortzusetzen, sich Hoffnungen hingebend, die ihnen um so verlockender erschienen, je schwächer sie in der That wurden.

Bei aller schlimmen Laune und Sorge, in die er durch sein doppeltes Mißgeschick, in Bezug auf Marie von Dollenbeck und Frida Bornemann, versetzt wurde oder gerade, um sich derselben gewaltsam zu entziehen, vergaß Bruno von der Hagen keineswegs die gegen die arme Anna eingefädelte Intrigue; seine Mißstimmung machte ihn nur noch geneigter, rücksichtslos gegen dieselbe zu verfahren.

Das Mädchen hatte seinen Rath befolgt und war auf das Freudigste durch den Erfolg überrascht worden. Zwar flöste ihr die Persönlichkeit ihres zukünftigen Prinzipals kein besonderes Vertrauen ein, aber seine höfliche Bereitwilligkeit ließ Nichts zu wünschen übrig, und als sie sich auf die Empfehlung Herrn von der Hagen's berief, fand sie ohne weitere Umstände ein Engagement, das ihre Erwartungen weit übertraf.

Der so plötzliche günstige Umschwung ihrer Verhältnisse war ganz geeignet, Anna in einen förmlich betäubenden Glücksrausch zu versetzen. Sie, die sich, bei der mühevollsten Beschäftigung, bisher nur zu den untersten Arbeiterklassen zählen durfte, nahm nun auf einmal eine Stellung ein, die sie auf eine weit höhere, von jenen beneidete, weil unerreichbar erscheinende Stufe hob; man verlangte von ihr nur wenig Arbeit; dagegen sollte sie repräsentiren wie eine Dame, und das wurde ihr in unverhältnißmäßig höherer Weise bezahlt. Der neue Prinzipal selbst machte sie sofort darauf aufmerksam, daß sie sich von nun an anders kleiden müsse, und bot ihr, um dies zu ermöglichen, einen beträchtlichen Vorschuß auf ihre Gage — es hieß nicht mehr Lohn — an; er fand dabei Gelegenheit, ihr manche, etwas zudringliche Schmeicheleien über ihre Schönheit und gewandtes Benehmen zu machen, und wenn sie sich davon auch gerade nicht auf das Angenehmste berührt fühlte, so klang es doch so verschieden von der kurzen und rauhen Behandlung, der sie in der letzten

Zeit ausgefetzt gewesen war, daß die weibliche Eitelkeit damit nicht unzufrieden sein konnte.

Anna ging noch immer wie im Traume umher, als sie die Einkäufe für ihre Toilette machte, als sie sich dann so ganz verändert vorkam und sich selbst schön zu finden begann, als die glückliche Familie sich und ihr gratulirte und sie die leichten Pflichten ihres neuen Amtes antrat, und sie war dankbar genug, sich trotzdem immer wieder zu erinnern, daß sie all' dieses Glück nur Herrn von der Hagen verdanke, den sie einmal so schwer verkannt zu haben nun bitter bereuete.

Und er kam nicht einmal, um sich diesen wohlverdienten Dank einzufordern! — sie fragte sich, ob er sie wirklich wieder gänzlich vergessen habe oder sie durch die Güte, die er auf sie gehäuft hatte, für ihr früheres Mißtrauen beschämen wollte, und die eine wie die andere Vorstellung war ihr schmerzlich. Jetzt wünschte sie ebenso sehr, ihn wiederzusehen, wie sie ihn vorher geflohen hatte; ihr Vertrauen war so leicht wieder herzustellen gewesen.

Ihre Lebensweise hatte sich nun natürlich bedeutend geändert. Nicht mehr so früh wie bisher brauchte sie das Haus zu verlassen und kehrte gewöhnlich, wenn nicht gerade eine besondere Anhäufung von Arbeiten im Geschäfte vorlag, bei guter Zeit dahin zurück. Ihr sehnlichster Wunsch und ernstester Wille war immer gewesen, die traurige Lage ihrer Familie zu verbessern, was ihr, wie man schon gehört hat, früher auch theilweise gelungen war; bei dem spärlichen Verdienste in letzter Zeit war sie dazu außer Stande gewesen. Wenn ihre Mittel nun auch augenblicklich nicht ausreichten, die Ihrigen in eine ganz sorgenfreie Lage zu versetzen und allen, selbst bescheidenen Ansorderungen zu genügen, so wurde dies jetzt doch schon in Aussicht genommen, und die armen Leute erfreuten sich schon im Voraus der Genüsse, die der Tochter reichlicher Verdienst ihnen schaffen sollte; Anna wurde gewissermaßen als der Schutzengel der ganzen Familie betrachtet und jetzt natürlich in noch erhöhtem Maße; sie fühlte sich stolz und glücklich darüber, und wenn sie sich manchmal des gewiß ungerechten Vorwurfs nicht erwehren konnte, daß sie sich augenblicklich besser kleide und überhaupt manche Vorzüge vor Eltern und Geschwistern genieße, was ja eben die Verhältnisse mit sich

brachten und erforderten, so suchte sie sich damit zu trösten, daß mit der Zeit auch die Letzteren durch sie dieser Vortheile theilhaftig werden sollten; sie ließ es sich auch ernstlich angelegen sein, dieses Ziel bald zu erreichen, und nahm sich noch aus dem Geschäfte Arbeit, die ihr besonders bezahlt wurde, nach Hause mit, um die halbe Nacht dabei zuzubringen.

Dieser Fleiß und das ihr natürliche anstandsvolle Wesen, das alle Mängel ihrer Erziehung vollkommen verdeckte, gewannen ihr schnell eine Art von Achtung bei ihrem neuen Prinzipale und dem ganzen Geschäftspersonale, das anfänglich große Lust bezeigt hatte, sie ein bißchen über die Achsel anzusehen; begriff man doch nicht, welche Umstände ihr so schnell zur Erlangung einer so guten Stellung verholfen hätten; selbst der Erstere war nicht recht klar darüber, warum Herr von der Hagen eine Gefälligkeit von ihm erbeten hatte, die ihm selbst jetzt zum Vortheile gereichte; das bescheidene, fleißige und würdige Verhalten Anna's stimmte nicht zu seiner ersten Annahme. Leider war er kein Mann von gediegenen, ehrenwerthen Grundsätzen und besonders tiefem Gefühle; das bewies sein Raisonnement, welches etwa folgendermaßen lautete:

„Der Herr Baron hat doch einen vortrefflichen Geschmack, und wie schlau er immer zu operiren weiß! — er ist wahrhaftig ein geistvoller Mann, wird noch einmal eine bedeutende Carriere machen, und um seine Rechnung ist mir gar nicht bange. Einen solchen Kunden muß man sich warm halten, — eine Hand wäscht die andere. Da hat er seine Augen nun auf die reine Tugend geworfen und einen sicheren Weg gefunden, ihr beizukommen. Eigentlich schade um das hübsche und brave Mädchen, wenn es sich die Augen nicht klar und den Kopf nicht frei erhält! — Aber das geht einmal im großstädtischen Leben so zu, — sie ist nicht die Erste und wird nicht die Letzte sein, und ich — ich habe doch wahrhaftig keine Verpflichtung, die Moralität meiner Arbeiterinnen außerhalb des Geschäftes zu überwachen!“

Wenn der Biedermann die kleinen Gewissensbisse, die sich doch in ihm regen mochten, in solcher Weise niederzuschlug, so kam sein Eigennutz dabei auch noch in anderer Weise in das Spiel; Anna's Schönheit ließ nämlich auch ihn nicht ganz kalt, und wenn er sich auch nicht zutraute, einen förmlichen Wettkampf

mit dem Legationssecretair zu unternehmen, so konnte er doch nicht umhin, sich so liebenswürdig gegen sie zu bezeigen, daß sie hierin die einzige Störung ihres jetzigen Glückes fand; indessen glaubte sie ertragen zu müssen, was einmal nicht zu ändern war, und wußte dabei den kleinen Mann doch in einigem Respekte zu erhalten.

Nach Verlauf von wenigen Tagen schon war das junge Mädchen in ihrer neuen Stellung ganz zu Hause; hauptsächlich hatte sie in dem Verkaufsladen zu thun, wohin ihre Persönlichkeit manchen Kunden zog. Es konnte nicht fehlen, daß ihr dabei eine Menge von Artigkeiten gesagt wurde, und wenn dieselben sie auch nicht zu thörichter Eitelkeit verleiteten, da sie schon aus früherer Erfahrung wußte, wie wenig Werth darauf zu legen sei und welche Zwecke die Schmeichler wohl im Auge hatten, so war der Unterschied gegen die letzte Zeit doch zu groß, als daß sie die ihr widerfahrrene Gunst des Schicksals nicht fühlen und sich dadurch veranlaßt gefunden haben sollte, Herrn von der Hagen's mit den wärmsten Empfindungen zu gedenken. Es war ihr auch, als sei sie ihm jetzt um Vieles näher gekommen, der Abstand zwischen ihren Lebensstellungen nicht mehr so groß, wie damals, als sie mit Blumen auf den Straßen und in öffentlichen Localen haufiren gegangen; man mag darüber nicht lächeln und Anna für gar zu thöricht halten, denn in ihren Augen mußte ja der Schritt, den sie vorwärts gethan hatte, ungeheuer weit erscheinen. Zuweilen fragte sie sich, — zuerst schüchtern und ungläubig, dann immer zuversichtlicher, je öfter sie es sich wiederholte, — ob er nicht gerade die Absicht gehabt haben möge, sie allmählig zu sich emporzuheben; es ließ sich sonst doch schwer erklären, warum er sich noch weiter um sie bekümmert haben sollte. Dieser Gedanke war so verführerisch, daß sie ihm oft und gern nachhing und sich Beispiele anführte, die sie einmal gehört oder gelesen hatte, daß vornehme junge Männer keinen Anstand genommen, sich ihr Lebensglück mit Hintenansehung aller Standesvorurtheile zu suchen.

Sie erschrak dann wohl über solche Träumereien und warf sich selbst thörichte Einbildung vor; wo der Versucher aber einmal einen kleinen Platz gefunden hat, dahin kehrt er immer wieder und weiß sich gewöhnlich bald ein großes Feld zu erobern,

auf dem er sich dann siegreich behauptet. Die Hindernisse, die sich der Verwirklichung solcher Träume und Wünsche entgegenstellen, reizen die Phantasie nur zu einem um so kühneren Fluge; das zog der Legationssecretair auch jedenfalls in seine Berechnung und hielt sich deshalb fern von dem jungen Mädchen, deren Verlangen, ihn wiederzusehen, sich allmählig zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht steigerte.

Wenn Anna im Geheimen solche Pläne machte, vor deren Vermessenheit sie, wie gesagt, selbst immer wieder erschrak, so mag es zu ihrer Entschuldigung gereichen, daß denselben doch kein Gedanke gemeinen Eigennutzes zu Grunde lag; nur die Reizung, die sie Herrn von der Hagen schon früher zugetragen und dann gewaltsam bekämpft hatte, war jetzt wieder in ihre alten Rechte getreten, weil sie ihn nun rechtfertigen zu können glaubte, und sie hatte an Stärke gewonnen, war hingebender und auch verlangender geworden.

Der Legationssecretair hatte ihr selbst gesagt, daß er das Geschäft, in dem sie sich jetzt befand, öfter besuche und einmal Gelegenheit nehmen werde, sich dabei nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Hatte er dieses Versprechen nun ganz vergessen? — Dann mußte sie ihm doch wirklich sehr gleichgiltig geworden sein, und alle ihre Träume davor in Nichts zusammensinken; es wäre eine tiefe Beschämung vor ihr selbst gewesen. Man wird daraus ersehen, wie sehr die Verhältnisse ihre Ansichten geändert hatten; sie wünschte jetzt, was sie vor Kurzem noch gefürchtet hatte: Herrn von der Hagen wieder zu begegnen.

Es waren etwa vierzehn Tage vergangen, seitdem Anna ihre neue Stellung angetreten hatte, als sich ihre schon beinahe aufgegebene Hoffnung endlich erfüllte. Sie befand sich gerade in dem Verkaufsladen, beschäftigt, einige Käufer zu bedienen, als sie plötzlich leise zusammensuhr und tief erröthete, denn Herr von der Hagen war eingetreten. Es schien indessen, daß er sie nicht bemerkte und auch gar nicht zu suchen gedachte; mit heiterer Unbefangenheit begrüßte er den ebenfalls anwesenden Prinzipal, unterhielt sich, ihr den Rücken zuwendend, mit ihm — es war ihr, da sie auf andere Weise in Anspruch genommen wurde, unmöglich, auf die Worte zu achten und dieselben zu verstehen, —



ließ sich einige Waaren vorlegen und machte dann eine größere Bestellung.

Das Herz des jungen Mädchens klopfte stürmisch, und kaum war sie im Stande, ihrer Pflicht zu genügen; sollte er wirklich nicht nach ihr fragen, und wenn er sie von ungefähr bemerkte, wie würde er sich dann, zumal vor so vielen Zeugen, gegen sie benehmen? — Sie fürchtete jetzt fast seine Anrede, und doch wäre es ein niederschmetternder Schlag für sie gewesen, wenn sie die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß sie ganz vergessen worden sei.

Nach einer geraumen Weile erst schien Herr von der Hagen diese Erinnerung zu kommen; sie gewahrte, wie er sich suchend umblickte und, als sein Auge auf sie fiel, dem Kaufmann ein paar Worte sagte, worauf dieser eine seine Bereitwilligkeit ausdrückende Verbeugung machte und ihr winkte, heranzukommen.

Wie sehr Anna's Herz auch zitterte, lag ihr doch sehr viel daran, zu beobachten, welchen Eindruck ihre jetzt offenbar sehr veränderte Erscheinung auf den Legationssecretair machen würde, und es berührte sie ein wenig empfindlich, daß sich in seinen Mienen auch keine Spur wohlgefälliger Ueberaschung kundgab; mit artiger Zurückhaltung grüßte er sie und fragte im ruhigsten Tone, der ihre Erwartungen vollkommen täuschte, ob sie sich unter den neuen Verhältnissen zufrieden fühle. Sie konnte die Frage aufrichtig bejahen und hätte gern noch viele Worte des wärmsten Dankes hinzugefügt, aber der größte Theil derselben ging in ihrer Verlegenheit verloren, und Herr von der Hagen kam ihr auch zuvor, indem er sich jeden Dank verbat und seinen Wunsch, sie möge sich auch fernerhin befriedigt fühlen, in ziemlich kalthöflicher Weise aussprach; dann grüßte er sie wie vorher und meinte, er wolle sie nicht länger von ihrer Pflicht abhalten.

Das junge Mädchen war halberstarrt durch diese kurze, förmliche Unterredung, die eine wahre Theilnahme an ihr nur zu sehr bezweifeln ließ; sie verbeugte sich, erblassend und mit niedergeschlagenen Augen; aber der Legationssecretair schien diese Verwirrung gar nicht mehr zu bemerken; er hatte sich schon wieder zu dem Besitzer des Geschäftes gewandt.

„Lassen Sie mir also die Probe nach diesem Muster anfertigen,“ hörte Anna ihn sagen, — „und haben Sie dann die Güte, mir dieselbe zuzuschicken.“

Darauf wechselte er noch einige scherzende Worte mit ihrem Prinzipale und verließ dann den Laden, ohne noch einen weiteren Blick für sie zu haben.

Anna fühlte sich recht unglücklich; jetzt konnte sie nicht mehr daran zweifeln, daß sie Herrn von der Hagen früher zu sehr verletzt und er jetzt nur eine edle Rache an ihr genommen habe; wenn Dem wirklich so gewesen wäre, so hätte er seinen Zweck damit vollständig erreicht: sie fühlte sich dadurch auf das Tiefste gedemüthigt und bereute beinahe, was ihr in Wirklichkeit doch nur zur Ehre gereichte. Kein Zweifel mehr, daß sie ihm jetzt vollständig gleichgiltig geworden sei und daß sie sich in ihren Vermuthungen und Hoffnungen arg getäuscht habe! — Das war nicht allein beschämend, sondern es that ihr auch im innersten Herzen, dessen wahres Gefühl so tief davon berührt wurde, unendlich wehe. Am liebsten würde sie nun Alles, was sie seiner Fürsprache verdankte, aufgegeben haben, nicht aus Trog und Unwillen, sondern weil sie kein Recht mehr darauf zu haben glaubte; aber die Vernunft sagte ihr doch, daß sie um ihrer Familie willen nicht so handeln, zum zweiten Male nicht um ihre selbstwillen deren Hoffnungen zerstören dürfe.

Es kostete sie nun schwere Kämpfe, ihren Schmerz in sich zu verschließen und das heitere Antlitz zu zeigen, das ihre Umgebung von ihr verlangte; je besser es ihr aber gelang, diesem Gebote der Nothwendigkeit zu folgen, desto mehr Raum gewann die Leidenschaft, die sie durch trügerische Vorstellungen schon zu sehr genährt hatte; sie konnte es sich nicht länger verheimlichen, daß sie eine unbegrenzte Anhänglichkeit und glühende Liebe für den Mann empfinde, der sie nun mit einer Art Verachtung behandeln zu wollen schien.

Einige Tage später waren die Wäscheproben, die der Legationssecretair verlangt hatte, angefertigt, verpackt und zur Versendung bereit; vielleicht aus Vergeßlichkeit des Prinzipals war die letztere bis zum Abende unterblieben, und er erinnerte sich des nicht sehr umfangreichen und schweren Packets erst kurz vor dem Schlusse des Geschäfts.

„Thun Sie mir den Gefallen, Fräulein Anna,“ sagte er, der Vielbeschäftigte, kurzweg, — „dieses Packet an seine Adresse zu besorgen; Sie brauchen ja, wenn Sie nach Hause gehen, des-

halb keinen großen Umweg zu machen, und es genügt, dasselbe an den Bedienten des Herrn Legationssecrétaires mit einer kurzen Erläuterung abzugeben. \*\*\*straße No. \*, Bel-Etage; Sie finden das Schild mit dem Namen des Herrn Barons an der Thür und brauchen nur die Klingel zu ziehen."

Der würdige Herr wartete keine Antwort ab, denn es verstand sich ja von selbst, daß Jeder seines Dienstpersonals ihm „einen Gefallen" that, mochte derselbe mit dessen sonstigen Funktionen auch Nichts gemein haben; er lief geschäftig, dem bestürzten Mädchen das Packet hinterlassend, davon.

Konnte sie wohl eine Einwendung gegen diesen ihr so wenig passend erscheinenden Auftrag machen? — Wollte sie solche Bedenken äußern, so würde man sie verwundert angesehen oder geradezu ausgelacht haben, — gewiß hätte keine andere ihrer Collegen sich geweigert, sich einer solchen Bestellung, wie sie ja häufig vorkam, zu unterziehen.

Es blieb ihr also nichts Anderes übrig, als das Packet zu nehmen und damit das Geschäft zu verlassen; erst draußen auf der Straße hatte sie Muße, ihre Bedenken noch einmal zu erwägen. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß sie sich ihres Auftrages entledigen konnte, ohne daß Herr von der Hagen sie zu Gesicht bekam, wenn sie aber an diese Möglichkeit dachte, so sank ihr der Muth, und sie hatte schon große Lust, die Beforgung einem Dienstmanne zu übergeben, fürchtete aber doch die Verantwortung vor ihrem Prinzipale, wenn dann irgend eine Unregelmäßigkeit vorkommen sollte.

Zögernden Schrittes kam sie vor dem Hause an, in dem der Legationssecrétaire wohnte, immer noch unentschlossen, wie sie sich benehmen solle. In der Bel-Etage war kein einziges Fenster erleuchtet, woraus sich schließen ließ, Jener sei gar nicht zu Hause, und dies gab ihr einigermaßen den Muth wieder; jetzt galt es, schnell zu vollbringen, was einmal geschehen mußte. Rasch betrat sie das Haus und stieg die hellerleuchtete Treppe hinauf; ihre Hand zitterte, als sie nach dem Klingelzuge faßte. Sie hatte kaum geläutet, als die Thür auch schon geöffnet wurde, und vor ihr stand — Herr von der Hagen.

Er schien gar nicht besonders betroffen zu sein, als er sie erkannte, — man wird wohl auch nicht daran zweifeln, daß er

sie erwartet hatte, — während das arme Mädchen vor Schreck beinahe in die Knie sank und, unfähig, ein Wort hervorzubringen, ihn in einer Weise anblickte, als wolle sie ihn um Gnade bitten.

Herr von der Hagen hatte mit seiner Ruhe jetzt einen unberechenbaren Vortheil über das fassungslose Mädchen gewonnen; widerstandslos folgte sie seiner gemessen freundlichen Einladung, näher zu treten, wußte sie doch kaum, was sie that.

Der Bediente, an den sie eigentlich von ihrem Prinzipale gewiesen worden, war nirgends zu erblicken; sie fand sich mit dem Legationssecretair allein in dem Zimmer, das wir schon früher beschrieben, das jetzt aber in einer so matten Beleuchtung lag, daß sich die Einzelheiten, besonders die erwähnten Gemälde, darin kaum erkennen ließen, und Anna hatte jetzt am allerwenigsten Muth und Lust, Beobachtungen anzustellen.

Sie sah auch nicht das triumphirende Lächeln, den eigenthümlichen Ausdruck, der sie erschreckt haben würde, auf dem Antlitze Herrn von der Hagen's, sondern hörte nur seine Stimme, die sie in wohlwollendem Tone fragte, was ihm die Ehre ihres unerwarteten Besuches verschaffe.

Das Mädchen stammelte nur eine sehr unvollkommene Antwort, aber er verstand sie dennoch, nahm ihr das Packet ab und legte dasselbe, ohne es zu öffnen und den Inhalt anzusehen, bei Seite; dann meinte er, sie werde es begreiflich gefunden haben, daß er vor einigen Tagen, als er das Geschäft besuchte, sie vor Zeugen nicht mit einer längeren Unterhaltung belästigen gewollt, desto mehr freue er sich über die jetzt gebotene Gelegenheit, Näheres über ihre neuen Verhältnisse zu hören, an denen er, wie sie wohl nicht bezweifeln werde, das aufrichtigste Interesse nehme; auch sei er gern bereit, nach seinem Vermögen zu erfüllen, was ihren Wünschen etwa noch übrig geblieben wäre.

Einen so väterlichen Ton Herr von der Hagen auch angenommen hatte, fühlte Anna doch die bedenkliche Situation, in der sie sich hier ihm gegenüber unter vier Augen befand, und ihr Herz klopfte stürmisch in banger Aufregung; sie wäre glücklich gewesen, wenn sie dies Alles an einem anderen Orte gehört hätte, denn es löste ja die traurigen Zweifel, denen sie sich in den letzten Tagen hingegeben hatte, in einer so befriedigenden

Weise, die sie billigerweise nur verlangen konnte; Herr von der Hagen verachtete sie also nicht, er zürnte ihr nicht, sondern hatte mit seiner neulichen scheinbaren Kälte nur eine zarte, dankenswerthe Rücksicht auf sie genommen; er verdiente doch wahrlich, daß sie ihm nun auch Vertrauen schenkte, eine übertriebene Schüchternheit mußte ihn verlegen.

Wie konnte sie ihm abschlagen, den Platz, den er ihr auf einem Sessel anbot, anzunehmen? — Er selbst setzte sich auf einen Stuhl ihr dicht gegenüber und wiederholte seine Frage. Allen ihren Muth zusammennehmend, erhob sie die Augen zu ihm und senkte sie schnell, voll Bestürzung, wieder nieder, als sie seinen Blick mit dem unverkennbaren Ausdrucke einer Theilnahme auf sie gerichtet sah, die wohl nur sehr warmen Empfindungen entsprossen sein konnte.

„Ach, Sie haben noch immer kein Vertrauen zu mir, Anna?“ sagte er in vorwurfsvollem, beinahe schmerzlichen Tone. „Ich kann also den Fehler, den ich einmal begangen habe, nicht wieder gutmachen? Und waren denn die Empfindungen, die mich dazu verleiteten, so unerklärliche, so verabscheuungswürdige, daß sie gar keine Verzeihung verdienen? — Aber ich sehe nun wohl ein, daß es meine Persönlichkeit ist, die Sie abstößt, daß auch die bescheidenste Annäherung von meiner Seite Ihnen zuwider ist und daß ich jede Hoffnung, die ich nun schon seit so langer Zeit in mir trage, aufgeben muß, Sie Freundin, im edelsten Sinne des Wortes, nennen zu dürfen. Nun gut, ich will Ihre Empfindungen nicht wieder auf eine so harte Probe stellen und vermeiden, Ihnen noch einmal zu begegnen, aber wenigstens dürfen Sie mir nicht verbieten, aus der Ferne über Sie zu wachen und stets meine Freundschaft für Sie bereit zu halten, wenn das Schicksal es noch einmal so fügen sollte, daß Sie derselben bedürfen könnten.“

Herr von der Hagen sprach mit einem Pathos, das, wenn man es nicht für erkünstelt halten wollte, sich nur auf eine sehr tiefe Seelenbewegung zurückführen ließ, und er schien dem Worte auch sogleich die That folgen lassen zu wollen, indem er sich langsam von seinem Stuhle erhob, als müsse er dieser Unterredung nun ein Ende machen.

Aber Anna folgte nicht seinem Beispiele; kaum traute sie

ihrer Ohre, als sie dieses Bekenntniß einer innigen Zuneigung vernahm, die sie nur zu sehr theilte; daß er derselben keinen andern Namen als den der Freundschaft gab; zog sie nur insofern in Erwägung, als sie sich für den Augenblick dadurch beruhigt und versichert fühlte, daß ihr nicht wieder ähnliche Zumüthungen gestellt würden, wie es schon einmal geschehen war und sie so tief verletzt hatte. Aber sonderbar! das junge Mädchen, ganz geblendet von dem Glücke, das sich ihr auf einmal ganz so zu eröffnen schien, wie sie es sich in ihren Träumereien ausgemalt hatte, — und die Wirkung war um so größer, als sie in den letzten Tagen darauf verzichten zu müssen überzeugt gewesen war, — dachte jetzt nicht einmal an jene Scene, die ihr zur Warnung hätte gereichen sollen, sondern ihre Erinnerungen schienen nur noch bis zu der Stunde sich zu erstrecken, als der Legationssecretair sich, nach der langen Trennung, ihr zum zweiten Male näherte, seitdem aber wußte sie ihm keinen Vorwurf mehr zu machen und hatte ganz andere Ideen und Gefühle für ihn in sich aufgenommen. Sie konnte es jetzt um keinen Preis zugeben, daß er dieselben verkannte und durch ein Mißverständnis, an dem sie ihrer thörigen Schüchternheit alle Schuld zuschrieb, ein Entschluß in ihm bestärkt wurde, der ihren eigenen Wünschen durchaus nicht entsprach.

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, sie legte unwillkürlich, wie zur Bethuerung der Wahrheit, die eine Hand auf's Herz und stammelte:

„O nein, Sie haben mich falsch verstanden — wie undankbar müßte ich in Ihren Augen erscheinen, wenn ich so denken könnte! — Aber es ist gewiß nicht der Fall, ich schwöre es Ihnen! — ich war nur so verwirrt, da ich nicht darauf gerechnet hatte, Sie hier zu finden.“

„Sie nehmen mir durch diese Erklärung einen schweren Stein vom Herzen, liebe Anna,“ sagte Herr von der Hagen, sich schnell wieder neben sie setzend und, wie im Drange der Freude, ihre Hand ergreifend, die sie ihm nun nicht zu entziehen wagte, obgleich sie fürchtete, er möge ihr verrätherisches Zittern bemerken; — „so lassen Sie uns denn als alte Freunde plaudern und erschließen Sie mir aufrichtig Ihr Herz, denn Nichts würde mich glück-

licher machen können, als auch den letzten Schatten des Kummers und der Sorge von demselben verschrecken zu helfen.“

Anna wollte ihm erwidern, daß ihr Nichts mehr zu wünschen übrig geblieben sei, aber sie fühlte, daß sie damit eine große Unwahrheit sagen würde; noch nie hatte sie so lebhaft wie in diesem Augenblicke, wo der Druck seiner Hand sie elektrisch durchzuckte, empfunden, wie viel ihr noch zu ihrem Glücke fehle. —

An diesem Abende kehrte das junge Mädchen viel später als gewöhnlich nach Hause zurück, wo die Andern deshalb schon besorgt geworden waren; ihr Aussehen und ihr ganzes Wesen deuteten auch darauf, daß ihr etwas Außergewöhnliches zugestoßen sei, aber sie suchte sich der deshalb an sie gerichteten theilnahmvollen Fragen zu erwehren, indem sie versicherte, es sei nur im Geschäfte mehr als sonst zu thun gewesen und sie habe sich dabei wohl ein bißchen angestrengt und aufgereggt; sie wolle sich daher auch sogleich zur Ruhe niederlegen.

Anna's Wünsche und Anordnungen, die übrigens nie eine ungebührliche Form annahmen, pflegte der Familie Gesetz zu sein; dies war nicht zu verwundern, da sie von Allen geliebt und als Diejenige, welche schon seit Jahren das Meiste zur Befreiung ihrer Existenz beigetragen, geachtet wurde. Ihr gegenüber hielt der alte Vater seine barschen Ausdrücke, die er sich wohl während der früheren Militärdienstzeit angeeignet hatte und mit denen er selbst seine Gattin, wiewohl nie in böser Absicht, nicht verschonte, im Zaume, die Mutter, eine einfache, etwas beschränkte Frau, fragte sie gern um Rath bei Allem, was sie vornahm, und ordnete sich freiwillig ihrer besseren Einsicht unter, und daß die kleinen Kinder Respect vor der um mehrere Jahre älteren Schwester hatten, verstand sich ja ganz von selbst. Besonders in letzter Zeit sahen Alle, wie schon erwähnt, Anna mit einer Art Ehrfurcht an, die vorzüglich auf Rechnung ihrer besseren Kleidung kam; sie galt ihnen in derselben als eine vollendete Dame.

Wie Anna früher zu Hause Nichts von ihrer Bekanntschaft mit dem Legationssecretair erzählte, den Grund der Aufgabe ihres ersten Geschäftes sogar verheimlichte, so hatte sie auch jetzt

nicht ihren Eltern die volle Wahrheit, wie sie zu der Verbesserung ihrer Lage gekommen war, gesagt. Man braucht deshalb nicht einen Mangel an kindlichem Vertrauen, an Wahrheitsliebe überhaupt vorauszusetzen; die beiden alten Leute lebten so zurückgezogen und standen auf einer so niedrigen Bildungsstufe, daß sie sich von den meisten Dingen, die in der Welt passirten, selten eine richtige Vorstellung zu machen wußten, übrigens ließen sie es sich auch bei allem sie Betreffenden vollkommen an dem greifbaren Resultate genügen und liebten es nicht, der Veranlassung und den etwa daran hängenden Nebendingen nachzuforschen. Man wird sich leicht denken können, daß Anna um so mehr Scheu empfinden mußte, ihrer Bekanntschaft mit einem Herrn der höheren Stände, wie unschuldig dieselbe auch sein möchte, nur zu erwähnen, als ihre Eltern, denen jede richtige Beurtheilung der Verhältnisse abging, sehr strenge Ansichten über eine Tugend bewahrten, die bei ihnen niemals in Versuchung geführt worden war.

Das junge Mädchen, das schon die Möglichkeit einer falschen Beurtheilung fürchtete, hatte es deshalb für das Beste gehalten, anzugeben, es sei ihr durch eine Bekannte gerathen worden, sich um die Stelle, die sie jetzt einnahm, zu bewerben, und ihr dieselbe dann ohne Weiteres zu Theil geworden; irgend welche verfängliche Fragen hatte sie auch nicht zu beantworten gehabt, denn Vater und Mutter hielten es geradezu für eine Unmöglichkeit, daß ihre Anna jemals einen Schritt thun könne, der sich nicht nach allen Richtungen hin rechtfertigen ließe.

Die Dachwohnung der Familie war sehr beschränkt und von der ärmlichsten Einrichtung, aber an Ordnung und Sauberkeit ließ sich daran Nichts aussetzen. Sie bestand nur aus zwei Räumen; in dem kleineren schliefen Anna und zwei der jüngeren Mädchen. Gewöhnlich arbeitete die Erstere noch bis Mitternacht oder darüber hinaus bei dem Lichte einer elenden kleinen Lampe, das die jugendlichen Schläferinnen nicht zu stören vermochte; an diesem Abende aber, wo sie so müde und wortfarg erschien, legte sie sich sogleich, zur großen Verwunderung der Schwestern, die sich heimlich zuflüsternten, die Anna möge doch wohl krank sein, nieder.



Die beiden Kinder konnten in ihrer Besorgniß nicht sogleich einschlafen und machten in Folge dessen eine Entdeckung, die sie sehr beängstigte. Es war drückend heiß in dem engen und niedrigen Gemache unter dem Dache und kein Wunder, daß Anna sich unruhig und schwerathmend auf ihrem Lager bewegte; es mochte ihr dort wohl unerträglich werden, denn sicher in dem Glauben, daß sie nicht mehr beobachtet würde, erhob sie sich leise nach einer Weile und schlich an das geöffnet gebliebene Fenster, durch das über die sich eng aneinander drängenden Ziegeldächer des Häusermeeres der Mond ein schwaches, fahles Licht ergoß; — die Kinder konnten also die ältere Schwester ziemlich gut beobachten, wagten aber nicht, sie zu stören.

Anna stützte das Haupt in beide Hände und verharrte lange unbeweglich, zum Fenster hinausblickend; in dem weißen Nachtgewande, mit dem aufgelösten langen dunklen Haare sah sie beinahe gespenstisch aus, und unheimlich klangen die von Zeit zu Zeit sich aus ihrer Brust ringenden tiefen Seufzer. Dann lehnte sie sich wieder auf dem Stuhle, den sie eingenommen hatte, zurück, faltete die in den Schoß gesunkenen Hände, ließ das Haupt auf die Brust niedersinken und schien lange und inbrünstig zu beten. Ob sie aber wohl Trost dabei fand? — sie rang die Hände wie in wilder Verzweiflung, sie preßte sie auf die wogende Brust und deckte sie dann über das Gesicht; die kleinen Mädchen hörten, wie sie bitterlich weinte.

Es war eine schlimme Nacht für die geängstigten Kinder, die sich fürchteten, ihr Wachen zu verrathen, um von der Schwester nicht gescholten zu werden, — noch schlimmer jedenfalls für die arme Anna selbst, die wohl einen großen Kummer auf dem Herzen haben mußte. Es war beinahe Morgen geworden, als sie erst wieder in ihr Bett zurückkehrte.

Die Kinder verriethen Nichts am Morgen; auch Anna sagte kein Wort darüber, daß sie sich in der Nacht unwohl gefühlt und dieselbe zum größten Theile durchwacht habe; sie sah sehr blaß aus, und ihre Augenlider waren ein wenig geröthet, — die kleinen Mädchen wußten wohl, warum, — als die Mutter aber besorgt fragte, lächelte sie gezwungen und versicherte, sie fühle sich so wohl wie immer.

In der nächsten Zeit wiederholte sich Dasselbe noch sehr häufig: Anna kam spät nach Hause, denn es gab immer mehr im Geschäfte zu thun, und die Kinder, die sich immer mehr ängstigten, machten ähnliche Beobachtungen wie in jener Nacht; übrigens war es gar nicht so schwer zu bemerken, und wurde nur von Anna's Eltern nicht in gehörige Erwägung gezogen, daß sich ihr Wesen sehr veränderte; es lag eine fortwährende Erregung darin, die sie zuweilen geradezu unliebenswürdig machte; sie trat dann hart und herrisch gegen die Kinder, mürrisch gegen die Eltern auf, und als ob sie dies schnell wieder bereue, suchte sie es durch verdoppelte, leidenschaftliche Zärtlichkeit wieder gut zu machen.

Anna mußte ein schweres Geheimniß auf dem Herzen haben.

Rose Franke hatte sich seit einer geraumen Weile scheinbar gar nicht mehr um ihre ehemalige Bekannte gekümmert, denn sie war erzürnt darüber, daß dieselbe aus ihr unbegreiflichen Gründen den Nähverein der Präsidentin aufgegeben hatte; heimlich beobachtete sie aber doch, weil sie eben dadurch hinter diese Gründe zu kommen hoffte.

Es blieb ihr nicht verborgen, daß Anna nun für noch niedrigeren Lohn und viel mühseliger arbeitete, womit ihr das Räthsel noch unlösbarer wurde. Als Anna dann auf einmal in so ganz anderer Gestalt erschien und auch verlautete, daß sie ihre Familie nun wieder reichlicher zu unterstützen vermöge, meinte Rose, vor ihren Augen sei nun ein helles Licht aufgegangen, dasselbe leuchtete aber gerade nicht vortheilhaft auf Anna. Sie schüttelte den Kopf dazu, denn es blieb ihr, obgleich man in großen Städten alles Mögliche erleben kann, doch unbegreiflich, wie das einst so brave Mädchen so tief zu sinken vermöchte; dasselbe darüber zur Rede zu stellen, hielt sie sich selbst aber doch für zu gut.

Rose gehörte auch zu den vorschnell Urtheilenden, sie wußte noch nicht einmal, welche Beschäftigung Anna jetzt habe; sie fühlte vielleicht auch ein bißchen Neid über die verhältnismäßig elegante Toilette des Mädchens. Es machte ihr ein ganz besonderes Vergnügen, sich in die Hausflur zu stellen, wenn Jene am Morgen ausging und Abends heimkehrte, und ihr dann die verächtlichsten Blicke zuzuwerfen, und Anna, die doch eigentlich das Bewußtsein haben konnte, jetzt eine achtungswerthe Lebens-

stellung einzunehmen, erwöthete dann jedesmal tief und wagte nicht, der ehemaligen Freundin einen Gruß zu bieten oder sich gegen die sichtliche Anklage mit einem Worte zu rechtfertigen.

„Ist Trug sie denn wirklich eine so schwere Schuld?“

„Ist Trug sie denn wirklich eine so schwere Schuld?“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

### Der Monat September.

Nach den beiden über Frankreich gekommenen großen Katastrophen von Metz und Sedan waren anfänglich die Friedenshoffnungen in Deutschland fast allgemein gewesen, denn man hatte sich dort die wirkliche Lage der Dinge doch noch nicht recht klarzumachen vermocht und hielt die ihrer Armeen beraubte französische Nation für so gebeugt, daß sie sich zu jedem Opfer entschließen müsse, um den von ihr selbst verschuldeten Krieg zu beendigen. Eine Cirkulardepesche des neuen französischen Ministers des Auswärtigen, Jules Favre, an die Vertreter Frankreichs bei den neutralen Mächten, datirt vom 6. September, bewies indessen deutlich genug, wie sehr man sich verrechnet hatte.

Herr Jules Favre berief sich im Eingange darauf, daß er dem Kriege gegen Deutschland abgeneigt gewesen; dann sagte er, der König von Preußen habe erklärt, nicht gegen das französische Volk, sondern gegen die kaiserliche Dynastie Krieg zu führen, und wolle er nun, nachdem diese Dynastie gefallen und ein freies Frankreich sich erhoben habe, diesen argen Krieg fortsetzen? —

„Wenn dies sein Wille ist,“ fuhr Herr Jules Favre sehr pathetisch fort, — „so acceptiren wir es. Keinenfalls werden wir einen Fuß breit Landes oder auch nur einen Stein unserer Festungen abtreten: ein schimpflicher Friede würde über Kurz oder Lang immer wieder einen Krieg auf Leben und Tod erzeugen. Wir werden nur einen dauerhaften Frieden abschließen.“

Unsere Interessen sind die des ganzen Europa's; blieben wir aber auch in diesem Kampfe ganz allein, nirgends werden wir uns schwach zeigen. Wir haben eine entschlossene Armee, wohl ausgerüstete Forts und eine mit allem Nöthigen versehene Festungslinie, vor Allem aber 300,000 Kämpfer, die entschlossen sind, sich bis auf den letzten Mann zu halten. Nach den Forts würde man die Wälle zu erstürmen haben, nach den Wällen die Barrikaden. Paris kann sich drei Monate halten und siegen; und wenn es unterläge, so würde auf seinen Ruf Frankreich sich erheben und Paris rächen; Europa möge dies wissen! — — Wir wollen den Frieden; wenn man aber gegen uns diesen traurigen Krieg fortsetzt, so werden wir unsere Pflicht bis zuletzt thun, und ich hege das feste Vertrauen, daß die Sache des Rechts und der Gerechtigkeit schließlich triumphiren wird."

Diese Sprache des Besiegten, der den Krieg hervorgerufen hatte, verdiente doch mindestens unverschämt genannt zu werden und mußte in Deutschland allgemeine Entrüstung erwecken; es schien auch beinahe, als ob Herr Jules Favre dies selbst zu begreifen angefangen und den schwerlich irgendwo günstigen Eindruck solcher Rodomontaden wieder abzuschwächen versuchen wolle, als er am 17. September ein zweites Rundschreiben erließ, gelegentlich des Versprechens der republikanischen Regierung, eine konstituierende Versammlung berufen zu wollen, vor welcher sie ihre usurpirte Gewalt niederlegen und derselben die weiteren Bestimmungen über das Schicksal Frankreichs überlassen werde, — ein Versprechen, das sie, wie man bald hören soll, einstweilen noch nicht erfüllte.

In diesem Schreiben hieß es u. A.: „Wir haben nicht die Annahmung, von Preußen Uneigennützigkeit zu begehren; rechnen wir mit dem Gefühle, welches durch die Größe der erlittenen Verluste und die durch den Sieg naturgemäß erzeugte Exaltation hervorgerufen worden ist. — — Nicht unsere Eintagsgewalt also, sondern das unsterbliche Frankreich ist es, das sich gegen Preußen erhebt, um das Leichentuch des Kaiserreichs abzuschütteln, jenes Frankreich, welches frei, edelmüthig, bereit, sich für sein Recht und seine Freiheit zu opfern, jede Politik der Eroberung, jede gewaltthätige Propaganda von sich abweist, das keinen anderen Ehrgeiz kennt, als Herr seiner selbst zu bleiben, um

seine geistigen und materiellen Kräfte zu entwickeln u. s. w.“ (Folgen einige Phrasen über die bekannte und nicht zu bezweifelnde Friedensliebe Frankreichs und Beschuldigungen des kaiserlichen Regime's). Dann heißt es weiter: „Aber Niemand wird der Behauptung Preußens beistimmen, daß Frankreich, wenn es in Freiheit hätte abstimmen können, den Krieg gegen Preußen beschloffen haben würde. Ich ziehe hieraus keineswegs die Folgerung, daß wir deshalb nicht verantwortlich seien. Wir haben das Unrecht begangen, und wir büßen jetzt grausam dafür, eine solche Regierung geduldet zu haben, welche uns in das Verderben riß. Wir erkennen nunmehr die Verpflichtung an, daß wir das Unrecht, welches jene Regierung verübt hat, gutmachen müssen; aber wenn die Macht, mit welcher sie uns in so schwere Verwickelungen gestürzt hat, ihr Uebergewicht und unser Unglück zu unserer Vernichtung benutzen will, dann werden wir verzweifelt Widerstand leisten, und — es ist dies wohl zu beachten — diesen Widerstand wird die durch eine freigewählte Versammlung regelmäßig vertretene Nation leisten, welche jene Macht vernichten will.“

Es gehörte deutscherseits doch wahrhaftig eine recht kindliche oder kindische Vertrauensseligkeit für die durch Jahrhunderte bewährte gute Nachbarschaft und Freundschaft Frankreichs dazu, oder aber schändlicher Verrath an den Interessen der eigenen Nation, welcher die Durchführung ganz besonderer Zwecke verfolgte, um die Beschuldigungen, welche Herr Jules Favre auf Preußen zu wälzen sich bemühte, und die Berechtigung seines Friedensverlangens, ohne eine genügende Entschädigung leisten zu wollen, anzuerkennen und zu unterstützen, und auch nur eine verschwindend kleine Partei in Deutschland erlaubte sich, dies auszusprechen; das eigentliche Gefühl der Nation drückte sich in der Antwort des Grafen Bismarck auf jene Noten, welche ebenfalls für die neutralen Mächte bestimmt war, aus.

Nachdem darin bestimmt ausgesprochen worden, daß Deutschland fern davon sei, sich in die inneren Verhältnisse Frankreichs einzumischen, heißt es, welche Regierung sich dasselbe geben wolle, sei gleichgiltig und die Friedensbedingungen davon unabhängig; nothwendig brauche man gegen einen künftigen Angriff Frankreichs bessere Bürgschaften als die des bloßen Wohlwollens und

müsse ersteren dadurch erschweren, daß man die süddeutsche Grenze und damit den Ausgangspunkt eines solchen Angriffes weiter zurücklege und die Festungen, mit denen Frankreich Deutschland bedrohe, als Bollwerke in die Gewalt Deutschlands zu bringen suche. Deutschland sei nie der Angreifer gewesen, Frankreich dagegen werde jeden jetzt zu schließenden Frieden als einen Waffenstillstand ansehen und, um Rache für die jetzige Niederlage zu nehmen, wieder angreifen, sobald es sich stark fühle.

„Indem wir Frankreich,“ schloß Graf Bismarck, — „von dessen Initiative allein jede bisherige Beunruhigung Europa's ausgegangen ist, das Ergreifen der Offensive erschweren, handeln wir zugleich im europäischen Interesse, welches das des Friedens ist. Von Deutschland ist keine Störung des europäischen Friedens zu befürchten; nachdem uns der Krieg, dem wir mit Sorgfalt und mit Ueberwindung unseres durch Frankreich ohne Unterlaß herausgeforderten nationalen Selbstgefühls vier Jahre lang aus dem Wege gegangen sind, trotz unserer Friedensliebe aufgezwungen worden ist, wollen wir zukünftige Sicherheit als den Preis der gewaltigen Anstrengungen fordern, die wir zu unserer Bertheidigung haben machen müssen. Niemand wird uns Mangel an Mäßigung vorwerfen können, wenn wir diese gerechte und billige Forderung festhalten.“

Ehe wir auf die diplomatischen Unterhandlungen zurückkommen, die um diese Zeit noch zu keinem Ziele führen zu können schienen, da die noch nicht einmal zu Recht bestehende republikanische Regierung die unumgänglichsten Friedensbedingungen auf das Bestimmteste zurückwies, blicken wir uns noch einmal auf dem Kriegsschauplatz um, wo einstweilen noch die Entscheidung zu suchen blieb; die Erklärungen Jules Favre's werden dadurch um so mehr Boden verlieren.

In der ersten Hälfte des Septembers, während der Vormarsch auf Paris und die nächsten Maßregeln zur Umschließung dieser Stadt noch keine besonders interessanten Momente darboten, zumal von amtlicher Seite ein vorsichtiges Schweigen darüber beobachtet wurde, während die Entscheidung vor Metz sich auch noch in die Länge zog, richteten sich in Deutschland die Blicke mit besonderer Theilnahme und Erwartung auf die Belagerung von Straßburg. Französischerseits gab sich eine so

große Zuversicht kund, diese Stadt zu halten, daß es schon in moralischer Beziehung für die deutsche Kriegsführung von der größten Wichtigkeit wurde, sie bald einzunehmen, auch wurde die Besitzergreifung des Elsaß dadurch erst zu einer vollendeten Thatfache.

Am frühen Morgen des 2. September — das Bombardement hatte inzwischen fortgedauert — begann die Artillerie der Festung auf der ganzen Angriffsfront ein besonders heftiges Feuer gegen die deutschen Batterien, und bald ergab sich, daß dasselbe zwei Ausfälle gegen den Bahnhof und die Insel Waaken decken sollte; es gelang den Franzosen aber nicht, weit vorzudringen, denn dort stellten sich ihnen badensische Grenadiere und hier das preussische 30. Regiment entgegen und warfen sie wieder in die Festung zurück. Am demselben Tage konnte General von Werder melden, daß die zweite Parallele fast vollendet sei.

Bei den Belagerern herrschte nun eine außerordentliche Thätigkeit, fortwährend, bei Tage und bei Nacht, wurden Laufgräben ausgehoben, Verschanzungen aufgeworfen und neue Batterien, jetzt von den schwersten Geschützen, zur Thätigkeit gebracht; bei dem vom Regen durchweichten Boden war dies zuweilen eine sehr schwierige Arbeit, und die Soldaten litten bei der meistens kalten Witterung sehr in den Sümpfen ähnlich gewordenen Gräben, zeigten aber stets den besten Willen und unerjchrockenen Muth; leider konnte es nicht ohne zahlreiche Erkrankungen abgehen, indessen waren dieselben meistens doch nur leichter Natur und nahmen keinen epidemischen Charakter an.

Die Artillerie schoß vortrefflich, und ihre Brandgeschosse richteten immer wieder neue Feuersbrünste in der unglücklichen Stadt an, deren Einwohner den schlimmsten Gefahren und Leiden ausgefetzt waren; das Mitleid mußte aber vor den militairischen Rücksichten schweigen. Der schweizerischen internationalen Hilfsgesellschaft gelang es zwar, die Erlaubniß zu erwirken, daß ein Theil der Frauen und Kinder die Stadt verlassen durfte, aber diese Vergünstigung durfte sich doch immer nur auf einen kleinen Theil der Bürgerschaft erstrecken, zumal man auch französischerseits diese Auswanderung gar nicht begünstigte. Die Vorstädte und nächstliegenden Dörfer, Königshofen, Ruprechtsau, besonders Schiltigheim, litten auch schwer durch das Feuer der Festung,

und die hier befindlichen schönen Landhäuser gingen zum großen Theile in Flammen auf. Man sprach damals auch viel davon und bedauerte es auf das Lebhafteste, daß der ehrwürdige, prächtige Münster vollständig ausgebrannt sei, doch erwies sich dies später als unrichtig; überhaupt wurde versucht, der deutschen Kriegführung mancherlei Barbarei zur Last zu legen.

Am 9. und 10. September war das Bombardement besonders heftig; gewaltig litt die Citadelle, deren südliches Thor ganz in Trümmer geschossen wurde; auch am 16. und 17. fand wieder eine äußerst starke Beschießung statt, nachdem die dritte Parallele in der Nacht vom 13. zum 14. vollendet worden. Am Abende des 17. wurde wieder ein größerer Ausfall der Franzosen auf die Sporeninsel von badenischer Infanterie abgeschlagen.

Am 20. gelang es Theilen des Kottbusser Gardelandwehrbataillons, sich der Lunette 53 zu bemächtigen, auf deren Glacis die Belagerungsarbeiten besonders stattgefunden hatten, und alsbald wurden daselbst Mörserbattereien errichtet; der Feind unterhielt auf dieses Werk nun ein heftiges Feuer mit Granaten und aus dem kleinen Gewehre von den links flankirenden Linien und der Contregarde der Hauptenceinte aus, und da er erwarten konnte, daß die Angreifer sich auch der daneben liegenden Lunette No. 52, die durch einen 180 Fuß breiten Wassergraben geschützt wurde, bald zu bemächtigen suchen würden, feuerte er während des 21. wiederholentlich dahin, ab und zu mit Kartätschen.

Die Grabendescente war hier bereits vorbereitet; zwei Reihen Schanzkörbe übereinander bekleideten die Seitenwände des Durchstiches, und Eisenbahnschienen bildeten die Decke; der Ausgang nach dem Wasser war durch Faschinen und Sandsäcke dicht maskirt. Um acht Uhr Abends (am 21. September), als es finster genug geworden, stieg eine Pioniercompagnie an dieser Stelle geräuschlos hinab und begann den Brückenbau, worüber wir einen ausführlichen Bericht der Kölnischen Zeitung anführen, damit unsere Leser eine Vorstellung von den Schwierigkeiten und Gefahren einer derartigen militairischen Arbeit zu gewinnen vermögen. Es heißt dort:

„Die Pioniere entfernten die Tötendeckung, trugen zuerst einige Nachen herbei und ließen sie geräuschlos in's Wasser glei-



ten; zwei Mann mit dem Ende eines Taues fuhren zum jenseitigen Ufer der Escarpe der Lunette hinüber, so daß das Tau sich quer über den Graben spannte.

Große leere Biertonnen wurden herbeigerollt, je zwei nebeneinander durch einige Rahmen von Balken derart verbunden, daß die gemeinsame Achse quer zur Brückenrichtung stand, vier Balken wurden auf den Rahmen aufgelegt, an diesen das diesseitige Tauende befestigt und nun die Tonnen vorwärts gezogen, indem vom diesseitigen Ufer mit den Balken nachgeschoben wurde. Wieder wurde eine Unterstüzung aus zwei Tonnen und einem Rahmen gebildet, wieder vier Balken aufgelegt, die erste, nun freischwimmende Strecke mit Brettern eingedeckt und abermals vorgeschoben. Auf diese Weise wurde vom diesseitigen Ufer aus ein Brückenglied nach dem andern angelegt, und um ebensoviel rückte die Brückentete dem jenseitigen Ufer, dirigirt von dem Leitseil, näher.

Unter Leitung des Hauptmanns Andreae und Premier-Lieutenants von Keiser II. schritt die Arbeit rasch und mit erstaunlicher Ruhe und Geräuschlosigkeit vorwärts. Um 10 Uhr gelangte die Brückentete an das jenseitige Ufer, und die Landflöße wurden gelegt, d. h. die bis jetzt freischwimmende, nur an dem Tau drüben, an den vier Balken hüben dirigirte Brücke wurde an beiden Ufern festgelegt; eine Strohschüttung auf der ganzen Brückenbahn sollte das Geräusch beim Uebergang der Colonne dämpfen. Um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr war auch diese letzte Arbeit beendet; die Colonnen rückten an; die Pionier-Compagnie Röse, die Compagnie Denk (2. Compagnie 34. Infanterie-Regiments) und eine Abtheilung von 100 Mann der 12. Compagnie 1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments unter Leitung des Ingenieurlieutenants von Keiser I.

Mit zwölf Pionieren und zwei Unteroffizieren ging Hauptmann Röse zuerst über die Brücke bis auf die Brustwehr der Lunette vor; einer der Unteroffiziere (Mineur) untersuchte die Hohlräume des, wie zu erwarten, leer gefundenen Werkes auf Minen, die zwölf Mann suchten an der steilen Erdböschung der Escarpe Stufen für die nachfolgenden Colonnen herzustellen. Nachdem der Mineur gemeldet, daß Alles in Ordnung, ging ein Zug Infanterie als Bedeckung über und placirte sich möglichst

gedeckt im Innern des Werkes; ihnen auf dem Fuße folgten die Pioniercompagnien und zwei Züge Infanterie; erstere fand gegen das Feuer des Hauptwalles eine willkommene Deckung in der Pallisadirung der Kehle des Werkes, wohinter sie beginnen, ohne Zögern den Graben auszuheben, um von dieser Position zum Uebergangspunkte dann auch eine gedeckte Communication herzustellen. Die Infanterie fand in den Hofräumen meist Unterkommen bis zur Beendigung der Sappe."

Die Franzosen feuerten zwar von Zeit zu Zeit nach dieser Gegend, wurden den Brückenschlag und Uebergang aber erst gewahrt, als bei dem letzteren Geräusch vorkam, und nun wurde ihr Feuer natürlich ein mörderisches; Kartätschen und Gewehr- kugeln schlugen in die Reihen der noch ungedeckt Stehenden ein und richteten großen Schaden an, bis es endlich gelungen war, die nöthigen Deckungen herzustellen. Ansehnliche Verluste waren zu beklagen, — todt 1 Offizier (Major von Quigow) und 7 Mann, verwundet 4 Offiziere und 30 Mann, — aber die Lunette wurde behauptet und am folgenden Tage mit siebenpfündigen Mörsern armirt.

Nach diesem wichtigen Erfolge schien eine kurze Ruhe des beiderseitigen Feuers eingetreten zu sein, aber schon am 24. wurde dasselbe wieder mit größter Hestigkeit aufgenommen; trotzdem gelang es, das hinter den eroberten Werken gelegene Glacis zu krönen, mit acht Sechspfündern zu besetzen und in die Haupt- mauer Bresche zu schießen. Am 24. September waren auf deut- scher Seite überhaupt in Thätigkeit 146 gezogene Kanonen und 83 Mörser.

Nun begann das immer schwächer werdende Feuer der Fe- stung aber doch schon darauf zu deuten, daß es an Munition fehle und die Widerstandskraft zu erlahmen beginne; durch die Einnahme der beiden Lunetten war der Sturm auf das gänzlich in Bresche gelegte Steinthor recht gut ermöglicht, und man be- reitete sich darauf vor. Die Franzosen muhten dies wohl; noch einmal versuchten sie am Dienstage den 27. einen Ausfall, der die Belagerungsarbeiten zerstören sollte, aber vergeblich; sie wur- den zurückgeworfen, und die deutschen Geschütze setzten das Bom- bardement nur um so gewaltiger und verheerender fort.

Es war am Nachmittage des 27. Septembers um fünf

Uhr, als sich in der Festung die weiße Flagge entfaltete und ein Parlamentair am Steinthore erschien. Hierauf wurde das Bombardement sogleich eingestellt und Jener in das Hauptquartier nach Mundolsheim geführt, wo die Unterhandlungen auf Grund der Capitulation von Sedau begannen. Es wurde demnach in Anbetracht „der ehrenvollen und tapferen Vertheidigung des Places“ Folgendes vereinbart: Am folgenden Morgen, den 28. September um 8 Uhr, räumt Generallieutenant Urich die Citadelle, das Austerlitzer, Fischer- und Nationalthor, und die deutschen Truppen besetzen diese Punkte, — um elf Uhr verlassen sämtliche Truppen, incl. Mobil- und Nationalgarden, die Festung durch das Nationalthor und legen auf dem Glacis die Waffen nieder, — die Linientruppen und Mobilgarden werden kriegsgefangen, die Nationalgarde und Franc tireurs gegen Nevers freigelassen, — die Offiziere können, wenn sie schriftlich ihr Ehrenwort geben, in diesem Kriege nicht wieder gegen Deutschland zu kämpfen, nach einem von ihnen zu wählenden Aufenthaltsorte abreisen, andernfalls gehen sie mit den Truppen als Kriegsgefangene nach Deutschland, — sämtliche militärischen Bestände und Staatskassen werden abgeliefert. Unterzeichnet wurde diese Capitulation durch den Generalstabschef des Belagerungs-corps, Oberstlieutenant von Leschnski, den Rittmeister und Adjutanten Grafen Händel von Donnersmark, den Commandanten von Straßburg, Oberst Ducas, und den Sous-Directeur der Artillerie, Oberstlieutenant Mangin.

Der Entwurf dieses Vertrages wurde von General von Werder genehmigt und unterzeichnet und auf telegraphischem Wege durch den König bestätigt; dieser Bescheid war erst um Mitternacht eingetroffen. Ueber die Ausführung der Capitulation schrieb der Staatsanzeiger:

„Die Stärke-Rapporte der Garnison wiesen 451 Offiziere, 17,111 Mannschaften, außerdem 2100 Verwundete und Kranke, dazu 1843 Pferde auf. Unter der Mannschaft befanden sich jedoch circa 7000 Nationalgarden, die als eine Art Bürgerwehr vorläufig nicht in die Kriegsgefangenschaft abgeführt, sondern nur entwaffnet sind. Die große Mehrzahl der Offiziere erklärte sich zur Ausstellung des Neverses bereit, die übrigen wurden mit der Mannschaft kriegsgefangen nach Rastatt abgeführt. Die fran-

zöfische Besatzung trug bei ihrem Ausmarsche unverkennbar den Stempel der Indisciplin. Das Desfiliren der Gefangenen erfolgte anfangs in leidlicher Ordnung, nach und nach in vollständiger Auflösung. Den Offizieren nicht mehr gehorchend, auch theils betrunken, zerschlugen sie die Waffen auf den Steinen. Erst gegen drei Uhr gelang es unseren Truppen, welche die musterhafteste Disciplin bewahrten, die Besatzung aus der Stadt zu entfernen und leidliche Ordnung herzustellen. Der Mangel an Disciplin in der Besatzung kann die Vertheidigung wohl gelähmt haben; aber auch bessere Truppen hätten nicht lange mehr Widerstand leisten können, denn der Aufenthalt auf den Wällen unter dem Feuer unserer Geschütze war fast unmöglich, eine andere Grabenvertheidigung nicht vorhanden, die Bresche offen, die Citadelle im Innern ganz zerstört und ihr Stadthor in Trümmern.“

Ein bedeutendes Kriegsmaterial wurde vorgefunden, dabei weit über tausend Kanonen und fast dreitausend Centner Pulver. An Lebensmitteln, sowohl für Soldaten wie Einwohner, war bereits der empfindlichste Mangel gewesen, es wurden aber sogleich alle Anstalten getroffen, dieselben in zureichender Menge von außerhalb herbeizuführen. Uebrigens herrschte in der Stadt die Epidemie der schwarzen Blattern, und in letzter Zeit hatte der Pöbel daselbst schon eine gräßliche Wirthschaft zu üben begonnen; es war große Energie erforderlich, um die Ordnung wieder herzustellen.

Schon bei dem ersten Einmarsche der deutschen Truppen wurde ein in Reih' und Glied marschirender Soldat meuchlings erstochen, und obgleich sofort, sowohl von den Militärbehörden wie von den Einwohnern der benachbarten deutschen Landestheile — später wurden durch ganz Deutschland für „die deutsche Bruderschaft“ Liebesgaben gesammelt und dahin befördert, der Bürgerschaft auch ansehnliche Unterstützung zur Wiederherstellung ihrer zerstörten Häuser geleistet — Alles gethan wurde, um die Noth zu mildern und den Straßburgern Sympathien zu erweisen, schienen die Letzteren doch gar keine Lust zu haben, die deutsche Bruderschaft anzuerkennen, und verharrten bei der Hoffnung, die sie sich auch nicht auszusprechen scheuten, daß das Waffenglück Frankreichs sich doch noch wenden werde.

Besonders der Pöbel, dort „Wackes“ genannt, zeigte sich

anfänglich äußerst trotzig und drohend; es wurden mehrfach Angriffe auf Soldaten und deutsche Civilisten gemacht und fünf Kerle, nachdem das Standrecht proklamirt worden, ohne Weiteres erschossen, was dann ein heilsames Beispiel gab; in der ganzen Stadt wurden die Waffen abgenommen.

Traurig genug sah es nun in der Stadt und deren Umgebung aus; man rechnete in ersterer an sechshundert gänzlich zerstörte oder theilweise durch Feuer und Kugeln schwerbeschädigte Häuser, und es mußten sofort Anstalten getroffen werden, um bei dem zu erwartenden Einsturze einzelner noch weiteres Unglück zu verhüten. Die Citadelle und das dabei befindliche Arsenal, auch die große Finkmattkaserne, in welcher, wie man sich noch erinnern wird, das sogenannte Straßburger Attentat des damaligen Prinzen Napoleon scheiterte, waren vollständige Trümmerhaufen, und die in der Nähe dieser Punkte befindlichen, sowie in der Richtung der Lunetten 52 und 53 liegenden Bürgerhäuser hatten auch am meisten gelitten; von öffentlichen Gebäuden, die zerstört worden, waren besonders zu bedauern die berühmte Bibliothek mit ihrem kostbaren und theilweise unerseßlichen Inhalte, das Museum, das protestantische Gymnasium und die Mairie. Die Beschädigungen an dem Münster waren glücklicherweise bei Weitem nicht so groß, wie man gefürchtet hatte; in die Orgel hatte eine Bombe eingeschlagen und sie zerschmettert, einige Fenster und äußere Theile des Thurmes waren auch von Kugeln getroffen worden, doch ließ sich dies Alles bald wieder herstellen; die berühmte Uhr hatte gar keinen Schaden genommen.

Anderer Stadttheile, sagt der Bericht eines Augenzeugen, — sind fast ganz vom Bombardement verschont geblieben. Die Weiße Thurmstraße, Broglie- und Münstergasse sind hart mitgenommen und liegen in Trümmern. Ein grauenhafter Anblick! Balken und umgestürzte Mauern versperrten den Durchgang, und ein Bild der größten Zerstörung bietet sich dem Auge dar. Brandgeruch und sinkender Qualm erfüllt die Straßen, und noch immer steigen leichte Rauchwolken aus den vielen Brandstätten empor. Die Kugeln, die in ungeheurer Anzahl eingefallen sind, haben ihre Wirkung überall, wohin das Auge blickt, ausgeübt. Hier sind Dächer zerrissen und ein großer Theil der Ziegeln umhergestreut und erschweren den Durchgang, da eine Wand einge-

schlagen und erblickt man durch die Lücke zerschmetterte Möbel und Geräthe, ein Zeichen, wie furchtbar die Kraft der Geschosse war; zerschmetterte Fenster und Läden, beschädigte und angebrannte Häuser sieht man in großer Zahl. — Unsere Soldaten waren überall beschäftigt, die Thore, die nicht in Trümmern lagen, zu öffnen, Hindernisse und Schutt wegzuräumen und überhaupt die Stadt so schnell als möglich zugänglich zu machen. Die Metzgerthorstraße war übersät mit Ausrüstungsgegenständen aller Art, Tornistern, Gewehren, Rappis, Patronentaschen und Bajonetten; Alles lag in bunter Unordnung da. Viele Mobilgarden zerschlugen ihre Gewehre und warfen sie in die Ill — 2c.

Die Stadt Kehl hatte auch sehr durch die französischen Granaten gelitten, weniger das weiter ab gelegene Dorf Kehl; beide Ortschaften waren von dem größten Theile ihrer Einwohner verlassen worden; die schöne, mehr als hundertjährige Allee von Kehl nach Straßburg war von den Franzosen gefällt und die Bäume zur Verrammlung der Chaussees benutzt worden.

So war denn, wenn auch mit den beklagenswertheiten Opfern, die große Arbeit, welche dem Berder'schen Corps zugefallen, erfüllt worden, und dasselbe stand nun wieder bereit, neue wichtige Dienste zu leisten; seine nächste Bestimmung sollte sein, den Ober-Elß von den sich in immer größerem Maßstabe bildenden Freischaaren zu reinigen und die noch von den Franzosen besetzten, am Oberrhein gelegenen Festungen einzunehmen, weil das badenische Ufer von da aus immer bedroht wurde; von besonderer Wichtigkeit dabei war Schlettstadt, welches die nach Süden über Mühlhausen auf Lyon führende Eisenbahn beherrschte. Der Verlust dieses Corps während der ganzen Belagerung betrug 906 Tode und Verwundete, dabei 43 Offiziere.

Am 30. September fanden der feierliche Einzug General von Berder's in die eroberte Stadt und Dankgottesdienst in der Thomaskirche statt, womit die Episode von Straßburg ihren Schluß erreicht hatte.

Was die kleineren Festungen, deren Cernirung oder Belagerung man in dieser Zeit fortsetzte, anbetraf, so war es zuerst Pfalzburg, das sich mit seiner Besatzung von ungefähr 1500 Mobilgardisten noch immer tapfer hielt; freilich war die dagegen operirende Truppenmacht auch nur sehr unbedeutend, denn sie

bestand nur aus drei Compagnien des 71. Landwehrregiments mit sechs leichten Feldgeschützen; mit den letzteren wurde zuweilen in die Stadt geschossen und auch ein paar Häuser in Brand gesteckt, aber besonderen Erfolg konnte dies nicht haben. Der Besatzung gebrach es an Lebensmitteln; aber, die Schwäche der Belagerer wohl kennend, nahm sie auch keinen Anstand, auszufallen, so oft es ihr beliebte, und sich mit Bedürfnissen zu versehen, und dies möglichst zu verhindern, erforderte einen ungemein anstrengenden Wachtdienst, der wieder viel Krankheiten hervorbrachte. Man mußte sich hier in der Geduld üben und auf Verstärkungen warten, ehe sich etwas Besonderes ausführen ließ, gewiß eine der schwersten Aufgaben für den Soldaten, der seine Kameraden im raschen Siegeslaufe vorwärts gehen sieht.

Abtheilungen desselben Landwehrregiments mit ebenso wenigen leichten Feldgeschützen cernirten die kleine Feste Lützelburg. Dieselbe liegt auf einem nicht zu ersteigenden Felsen, den einzigen Zugang beherrschen die Geschütze der Citadelle. Auch hier lag nur eine geringe Besatzung von Mobilgarden, die aber noch durch die Bevölkerung der Stadt unterstützt wurde. Die Verhältnisse lagen hier gerade ebenso wie bei Pfalzburg: höchst anstrengender Beobachtungsdienst und keine Aussicht, einen Erfolg zu erringen, wenn nicht mehr Kräfte zur Bezwingung des Ortes aufgewandt wurden.

In den ersten Tagen des Septembers hatte auch die Einschließung von Bitsch, im nördlichen Theile der Vogesen gelegen, begonnen. Die hoch auf einem Felsen gelegene Citadelle ist etagenartig gebaut und durch Sturm gar nicht einzunehmen, wenigstens nur mit unverhältnißmäßigen Opfern; die einzelnen Etagen sind durch Felsentrepfen und bedeckte Gänge verbunden. Die dabei befindliche kleine Stadt ist nur schwach befestigt, wird aber von den zwanzig Geschützen der Citadelle vollständig beherrscht und steht mit derselben durch einen einzigen wohlbesetzten Gang und ein eisernes Thor in Verbindung.

Von den umliegenden Höhen war den Werken indessen beizufommen, und seit dem 11. September unterhielten sechs bairische Batterien aus Zwölfpfündern und Mörfern ein heftiges Feuer, das beinahe das ganze Städtchen in Asche und Trümmer legte. Die Einwohner zogen sich nun in die Citadelle zurück,

und obgleich auch die letztere schwer leiden mußte, — man berechnete, daß täglich gegen zweitausend Granaten und Bomben hineingeschleudert wurden, — wollte die Besatzung doch Nichts von Uebergabe wissen.

Von größerer Wichtigkeit als diese kleinen Festungen war Thionville, das anfänglich von Cavallerie allein, dann auch von Infanterie cernirt wurde; es fehlte noch an Geschützen und Truppen, um eine ernsthafte Belagerung zu unternehmen. Gerade hier stand das Freischaaarenwesen in bester Blüthe; wenn die Besatzung Ausfälle machte, — und sie ließ es nicht daran fehlen, — wurde sie von den bewaffneten Banden, die sich in der Umgegend festgesetzt hatten, unterstützt; die deutschen Truppen hatten deshalb auch hier sehr viel zu leiden und mancherlei Verluste; erst nach dem Falle von Metz durften sie auf Verstärkung und das erforderliche Material rechnen, um eine erfolgreiche Beschießung beginnen zu können.

Bei Metz fielen nur zu Anfang und gegen Ende des Monats September Ereignisse von einiger Bedeutung vor. Am 6. Nachmittags kam französische Infanterie, später durch Artillerie unterstützt, auf der gegen Südosten führenden Straße heraus, wahrscheinlich nur, um zu recognosciren oder zu fouragiren. Sofort entspann sich ein Gefecht mit Truppen des 7. Armee-corps, bei dem Jene zurückgedrängt wurden und die Preußen sich der dortigen Höhen und des Schlosses Meroy-le-Haut bemächtigten; die einbrechende Dunkelheit und ein schweres Unwetter machten dem Kampfe ein Ende.

Am 9. Abends nach sieben Uhr, bei ungemein stürmischem Wetter und strömenden Regen, begannen sechs preußische Batterien, die auf der westlichen Seite der Stadt placirt, ein kräftiges Bombardement gegen die Forts Plappeville und Saint-Quentin, sowie die dahinter liegenden Truppenlager; die Forts antworteten, und während dieses stundenlangen Artilleriekampfes wurden deutscherseits an tausend Granaten entsandt.

In der nächsten Zeit trat nun eine beinahe vollständige Ruhe im ganzen Umkreise von Metz ein; höchstens kam es zu Vorpostenscharmütheln. Inzwischen fuhren die preußischen Truppen fort, ihre Stellungen zu verstärken und neue Befestigungen anzulegen, um einen Durchbruch ganz unmöglich zu machen. Häufig



Kamen Ueberläufer bei ihnen an, die über die unter den Ihrigen herrschende Noth an Lebensmitteln berichteten; indessen stellten sich diese Schilderungen später als übertrieben heraus.

Erst am 22. September Vormittags fielen starke französische Corps ziemlich in derselben Richtung wie neulich wieder aus, — wie man vermuthete, um sich der Bahnhöfe zu Courcelles und Nemilly, wo große Vorräthe für die Belagerer aufgespeichert waren, zu bemächtigen oder die letzteren zu zerstören; die Forts Queleu und Saint-Julien, weiter nördlich gelegen, unterstützten diesen Angriff, und alsbald donnerten die Geschütze auf der ganzen östlichen und südöstlichen Seite der Stadt von beiden Parteien; daneben entspann sich ein ziemlich hitziges Infanteriegefecht, bis um vier Uhr Nachmittags Alles wieder ruhig wurde, nachdem der versuchte Durchbruch gänzlich mißglückt war.

Wiewohl man nun meinen konnte, daß die Franzosen die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß ein solcher gar nicht zu ermöglichen sei, und sich überhaupt nicht recht absehen ließ, wohin sie auf dem rechten Moselufer gelangen wollten, griffen sie am folgenden Tage (den 23. September) in bedeutender Stärke — man schätzte dieselben auf 30,000 Mann — noch einmal aus dem unter dem Schutze des Forts Saint-Julien liegenden Gehölze von Grimont, nordöstlich von Metz, an. Dies geschah Nachmittags um 4 Uhr, und es entwickelte sich wieder ein äußerst heftiges Artilleriegefecht, ähnlich wie am 30. August und 1. September und auf demselben Terrain. Die ganze Linie östlich von Metz wurde alarmirt, und im Kampfe standen Truppen des 1. und 7. Armecorps, sowie der Landwehrdivision von Kummer; auch das 10. Corps stand auf dem linken Moselufer bereit, nöthigenfalls in das Gefecht einzugreifen. Der Erfolg war kein anderer wie das letzte Mal; nach sieben Uhr, als die Dunkelheit eintrat, kehrten die überall abgeschlagenen Franzosen wieder zurück.

In der Nacht vom 29. zum 30. war es den Letzteren nun gelungen, in der Nähe des Forts Saint-Julien, also nördlich der Stadt, zwei Schiffbrücken über den Fluß zu schlagen, was auf neue beabsichtigte Operationen deutete; eine dieser Brücken wurde schon in den nächsten Tagen durch die preussische Artillerie zerstört. Noch erfolgte ein vergeblicher Ausfall in der Nacht vom

1. zum 2. Oktober, für dessen Hartnäckigkeit wohl zeugt, daß bis gegen Mittag gekämpft wurde.

Der Fall von Straßburg mußte Marschall Bazaine jede Idee an einen Durchbruch nach Südosten, der vielleicht den Zweck gehabt hätte, sich mit der dortigen Besatzung zu vereinigen, benehmen; er konnte sich jetzt höchstens noch auf Thionville oder gegen die belgische Grenze wenden, wenn es ihm überhaupt gelungen wäre, sich von der Umklammerung der Preußen frei zu machen. Durch diese Erwägung hielt es das Obercommando der Cernirungsarmee für geboten, die Stellungen im Norden der Stadt noch mehr zu verstärken, und ließ deshalb die einzelnen Armeecorps eine rechtschließende Bewegung ausführen; dieselbe begann am 1. October, und die Franzosen, die davon wohl Kenntniß erhalten, benutzten die Gelegenheit, um am frühen Morgen des 2. mit ansehnlichen Kräften auf dem linken Moselufer, abwärts im Thale einen Durchbruch zu versuchen. Sie stießen hier bei dem kleinen Dorfe Saint-Remy auf die Division Rummer, welche den Fluß überschritten hatte, und es entwickelte sich um den Besitz dieses Dorfes ein hitziges Infanteriegefecht, in welchem sich aber die preussische Landwehr, unterstützt von den Jägern des 10. Armeecorps, behauptete; später griff auch die beiderseitige Artillerie ein, und den Franzosen blieb nichts Anderes übrig, als auch dieses Mal wieder nach der Stadt zurückzukehren.

Am Abende desselben Tages gelang es einem preussischen Lieutenant mit fünfzehn Freiwilligen bis an das Dorf Neuilly, das vor der Cernirungslinie lag, zu gelangen und dasselbe in Brand zu stecken, da man erfahren, daß daselbst von den Bauern verheimlichte große Vorräthe an Lebensmitteln lagen, welche die Franzosen sich zu Nuzen zu machen bemühten. Am 3. hatte das bei Fort Saint-Quentin gelegene Dorf Saint-Ruffine dasselbe Schicksal, und die Franzosen revanchirten sich ihrerseits dadurch, daß sie von dem genannten Fort aus, auf eine Entfernung von siebentausend Schritten, mit dem schwersten Geschütze den Bahnhof von Ars-sur-Moselle beschossen, wo große Vorräthe für die preussischen Truppen lagerten; es gelang ihnen aber nicht, dieselben zu zerstören, wenn ihre Kugeln auch manchen Schaden anrichteten, wie besonders in einem dortigen Lazareth. Man beschränkte sich nun überhaupt darauf, sich gegenseitig aus weiterer

Entfernung durch die Artillerie Schaden zuzufügen, und zuweilen kam es zu unbedeutenden Plänkeleien auf der Vorpostenlinie.

Wenn die Aussagen zahlreicher Ueberläufer und Personen bürgerlichen Standes, die sich bis zu den preußischen Vorposten durchgeschlichen hatten, darin übereinstimmten, daß sich die Noth an Lebensmitteln immer fühlbarer mache, besonders unter den außerhalb der Stadt lagernden Truppenmassen, so fand man dafür noch eine augenscheinliche Bestätigung in der Menge elend und verhungert aussehender Soldaten, die täglich die Kartoffelfelder durchstreiften und daselbst ihre Ernte hielten; oft wagten sie sich so nahe, daß sie von den Kugeln der preußischen Posten ganz sicher erreicht werden konnten, aber die letzteren pflegten Mitleid mit ihnen zu fühlen und sie nicht zu stören, besonders wenn sie durch bittende Geberden ihre Noth zu erkennen gaben; es kamen aber auch dabei Mißbräuche vor, und schließlich mußte den preußischen Soldaten jede Rücksichtnahme verboten werden.

Erwähnenswerth ist noch eine in dem Commando der Ceruirungsarmee vorgegangene Veränderung; um die Mitte des Septembers nämlich wurde General von Steinmetz der bisherigen Führung der ersten Armee enthoben und zum Generalgouverneur in Posen ernannt. Es wurden mannigfache unverbürgte Gerüchte über die Veranlassung zu dieser allerhöchsten Anordnung verbreitet, besonders, daß der General durch zu ungesümmes Vordringen und Operationen auf eigene Hand sich nicht an den von General von Moltke entworfenen strategischen Plan gehalten habe, officiöse hieß es: „weil bei der gegenwärtigen Sachlage vor Metz ein einziges Commando für ausreichend erachtet wird und die Zwischeninstanz eines zweiten Obercommandos mehrfach verzögernd wirken könnte.“

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nun wieder den sich in und vor Paris entwickelnden Ereignissen zu, nachdem wir die dahin ziehenden Armeen in ihrem Rücken vollständig gesichert gesehen haben, und werfen zunächst einen Blick auf die sich zu einem in der Geschichte bisher unerhörten Kampfe vorbereitende Niesenstadt, die mehr als vierzigtausend Häuser und zwei Millionen Einwohner zählt.

Mit dem Inneren der Stadt dürfen wir es an dieser Stelle nicht weiter zu thun haben und wohl auch voraussetzen, daß

unserer Leser sich durch andere Schilderungen bereits damit bekannt gemacht haben; es soll nur von Dem die Rede sein, was auf die militairische Widerstandsfähigkeit Einfluß hat.

Der Seinefluß, an dessen beiden Ufern Paris liegt, hat hier eine Breite von etwa hundertundfünfzig Schritten, fließt, aus Süden kommend, in nordwestlicher Richtung durch die Stadt, macht dann einen weiten Bogen nach Südwesten und, indem er sich plötzlich wieder nördlich (bei Meudon und Saint-Cloud) wendet, umschließt er das Gehölz von Boulogne, die Vorstädte Neuilly und Clichy und wendet seinen Lauf erst wieder im Norden der Stadt, bei Saint-Denis, eine neue Curve beschreibend, gegen Südwesten.

Eine halbe Stunde vor ihrem Einflusse in die Stadt nimmt die Seine (bei Charleton auf ihrem rechten Ufer) die in großen Bogenwindungen östlich ihr zusießende Marne auf. Der schiffbare vierundzwanzig Lieues lange Durcq-Kanal verbindet den gleichnamigen sich in die Marne ergießenden Fluß mit Paris, bildet dort, bei La Villette, ein großes Bassin, von wo aus die Stadt durch eine großartige Leitung mit gutem Trinkwasser versorgt wird; er wurde von Napoleon I. zu Anfang dieses Jahrhunderts angelegt und ist auch ein wichtiges Verkehrsmittel für Paris. Von La Villette aus verläßt er die Umwallung von Paris in ostnordöstlicher Richtung, hat eine Breite bis zu fünf- undvierzig Fuß und theilt das jener nach Osten vorliegende Terrain gewissermaßen in zwei Abschnitte, von denen der nördliche, eine deutsche Meile bis Saint-Denis reichende, ganz eben ist, der südliche bis zur Marne anderthalb Meilen breite von unregelmäßigen Höhen eingenommen wird. Von den letzteren sind die bedeutendsten, welche noch in die Umwallung der Stadt gezogen worden, der 390 Fuß hohe Montmartre und die Höhen von Mesnilmontant und Belleville.

Die Befestigung der Riesenstadt, deren Ausdehnung von Norden nach Süden man auf  $1\frac{1}{2}$ , von Osten nach Westen auf  $1\frac{3}{4}$  Meilen schätzt, bei einem Umfange von beinahe vier Meilen, stammt, wie allgemein bekannt sein wird, aus dem Jahre 1841 her und war besonders, einen Krieg mit Deutschland in das Auge fassend, durch den damaligen Minister Thiers warm empfohlen und gefordert worden; ihre Ausführung bedurfte dreier

Der Krieg am Rhein. II.

Zahre Zeit und eines Kostenaufwandes von 140 Millionen Francs; in späterer Zeit wurde sie durch Napoleon III. vervollständigt, besonders durch Anlage von Kasernen und einem Telegraphen- netze zwischen denselben, so daß sie, bei etwa vorkommenden bewaffneten Volkserhebungen, auch gegen das Innere der Stadt benutzt werden konnte.

Diese Befestigung ist nun eine doppelte; zunächst nämlich besteht sie in einer Umwallung mit Graben und Glacis, welche einen geschlossenen, ziemlich kreisförmigen Ring um die Stadttheile auf beiden Seiten der Seine bildet; dieselbe hat vierundneunzig regelmäßige Bastionen und noch einige vorspringende Winkel, wovon der bei Weitem größere Theil auf dem rechten Flußufer liegt. Der Wall mit gemauerter Eskarpe ist 31 Fuß hoch, der Graben, der unter Wasser gesetzt werden kann, siebenzig Fuß breit; hinter ersterem, der sechsundsechszig Thore und Ausgänge hat, ziehen sich ein breiter gepflasterter Colonnenweg und ganz in der Nähe die Gürtelbahn entlang, so daß die Truppen schnell auf jeden Angriffspunkt befördert werden können.

Die äußere, um zweitausend bis sechstausend Schritte von ersterer vorgeschobene Befestigung, besteht in fünfzehn großen, selbstständigen Forts und einigen dazwischen liegenden kleineren Werken; dieselben drängen sich im Osten und Süden am nächsten zusammen; im Norden befindet sich das stark befestigte Saint-Denis, im Westen nur das Fort des Mont Valerien, der eine Höhe von fünfhundert Fuß hat.

Saint-Denis, eine Stadt von fünfzehntausend Einwohnern, am rechten Ufer der Seine gelegen, ist von drei ansehnlichen Werken umgeben, dem Fort de la Briche, dem Fort Double Couronne du Nord und, im Südosten, dem Fort de l'Est; der von dort nach La Villette führende Kanal de Saint-Denis ist durch kleine Werke geschützt. Nach Südosten weitergehend, stößt man nun auf den Flecken Aubervilliers und dabei das gleichnamige Fort mit fünf Bastionen; davor liegt auf der Straße nach Senlis das Dorf Le Bourget, an dessen Namen sich bald eine der blutigsten Episoden dieses Krieges knüpfen sollte.

Jenseits des Durogtkanals, der hier von der östlichen großen Eisenbahn überschritten wird, erstreckt sich das vorerwähnte bergige Terrain bis gegen den großen Wald von Bondy und wei-

ter südlich gegen die Marne hin. Hier befinden sich der Reihe nach die Forts von Romainville, von Noisy, von Rosny und von Nogent, dazwischen zwei kleinere Redouten, und umschließen die Dörfer Romainville, Bagnolet und Montreuil. Dann folgt in dem von der Marne gebildeten Winkel das befestigte Schloß von Vincennes mit seinem Arsenal und Schießplätzen, woran sich eine gegen dreitausend Schritte lange Verschanzung schließt, welche von zwei Redouten (Faisanderie und Gravalle) flankirt wird und den Uebergang über den Fluß, sowie die von Melun kommende Eisenbahn deckt. Südlich davon, zwischen Marne und Seine liegt das Fort Charenton. Alle diese Befestigungswerke beherrschen weithin das Vorterrain, sowie das Innere der Stadt mit ihren Kanonen.

Am linken Seineufer südlich der Stadt liegen fünf ziemlich gleichmäßig gebaute Forts mit Intervallen von etwa einer viertel deutschen Meile, nämlich die Forts d'Ivry, de Bicêtre, de Montrouge, de Vanves und d'Issy, sämmtlich auf einem Höhenzuge, der gegen Süden ansteigt; sie können also von dorthier beherrscht werden, worauf man bei ihrer Anlegung nicht gerechnet hatte, weil es damals noch nicht so weit tragende Geschütze wie die jetzigen gezogenen gab. Im Vorterrain befinden sich hier u. A. die Dörfer Créteil, Vitry, Villejuif, L'Hay, Bagneux, Chatillon, Clamart, Meudon.

Wie gesagt, ist die künstliche Vertheidigungslinie auf der Westseite von Paris am schwächsten, die mehrfachen Krümmungen der Seine bilden aber hier einen natürlichen Schutz. Etwa in der Mitte liegt auf einem 415 Fuß hohen steilen Berge das Fort des Mont Valérien, von dem aus die Brücke von Surènes über den Fluß nach dem Bois de Boulogne führt. Südlich davon begann man erst in der letzten Zeit bei dem Bahnhofe von Saint-Cloud auf der Höhe von Montretout noch ein neues Fort zu erbauen.

Hier im Südwesten und Westen der Stadt, wo die bedeutendsten Orte: das berühmte Versailles, Saint-Cloud und Sèvres sind, erstreckt sich weithin ein sehr bergiges und starkbewaldetes Terrain; eine Menge Dörfer und schöner Landhäuser mit Gärten und ausgedehnten Parkanlagen bedeckt dasselbe; die Gegend

ist hier ein wahrer Garten, dem es auch an beinahe großartiger Romantik nicht fehlt.

Alle die genannten Festungswerke, die eine fortlaufende Linie von mehr als sieben Meile Länge einnehmen, sind äußerst stark, und erfordert ihre Einnahme eine regelmäßige Belagerung. Man wird also gestehen müssen, und dies dürfte auch dem Laien einleuchten, daß die Belagerung und Einnahme von Paris, wenn die lebendigen Vertheidigungskräfte nur einigermaßen im Verhältnisse zu diesen todten standen, eine Riesenaufgabe war, deren Schwierigkeiten durch die Heranschaffung von Belagerungsmaterial und die Bedürfnisse für die dafür erforderliche große Truppenmenge noch vermehrt werden mußten; selbst eine bloße Cernirung von Paris war nicht ohne Aufbietung gewaltiger Kräfte und Besiegung vieler Mühen und Umstände durchzuführen.

Am 13. September hielt General Trochu, zu dessen unleugbaren militärischen Talenten die Pariser ein ganz unbegrenztes Vertrauen zeigten, eine große Revue über die Vertheidiger ab. 180,000 Mann standen dabei unter den Waffen, aber allerdings gehörte nur der kleinste Theil derselben der regulären Armee an und ein sehr großer machte durchaus nicht den Eindruck wirklicher Soldaten, sowohl ihrer Haltung wie ihrer Uniformirung und Bewaffung nach.

Die Nationalgarde hatte sich von der Bastille bis an den Platz de la Concorde aufgestellt, die Mobilgarden und die Truppen des stehenden Heeres auf den Champs Elysées. Von der ersteren waren nur wenige Bataillone in Uniform, meistens sah man die bürgerliche Tracht und die Blousen der Arbeiter, die Bewaffung bestand aus Gewehren aller Art und der ältesten Constructionen; in der Mobilgarde sah es damit noch übler aus; indessen hatten sich die Leute für die Vertheidigung ihrer Stadt und des Vaterlandes begeistert, und es war immerhin ein ernstes Schauspiel, das Paris an diesem Tage darbot. General Trochu wurde mit großem Enthusiasmus begrüßt und die Revue verlief in guter Ordnung. Die Zuschauermenge wurde größtentheils durch Frauen und Kinder gebildet, denn viele Wohlhabendere, denen es die Verhältnisse erlaubten, hatten sich beeilt, die Hauptstadt zu verlassen, um dem gezwungenen Militärdienste, für den sie keinen Beruf in sich fühlten, zu entgehen, und der Rest

der zurückgebliebenen männlichen Bevölkerung hielt es für gerathen, sich nicht blicken zu lassen, um nicht dazu noch herangezogen zu werden. Die Forts waren übrigens auch stark besetzt, so daß sich die ganze Anzahl der Stadtvertheidiger noch größer herausstellte; ein Tagesbefehl Trochu's bestimmte für den täglichen Dienst auf den Wällen 70,000 Mann; in diesem Erlasse hieß es u. A.: „Paris, welches durch die Ausdauer und Kraft des öffentlichen Geistes, sowie durch 300,000 Gewehre vertheidigt wird, ist unnahbar.“

Auch aus den Departements war in aller Eile noch eine größere Zahl Mobilgarden herangezogen worden, kräftige Landleute, denen man aber gerade die mangelhaftesten Waffen gegeben hatte; der Cirque Napoleon und der Cirque des Champs Elysées waren, nebst anderen großen Gebäuden, zu förmlichen Kasernen für diese Leute hergerichtet worden. In der Vorstadt Neuilly, welche nördlich das Bois de Boulogne begrenzt, war ein großes Lager errichtet worden; an dreißig- bis vierzigtausend Mann waren hier in die Häuser einquartiert oder bivouakirt in der Hauptstraße.

Besonders ließ man es sich nun angelegen sein, neue Schanzen aufzuwerfen, welche die schwächsten Stellen zwischen den Forts verstärken sollten, so an der Marne und bei Saint-Leu; fast alle Brücken der Umgegend wurden weit hinaus gesprengt oder abgetragen, und wenn die zuerst von der Regierung der nationalen Vertheidigung angeordnete Maßregel, alle Wälder und Gehölze in der Umgegend von Paris niederzubrennen, auch nicht zur Ausführung gebracht werden konnte, so hieb man die Bäume zur Seite der Straßen doch um und machte daraus Barrikaden, die übrigens gerade nicht schwer wieder aufzuräumen waren, indem man die Aeste durch Drähte zusammenband.

Die Waffenfabrikation war freigegeben, und eine Menge von Maschinenfabriken beschäftigte sich nun damit; ein besonderes Comité von Mechanikern und Kundigen der Chemie war niedergesetzt worden, um auf diesen Gebieten neue Erfindungen zu machen oder die angebotenen zu prüfen, welche zum Zwecke der Vertheidigung dienen konnten; ganz eigenthümliche Vertheidigungs- und Angriffswaffen kamen dabei in Betracht, ohne daß man sich im Mindesten an die bisher bestehenden humanen Gesetze des



Völkerrechts gekehrt hätte, und die abenteuerlichsten Vorschläge, auf die rücksichtsloseste, grausamste Vernichtung des Feindes berechnet, wurden gemacht, wie z. B. die Satansraketen, welche die verhassten Preußen mit brennendem Petroleum überschütten sollten, Locomotivkugelsprizen, Stinkkugeln, die beim Krepiren einen großen Umkreis vergiften würden, u. dgl. mehr; wenn sich dies Alles so gut ausführen, wie berathen und beschließen gelassen hätte, so würde die indianische Kriegführung gegen die der Pariser jedenfalls sehr zahm erschienen sein.

Auch für Operationen auf der Seine und Marne wurde Vorbedacht genommen; sämtliche Fahrzeuge, welche nicht zur Vertheidigung dienen konnten, versenkte oder verbrannte man, damit die Angreifer nicht Nutzen daraus zögen. Die Flottille setzte sich nun aus vier schwimmenden Batterien, jede aus acht Kanonenbooten bestehend, und ungefähr zwanzig kleinen Dampfern zusammen; der größte Theil blieb einstweilen bei Neuilly, unter den Kanonen des Mont Valerien liegen.

Eine der wichtigsten war natürlich die Verproviantirungsfrage, und man beeilte sich, vor dem Anrücken der Preußen noch in die Stadt zu schleppen, was die Umgegend nur irgend zu liefern vermochte. Unzählige Viehheerden weideten in den Gehölzen von Boulogne und Vincennes, — aber wie lange konnten auch die reichsten Borräthe für eine Menschenmenge von anderthalb bis zwei Millionen reichen, denen die Belagerer alle Zufuhr abzuschneiden zweifellos nicht unterlassen würden? —

Einige Stellen aus einem Berichte der Revue des Deux Mondes, geschrieben von einem Augenzeugen, über die Vertheidigungsanstalten, welche in jenen Tagen gemacht wurden, werden wohl zur Verdeutlichung des Bildes, das die französische Hauptstadt darbot, beitragen. Nachdem der Verfasser sich über die Nachlässigkeit, aus der Paris nicht schon früher in vollständigeren Vertheidigungszustand versetzt worden, beschwert hat, erzählt er: „Am 18. September, am Abend vor der Ankunft der Preußen bei Paris, besuchten wir die Redoute Brimborion. Das Volk, mit dem Instinkt, der so selten die Massen täuscht, hatte schon Sevres verlassen und sogar auf dem anderen Ufer der Seine Billancourt und Boulogne, die doch so gut durch den Mont Valerien, durch den Fluß und die Linie der Werke, die von Point-du-

Nour nach Passy gehen, gedeckt sind. — Wir befanden uns fast allein auf der Straße, nirgends ein Mensch, außer auf den Feldern einige Nachzügler, die in der Eile hier und da etwas armseliges, halbreifes Gemüse zusammenrafften, überall geschlossene Fenster, kein Einwohner auf der Schwelle seines Hauses, eine Todtenstille! Wir gingen über die unterminirte und zum Sprengen fertige Brücke bei Sèvres. Auf der Brimborion-Höhe angelangt, sah ich einige Arbeiter, welche gemüthlich Erde schütten, und einige Förster, die Bäume fällten; kaum eine Spur von Gräben und Wällen war vorhanden; es wären noch ein oder zwei Monate nöthig gewesen, um dieses Werk einigermaßen zu vollenden, und kein Offizier war da, um die Arbeiter anzutreiben und zu beaufsichtigen. — — Wenn man auf der Karte den Grundriß von Paris prüft, so sieht man, daß er eine fast kreisrunde Form hat, deren Mittelpunkt der Louvre und das Hôtel de Ville sind. Wenn man vom Centrum nach der durch die Linie der Wälle gebildeten Peripherie Radien zieht, so theilt man den Kreis in verschiedene Theile oder Sectors. Diesen Namen hat man den einzelnen Abtheilungen der Enceinte gegeben, die unter die Aufsicht besonderer Commandanten gestellt sind. Die Enceinte hat neun Sectors, jeder hat durchschnittlich zehn oder elf Bastionen und führt neben seiner Nummer die Bezeichnung des Hauptquartiers, welches er umschließt. Den Commandanten der Sectors, Generalen oder Admiralen, ist eine gewisse Anzahl von Offizieren zugetheilt, und Paris, unter dem Oberbefehl des Generals Trochu, concentrirt seinerseits den ganzen Dienst der Sectors.

Die sechs ersten Sectors (Nr. 1—6) liegen auf dem rechten, die anderen drei (Nr. 7—9) auf dem linken Seine-Ufer. Jedem Sector sind die Nationalgarden aller zugehörigen Quartiere überwiesen, und der Dienst auf den Wällen wird theils von diesen Nationalgarden, deren Leute der Reihe nach dazu berufen werden, theils durch die den verschiedenen Sectors zugeheilten Mobilgarden versehen. Forstleute, Zollbeamte, alte Polizei-Agenten, sämmtlich in Abtheilungen formirt, verschiedene Corps von Fränc tireurs, Kanoniere der regulären Armee, der Marine, endlich freiwillige Kanoniere thun ebenfalls auf den Wällen Dienst.“

Nachdem nun berichtet worden, wie die Arbeit auf den Wällen anfänglich langsam von statten gegangen, weil man theils den Frieden erwartet, theils einen Angriff auf Paris nicht für möglich gehalten habe, heißt es weiter:

„Das hat sich geändert, seitdem der Feind uns unannehmbarere Bedingungen dictirt hat, und die Wälle sind noch heute mit Erdarbeitern, Maurern u. s. w. bedeckt, aber so groß ist die Begeisterung, so lebhaft der Eifer Aller gewesen, daß die Arbeit fast überall vollendet ist. Der Feind kann jetzt kommen, um unsere Mauern einzuschließen; unsere Kanonen, unsere Mörser, unsere Mitrailleusen, alle unsere Haubizen sind zur Stelle. Die Brustwehren sind mit Sandsäcken, zu Scharten zusammengefügt, versehen, die Schutzräume, die Pulverkammern, eine militairische Eisenbahn, die Lazarethe, die Barrikaden sind hergestellt, die Lafeten sind geschützt durch Schanzkörbe und durch mit Sand gefüllte Tonnen, durch welche die feindlichen Granaten aufgefangen werden sollen. — An unseren Thoren, sämmtlich mit Zugbrücken versehen und durch strenge, unerbittliche Pfortner bewacht, sind Fußeisen, Pfähle, spanische Reiter, Wolfsgruben, Fallisaden, Fallen jeder Art angebracht, die an die Vorgänge der älteren Kriege erinnern. Wenn unsere Gräben noch nicht mit Wasser gefüllt, noch, wie man versprochen hatte, mit in Petroleum getränkten Faszinen versehen sind, die man unter dem Fuße der Stürmenden anzünden wollte, so werden doch die Zugänge zu unseren Zugbrücken durch Minen, Torpedos und durch Massen explosiver Stoffe vertheidigt, die unter der Erde verborgen sind und durch eine elektrische Batterie sicher und sofort entzündet werden können, wenn der Moment gekommen sein wird. Wenn der Feind sich Nachts überraschend zeigt, so haben wir überall Leuchttürme und elektrisches Licht, um seinen Marsch zu entdecken, selbst auf ein Kilometer Entfernung, und wenn er der Bresche nahe sein wird, dann Petroleumsprigen, die Flammen entfenden, welche auf fünfzig Meter tödten, auf eine noch zweimal so große Entfernung zünden und ihre schreckliche Wirkung auf eine Fläche von mehreren Quadratmetern fühlbar machen. Fast überall in der Nähe der Wälle sind die Einwohner verschwunden, das Militair, der Bürger soldat haben den ruhigen Bürger ersetzt, — mehr als ein elegantes Haus, in Passy z. B.,

gewährt heute einer Gruppe von Offizieren, Posten der Nationalgarde u. s. w. Schuß. Hier ist der optische, dort der elektrische Telegraph eingerichtet; anderswo sind die Bureaux der Ingenieure oder der Artillerie. Das Schloß La Muette hat dem Generalstabe des sechsten Sectors eine Freistatt gewährt, — die Civil-Ingenieure sind ihrerseits im Namen der Barrikaden-Commission gekommen, um sich im Park von La Muette einzurichten, dort die Erde aufzuwühlen und eine alte Lindenallee zu fällen, welche die Vertheidigung behinderte. — Nicht weit vom Schlosse lagern malerisch die Mobilgarden; die von der Bretagne, ruhig und schweigsam, tragen auf ihrem Käppi das nationale weiße Feld mit schwarzen Flecken, die von Hesault, lärmender, stimmen allabendlich ihre Gefänge mit wundervollem Einklang an. Weiter dann die Mobilien von der Marne, von nicht weniger kriegerischem Aeußern als ihre Kameraden vom Süden oder Westen. Hier und da Bivouakfeuer, Zeltreihen, in freier Luft aufgeschlagene Tische, wo alle Welt ist, zur Seite improvisirte Schenken. — Die Marine hat zur Vertheidigung von Paris geliefert: ihre tapferen Kämpfer, Admirale, Offiziere, Matrosen, ihr bewunderungswürdiges Signalsystem, ihre unvergleichliche Artillerie. Vom ersten Tage an ist sie herbeigeeilt und hat mit ihren Dienstleistungen nicht gefeilscht. Sechs Forts, sechs Sektoren werden von ihren Offizieren commandirt; alle optischen Telegraphen auf dem Montmartre, Mont Valerien, zu Passy, Issy, auf dem Opernhaus sind ihr anvertraut.

Das ist nun freilich Alles mit französischen Augen gesehen und mit französischer Feder niedergeschrieben worden, aber gerade deshalb dürfte es unseren Lesern interessant sein, zumal es die Situation recht lebhaft charakterisirt.

Gegen die also gerüstete, ihrer Uneinnehmbarkeit gewisse französische Hauptstadt zogen nun seit dem Beginn des Septembers die deutschen Truppen auf den schon früher bezeichneten Wegen heran. Wir hatten, wie man sich erinnern wolle, dieselben schon bis in die Linie Compiègne-Meaux-Melun, in welche ihre Spitzen bis zum 12. September eingerückt waren, begleitet.

Am folgenden Tage setzte die vierte oder Maas-Armee ihren Marsch fort, wobei das 4. preußische Corps an Soissons vorüberkam und dasselbe zur Uebergabe aufforderte, die aber abge-

lehnt wurde; man hielt es indessen für überflüssig, dort Truppen zurückzulassen. Ueberall traf man auf leere Dörfer, gesprengte Brücken, niedergebrannte Getreideschober; ernstliche Maßregeln, um die Truppen aufzuhalten, waren aber nicht getroffen worden; nachdem am 17. alle drei Corps der vierten Armee Ruhetag gehalten hatten, — die Hauptquartiere in Lizy-sur-Durcq, begann am 18. und 19. das Einrücken in die Positionen, welche zunächst im Norden und Osten von Paris genommen werden sollten. Dabei bildete das 4. Armeecorps den rechten Flügel, die preussische Garde das Centrum und das 12. Corps den linken Flügel der vierten Armee; die fünfte und sechste Cavalleriedivision standen nördlich von Saint-Denis auf beiden Ufern der Seine und vollendeten mit der Garde-Cavallerie die Umschließung im Norden, indem sie die Verbindung zwischen den Flügeln der dritten und vierten Armee erhielten.

Als die 6. Cavalleriedivision sich anschickte, auf das linke Seine-Ufer überzugehen, stieß sie am 19. auf die Höhen von Montmagny, eine kleine halbe Meile nördlich von Saint-Denis gelegen, und fand, daß man dieselben unter dem Schutze von Truppenabtheilungen noch zu verschanzen suchte; ein Theil des 4. Corps wurde dahin entsandt und vertrieb die Franzosen mit leichter Mühe. Der Kronprinz von Sachsen nahm sein Hauptquartier in dem Schlosse von Grand-Tremblay.

Sobald die dritte Armee in die vorbezeichnete Linie, am 11. September, gelangt war, marschirte sie links ab, um über die Seine zu setzen und sich auf die Süd- und Westseite von Paris zu begeben. Die Bayern passirten den Fluß schon am 17., das 5. Armeecorps sollte ihn bei Villeneuve, anderthalb Meilen südlich von Paris, überschreiten. Da nun alle Brücken gesprengt oder abgebrochen waren, sollte bei dem genannten Orte eine Pontonbrücke geschlagen werden, und um diese Arbeit zu decken, wurden das 58. und 59. Infanterieregiment (Schlesier) und das 4. Dragonerregiment in den Winkel zwischen Seine und Marne gegen Fort Charenton entsandt.

Bei dem etwa eine Viertelmeile von letzterem gelegenen Dorfe Créteil stießen diese Truppen auf sieben feindliche Bataillone, welche aus dem verschanzten Bois de Vincennes hervorgekommen waren; nach kurzem Gefechte, das die Preußen aber

doch an fünfzig Tode und Verwundete kostete, während die Franzosen nicht weniger und sogar achtzehn Gefangene verloren, kehrten diese Bataillone in ihre Verschanzungen zurück und konnten nicht weiter verfolgt werden, da streng befohlen worden, sich nicht dem Feuer der Forts anzusehen.

Ein anderes kleines Avantgardengefecht hatten Truppen des 6. Armeecorps an demselben Tage bei Champigny an der Marne.

Bei Villeneuve und weiter südlich bei Corbeil wurden nun am 17. und 18. Pontonbrücken geschlagen. Das sehr hübsch, terrassenförmig an der Seine gelegene Städtchen Villeneuve war fast gänzlich von den Einwohnern verlassen, und die preussischen Soldaten quartierten sich ohne Weiteres in die Häuser ein. Hier fand sich Jules Favre mit zwei Begleitern ein, escortirt von Dragonern, denen er auf dem Wege von Paris zuerst begegnet war; er kam, um den Grafen Bismarck zu sprechen, der einem englischen Diplomaten gegenüber seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben hatte, Friedensvorschläge der republikanischen Regierung anzuhören. General von Tümpling, Commandirender des 6. Armeecorps, empfing die französischen Herren, zog sie an seine Tafel und sandte einen Offizier nach Meaux, in das königliche Hauptquartier, um Graf Bismarck von ihrer Ankunft und ihrem Wunsche benachrichtigen zu lassen.

„Bei dem Diner,“ wird berichtet, — „unterhielten sich Jules Favre und der General von Tümpling in durchaus ungezwungener Weise. Der Vertreter der französischen Republik machte auf alle Anwesenden einen durchaus sympathischen Eindruck. Die feine, ungezwungene und dabei doch bescheidene Weise, sein edles Gesicht, dessen große dunkle Augen so schwermüthig und traurig blickten, das von den Kämpfen des Lebens durchfurchte Antlitz, die edle Stirn, alles Das zeigte den von Ideen begeisterten und getragenen Mann, der über das Unglück seines Vaterlandes tief ergriffen ist.“

Jules Favre erstattete unter dem 21. September einen öffentlichen Bericht über die Unterhandlungen, welche er mit Graf Bismarck gehabt hatte, und dieselben sind so wichtig und bezeichnend für die Lage, daß wir sie nicht außer Acht lassen dürfen; wir folgen dabei zunächst der Schilderung des französischen Ministers.

Zunächst behauptet er wörtlich: „Wir sind vor Allem Männer des Friedens und der Freiheit. Bis zum letzten Augenblicke haben wir uns dem Kriege widersetzt, welchen die kaiserliche Regierung in ausschließlich dynastischem Interesse unternahm, und als diese Regierung fiel, haben wir energischer denn je erklärt, auf der Friedenspolitik zu beharren.“

Man wird sich nicht entsinnen können, diese entschiedene Friedensneigung bei der republikanischen Regierung bemerkt, gar ausgesprochen gehört zu haben, und Herr Jules Favre setzt dann auch bald erklärend ihre Bedingung hinzu: „kein Zoll unseres Gebietes, kein Stein unserer Festungen!“ —

Weiter erklärt er, wie er es für seine Pflicht, wenn auch eine schmerzliche und schwere, gehalten, einen letzten Schritt zu thun, um die Fortführung des schrecklichen Krieges zu verhindern, wie Graf Bismarck Unterhandlungen mit der republikanischen Regierung als einer nicht zu Recht bestehenden, anfänglich abgelehnt habe, dann aber doch darauf eingegangen sei; von Ville-neuve aus sandte er dann ein Schreiben an den deutschen Bundeskanzler, der ihm antwortete, daß er ihn in Meaux erwarte. Am 19. Morgens fuhr Jules Favre unter Eskorte dahin ab und erfuhr bei seiner Ankunft am Nachmittage, Graf Bismarck sei bereits dem königlichen Hauptquartiere gefolgt, das an diesem Tage nach dem Rothschilb'schen Schlosse Ferrières verlegt worden war. Die beiden Herren trafen sich indessen noch gegen Abend in einem dem Grafen von Nillac gehörigen Schlosse Haute-Maison, „in einem Salon, wo Trümmer jeder Art in Unordnung umherlagen.“

Jules Favre versuchte nun seine und der ganzen französischen Nation Friedensliebe zu constatiren und versicherte, die Regierung sei bereit, ihre Gewalt in die Hände der bereits einberufenen konstituirenden Versammlung niederzulegen, worauf ihm der Bundeskanzler erwiderte: „Diese Versammlung wird Absichten haben, die Nichts voraussehen läßt; aber wenn sie dem französischen Gefühle Gehör schenkt, so wird sie den Krieg wollen. Sie werden ebenso wenig die Capitulation von Sedan vergessen wie Waterloo und Sadowa, welches Letztere Sie Nichts anging.“ — Als Favre die Friedensbedingungen Deutschlands zu vernehmen wünschte, beanspruchte Graf Bismarck, seiner Angabe nach,

die beiden Departements des Ober- und Niederrheins, einen Theil des Mosel-Departements mit Metz, Chateau-Salins und Soissons und fügte hinzu: „Straßburg ist der Schlüssel zum Hause; ich muß ihn haben!“ — (Graf Bismarck constatirt in seiner späteren Erklärung, daß er darunter das deutsche, nicht das französische Haus verstanden habe). — Jules Favre protestirte dagegen und verlangte wieder, man solle der republikanischen Regierung Gelegenheit geben, die constituirende Versammlung in Paris zusammentreten zu lassen, damit sie den Willen der Nation ausspreche, — das hieß: einen Waffenstillstand.

Da man sich nicht einigen konnte, wurde die Unterredung vorläufig abgebrochen, und die beiden Herren trafen sich am späten Abende noch einmal im Schlosse Ferrières, wo sie wieder bis Mitternacht verhandelten. Favre bestand auf einen vierzehntägigen Waffenstillstand, und Graf Bismarck wollte deshalb den König befragen.

Am folgenden Tage Vormittags 11 Uhr erfolgte die dritte Zusammenkunft im Schlosse Ferrières. Hier verlangte Graf Bismarck im Namen des Königs als Pfand für den Waffenstillstand die Besetzung von Straßburg, Toul und Pfalzburg, sowie eines der Pariser Forts. Da Favre hierauf nicht eingehen konnte, wurde der Zusammentritt der Versammlung in Tours vorgeschlagen; Bismarck sprach wieder mit dem Könige, dieser ging auch darauf ein, verlangte dagegen aber, daß sich Straßburg ergebe.

„Meine Kräfte waren erschöpft,“ sagt Jules Favre, — „und ich fürchtete einen Augenblick lang, zusammenzusinken; ich wandte mich ab, um die Thränen zu verschlucken, die mich ersticken, und indem ich mich wegen dieser unfreiwilligen Schwäche entschuldigte, verabschiedete ich mich mit diesen einfachen Worten: „Ich habe mich getäuscht, Herr Graf, indem ich hierher kam. — Die Bevölkerung von Paris ist muthig und zu allen Opfern bereit; ihr Helbenmuth kann den Gang der Ereignisse ändern. Wenn Sie die Ehre haben, sie zu besiegen, — unterwerfen werden Sie dieselbe nicht. Die ganze Nation ist der gleichen Gefinnung; so lange wir in ihr ein Element des Widerstandes finden, werden wir Sie bekämpfen. Es ist dies ein endloser Kampf zwischen



zwei Völkern, welche sich die Hände reichen sollten. Ich hatte eine andere Lösung gehofft."

Nachdem Jules Favre nach Paris zurückgekehrt und mit seinen Collegen von der Regierung in Berathung getreten war, zeigte er dem Grafen Bismarck schriftlich an, daß die von demselben gemachten Vorschläge nicht annehmbar befunden seien.

So Jules Favre. Aus seinem Berichte nahm Graf Bismarck Veranlassung, den Gesandten des Norddeutschen Bundes in einem Circularschreiben noch erläuternde Erklärungen zu diesen Verhandlungen zu geben. Er sagte darin, daß er bestimmte Friedensbedingungen noch gar nicht aufgestellt und daß Jules Favre jede mögliche Geldsumme (*tout l'argent que nous avons*) in Aussicht gestellt, Landesabtretungen aber bestimmt abgelehnt habe. „Es gelang mir nicht, ihn zu überzeugen, daß Bedingungen, deren Erfüllung Frankreich von Italien verlangt, von Deutschland gefordert habe, ohne mit einem der beiden Länder im Kriege gewesen zu sein, Bedingungen, welche Frankreich ganz zweifellos uns auferlegt haben würde, wenn wir besiegt worden wären, und welche das Ergebnis fast jeden Krieges, auch der neuesten Zeit, gewesen wären, für ein nach tapferer Gegenwehr besiegtcs Land an sich nichts Entehrendes haben könnten und daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit sei als diejenige anderer Länder.“ Graf Bismarck sagt weiter, — gewiß sehr einleuchtend — daß ein Waffenstillstand für eine im siegreichen Fortschreiten begriffene Armee militairische Nachteile mit sich bringen müsse, für die man wohl ein Aequivalent verlangen dürfe, insbesondere sei die Verproviantirung von Paris nicht ohne ein solches zu gestatten. Seine schließlichen Bedingungen für einen Waffenstillstand, welche die Regierung in Paris verwarf, waren:

- 1) in und vor Paris Aufrechterhaltung des militairischen Status quo, —
  - 2) in und vor Metz Fortdauer der Feindseligkeiten innerhalb eines näher zu bestimmenden Umkreises,
  - 3) Uebergabe von Straßburg mit Kriegsgefangenschaft der Besatzung, von Toul und Bitsch mit freiem Abzuge derselben.
- Der Bundeskanzler schließt: „Wenn die französische Regierung die ihr gebotene Gelegenheit zur Wahl einer National-

versammlung auch innerhalb der von uns occupirten Theile Frankreichs nicht hat benutzen wollen, so bekundet sie damit ihren Entschluß, die Schwierigkeiten, in welchen sie sich einem völkerrechtlichen Abschluß des Friedens gegenüber befindet, aufrecht zu erhalten und die öffentliche Meinung des französischen Volkes nicht hören zu wollen. Daß allgemeine und freie Wahlen im Sinne des Friedens ausgefallen sein würden, ist ein Eindruck, der sich uns hier aufdrängt und auch den Machthabern in Paris nicht entgangen sein wird.“ —

So waren diese Unterhandlungen vollständig gescheitert, gleichzeitig die Cernirung von Paris vollzogen, und die Hoffnungen, die man, auch in Deutschland, zu Anfang des Septembers auf einen baldigen Friedensschluß gerichtet hatte, wieder der Aussicht auf noch bevorstehende sehr ernste und blutige Kämpfe gewichen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

**Eine Ueberraschung.**

Seit einer langen Reihe von Tagen, von Wochen sogar, haben wir Friß von Helledorff ganz aus den Augen gelassen und finden ihn jetzt erst einige Meilen vor Paris gesund und wohlbehalten wieder.

Wie die mannigfachen Strapazen des Marches und Entbehrungen in den kalten und feuchten Wivouaknächten seinen rüstigen, jugendlich frischen Körper fast unberührt gelassen haben, so hat ihn eine höhere Hand auch vor den feindlichen Kugeln, die er seitdem mehr als einmal um sich her pfeifen hörte, beschützt. An der Spitze der noch immer interimistisch von ihm geführten Compagnie machte er die heißen Tage von Sedan mit, sah manchen braven Mann und guten Kameraden neben sich fallen und wunderte sich dann selbst, wie er dem gleichen Schick-

fale zu entgehen vermocht hatte, denn die Begeisterung und Leidenschaft des Kampfes, das Pflichtgefühl, seinen Untergebenen das beste Beispiel zu geben, rissen auch ihn in die ersten Reihen und zu kühnen Wagnissen fort, die häufig theuer bezahlt werden müssen. Er durfte behaupten, sich nie geschont zu haben, wo es solche Opfer zu bringen galt, Vorgesetzte, Kameraden und Untergebene hatten einen tapferen und umsichtigen Offizier in ihm erkannt, und während die Ersteren ihm nur Lobendes sagen konnten, folgten die Letzteren ihm mit unbedingtem Vertrauen und einer persönlichen Hingebung, die seine freundliche Sorge für sie unter allen Verhältnissen rechtfertigte.

Wir sagten aber schon früher, daß es dem Subaltern-Offiziere, besonders bei der Infanterie, selten vergönnt ist, sich in hervorragender Weise auszuzeichnen, und dieses Glück war Friß von Hellborff allerdings nicht zu Theil geworden; er konnte sich darüber aber mit dem Bewußtsein trösten, in vollstem Maße seine Schuldigkeit gethan zu haben. Wir halten es deshalb für überflüssig, die kleinen ihn betreffenden Schicksale zu erzählen; abwechselnd gute und schlechte Quartiere, Gefahren und lustige Stunden im Kreise der Kameraden, Entbehrungen und Ueberfluß — das Alles ist ein so gewöhnliches Soldatenloos, daß es nicht einer eingehenderen Schilderung verlohnt, und wenn wir hinzufügen, daß sich während dieser Zeit in den Gedanken und der Gemüthsstimmung des jungen Offiziers gerade Nichts besonders geändert hatte, so darf er wohl ohne Weiteres wieder auf den Schauplatz unserer Erzählung treten.

Das fünfte Armeecorps, bei dem sich sein Regiment jetzt befand, war, wie bereits berichtet worden, bei Villeneuve auf einer Pontonbrücke über die Seine gegangen und am 18. September mit der 9. Division bis Bièvre, mit der 10. bis Palaisseau gelangt; erstere hatten nördlich von Bièvre schon an diesem Tage ein kleines Gefecht mit regulären Truppen gehabt, die zu dem aus Paris entsandten Corps Vinoy gehörten.

Am frühen Morgen des 19. wurde diese Division in ihrem Bivouak bei Massy von den Franzosen überrascht, die sie mit Granaten beschossen; die 18. Brigade (Regimenter No. 7 und 47) gingen mit drei Batterien sogleich gegen den Feind vor, drängten ihn zurück und marschirten, wie der Rest des ganzen Corps,

auf Versailles. Hierauf wurde dieser Brigade, welche der Kronprinz später „die eiserne“ nannte, der Auftrag, im Norden den Flankenmarsch des Corps zu sichern und auf der Straße von Bièvre nach Petit-Bicêtre gegen Chatillon den Feind anzugreifen, wobei sie fünf Batterien unterstützen sollten.

Trotz des heftigen französischen Granatfeuers, welches der preussischen Artillerie ansehnliche Verluste zufügte, gelang dieser Vorstoß und die französischen Geschütze mußten sich zurückziehen, worauf die in den Gärten von Petit-Bicêtre postirte französische Infanterie ihr Feuer eröffnete.

Die Straße von Chevreuse läuft in nordöstlicher Richtung über Bièvre nach Paris; eine Meile vor letzterem liegt daran die kleine Stadt Chatillon mit einem alten Schlosse, eine halbe Meile vorher Pleffis-Piquet in der Einbuchtung eines Höhenzuges. Die Gegend ist hier prächtig, wundervolle Wiesen und Buchenwäldchen erstrecken sich über die Abhänge, und viele reichen Pariser haben hier ihre Villen mit den schönsten Gärten. Gerade zwischen Pleffis-Piquet und Chatillon steht zur rechten Seite der Straße auf einem 160 Fuß über dem waldigen Plateau liegenden Punkte eine Windmühle, Moulin de la Tour, woselbst in letzter Zeit eine mit sieben Geschützen besetzte Schanze erbaut worden war. In dieser Gegend standen die Franzosen in den gedecktesten Stellungen, dabei in einer den Preussen unverhältnißmäßig überlegenen Zahl, und von hier aus drängen sie über Pleffis-Piquet gegen den Wald von Verrières und Petit-Bicêtre, den jene besetzt hatten, ungestüm und unter starkem Artilleriefeuer vor.

Die 18. Brigade, besonders das 7. (Königs)-Regiment, hatte hier einen äußerst harten Stand von 6 $\frac{1}{2}$  bis 8 Uhr Morgens, und es war hohe Zeit, daß das 2. bairische Corps, welches von Longjumeau nach Châtenay marschirte, ihr zu Hülfe kam. Eine Brigade desselben eilte sogleich herbei und griff in das Gefecht ein, eine andere wandte sich gegen das ebenfalls von den Franzosen besetzte Sceaux. Um elf Uhr mußte der Feind weichen und feuerte von der Schanze aus mit seinen Mitrailleusen, und als er sich dort von Sceaux aus umgangen sah, trat er gegen zwei Uhr eiligst seinen Rückzug an, so daß er selbst die Geschütze in der Schanze zurückließ. Sofort folgten die Baiern unter Be-

fehl des Oberst von Treuberg und nahmen von der letzteren Besitz.

Eine großartige Episode des Kampfes war es, als die beiden bairischen Brigaden zum Angriffe auf die Gärten von Plessis-Piquet, besonders den Park des Buchhändlers Gachette, vorgingen. „Die ganze Division rückte in einem furchtbaren Infanteriefeuer auf die Gartenmauern vor. Nach einigen Schüssen der Tirailleure gingen die Regimenter in Kolonnen unter Trommelschlag und donnerndem Hurrahruf mit gefällttem Bajonnet auf die Gärten und trieben den Feind fliehend, Gewehr und Tornister von sich werfend, durch das Dorf Plessis-Piquet den östlichen Abhang nach Châtillon zu hinunter.“

Der Verlust der Baiern in diesem sehr heißen Gefechte betrug 120 Mann, der des 5. Armeecorps etwa 100 an Todten und Vermundeten.

Auch die 10. Division war bereit gewesen, in den Kampf einzutreten, gelangte aber nicht dazu. Als der Feind nun allen Widerstand und Angriff aufgegeben und sich unter dem Schutz der großen Forts zurückgezogen hatte, setzte das 5. Corps seinen Marsch auf Versailles fort; Kavalleriepatrouillen waren bereits dahin vorausgeschickt worden, fanden zwar eine bedeutende Anzahl Mobilgarden vor, erhielten aber von dem Maire die Versicherung, daß man nicht an Widerstand denke, die preussischen Truppen sehr gut aufnehmen werde und daß jene Mobilgarden bereit seien, ihre Waffen niederzulegen. Das nahe Städtchen Sévres hat sogar um preussische Besatzung, welche den Excessen des plünderungslustigen Gefindels steuern möge.

Zu derselben Zeit war das 6. Armeecorps bei Villeneuve über die Seine gegangen und über Orly gegen Paris vormarschirt. Auf der Höhe von Villejuif hatten die Franzosen eine starke Verschanzung aufgeworfen und feuerten von da aus so stark, machten auch einige jedesmal abgeschlagene Ausfälle mit Infanterie, daß sich in dieser Richtung nicht weiter vordringen ließ.

Am Abend dieses Tages war die dritte Armee vollständig in die ihr zugewiesenen Stellungen eingerückt, welche sich von Bougival (im Westen des Centrums von Paris gerade) nach

Süden hin über Sévres, — dahinter Versailles — Meudon, Bourg, P'Hay, Chevilly, Thiais, Choisy le Roi und Bonneuil bis an die Seine erstreckte; das Hauptquartier befand sich hinter dem rechten Flügel in Palaiseau, wurde aber schon am folgenden Tage nach Versailles verlegt.

Die deutschen Corps hielten Paris nun also in dieser Reihenfolge, von Norden an nach Osten zu gerechnet umschlossen: das 4. Corps, die preussische Garde, das 12. (sächsische) Corps, im Osten rückten bald die noch vor Metz zurückgebliebenen 11. und 1. bairisches Corps ein, die Württemberger, das 6., das 2. bairische, das 5. Corps; die Kavalleriedivisionen füllten, wie schon früher erwähnt worden, die Lücken aus.

Der 19. September war ein schöner, sonniger Tag, und von einzelnen Stellen des Höhenzuges, besonders von der eroberten Schanze aus, ließ sich ein weiter Blick über die herrliche, um diese Jahreszeit noch im üppigsten Grün stehende Landschaft mit ihren Gärten, Wiesen, Wäldern, Dörfern und koketten Villen, die französischen Forts in der Ebene bis zu der Umwallung von Paris hin und darüber weg auf das Häusermeer der Hauptstadt mit den daraus hervorragenden Thürmen und Kuppeln gewinnen. Da dieses Terrain zunächst zum Schauplatz unserer Erzählung dienen soll, gestatte man uns eine noch ausführlichere Schilderung.

Die Höhe von Moulin la Tour ist auf der südlichen Seite von Paris ganz besonders für einen weiten Ueberblick geeignet, weshalb hier deutscherseits auch sofort ein militairisches Observatorium errichtet und die Vollendung der begonnenen Arbeiten in der Weise, daß die Schanze ihre Front nun der Stadt zukehrte, in Angriff genommen wurde.

Von hier hatte man in etwas schräger Front auf etwa dreitausend Schritte die Forts Issy, Vanvres und Montrouge vor sich und in fast gleicher Entfernung dahinter die Haupt-Encinte der Stadt; Fort Valerien, das bedeutendste, mit etwa sechzig Kanonen armirte Festungswerk, war, trotz der bedeutenden Entfernung von fünfviertel Meilen, wegen seiner hohen Lage, die sich sehr malerisch ausnimmt, deutlich zu sehen, zur Rechten unter ihm die halbstädtischen Ortschaften Puteaux und Surène mit ihren pompösen Villen, worunter sich die Rothschild'sche aus-

zeichnet, dann näher heran Schloß und Park von Saint-Cloud, noch unter dem Feuer des Mont Valerien gelegen, Sèvres und Meudon mit den weißen Landhäusern im prachtvollen Grün, dann, an der Straße von Chevreuse nach Paris, das Dorf Clamart, das auch ganz städtisch gebaut ist und sich sehr romantisch an die bewaldeten Hügel lehnt.

Durch ein schmales Thal zwischen diesen Höhen führen in nordöstlicher Richtung die Chaussee von Versailles und auf zwei Schienenwegen die westliche Eisenbahn auf Angers und Nantes, während die auf Orleans östlich von unserem Aussichtspunkte sich gegen Süden hinzieht. Ganz deutlich hat man den westlichen Theil von Paris vor sich, das Bois de Boulogne, das Marsfeld und den Dom der Zwölften, die Champs Elysées. Zunächst rechts der von Plessis-Piquet über Châtillon führenden Straße setzen sich die Höhen noch fort bis an die Chausseen nach Orleans und Fontainebleau, und auch hier schließt sich eine Ortschaft beinahe dicht an die andere.

Alle diese Dörfer und Landhäuser, die sonst ein so freundliches Bild des regsten Verkehrs darbieten, waren jetzt so gut wie gänzlich verlassen von ihren Einwohnern; nur wenige der letzteren standen bei dem Einrücken der deutschen Truppen vor ihren Häusern oder an den Fenstern derselben, sahen und mit Mienen, als ob sie das Unerhörte noch gar nicht fassen könnten, auf jene blickend. Hatte wirklich eine so vollständige Auswanderung, sei es nun auf Rath oder Befehl der republikanischen Regierung oder aus persönlicher Furcht, nach Paris hinein stattgefunden? — Wie sich später erwies, war dies zum großen Theile allerdings der Fall, ein anderer war aber auch mit den schnell zusammengerastten besten Habseligkeiten weiter in das Land hinein nach Westen und Süden geflohen, und noch Andere hatten sich in den Wäldern und Schluchten, wo es förmliche Höhlen gab, und in den großen Weinkellern, die in jener Gegend häufig sind, versteckt; nur der Zufall führte im Laufe der Zeit ihre Entdeckung herbei, und mit Anbruch des Winters erschienen diese Leute wieder in größerer Menge.

Die Zurückgebliebenen zeigten sich, wenn nicht entgegenkommend, so doch nachgiebig und höflich gegen die deutschen

Truppen; daß der Haß, in ihrem Herzen fortglühte, erwies sich später gelegentlich, besonders in den größeren Ortschaften; als eine auffällige Erscheinung in einem vom Feinde occupirten Lande wird dies aber wohl gerade nicht gelten dürfen.

Die von der republikanischen Regierung erlassene Ankündigung, die Deutschen sollten in der nächsten Umgebung von Paris nur eine vollständige Wüste finden, war indessen weit hinter den Erwartungen, die man danach hegen konnte, zurückgeblieben. Abgesehen von der schon früher erwähnten Sprengung der Brücken und Berräumelung einiger Wege, sowie von den Spuren, welche plünderungslustige Marodeure und armes Gesindel, das sich bei der allgemeinen Noth schnell noch zu bereichern suchte, hinterlassen hatten, sah es in den Dörfern und besonders den großen Landhäusern noch ganz wohnlich aus. Die Flucht der Einwohner mußte so schnell von statten gegangen sein, daß sie nur einen kleinen Theil der leicht transportirbaren Effekten mitzunehmen kaum Zeit gefunden hatten, geschweige denn zu einer systematischen Vernichtung des Zurückgelassenen.

Das Regiment, bei dem Fritz von Helledorf stand, erhielt seine Quartiere in der Gegend von Saint-Cloud — das Schloß war noch nicht besetzt worden, da es unter den Kanonen des Mont Valerien lag, — angewiesen und gab sogleich ein Bataillon auf Vorposten, das seine Patrouillen bis an die Mauer des Parkes entsandte, der von Infanterie besetzt war; eine weitere Recognoscirung gegen dieselbe wurde auf den folgenden Tag verschoben.

Die Ortschaften westlich und südlich des Parkes, dazwischen viele einzelne Gehöfte und Villen, liegen in einem Terrain voll Höhen und Schluchten, welches fast bewaldet und von Gärten eingenommen; die Chaussee von Saint-Cloud nach Versailles durchschneidet es, dann giebt es zu beiden Seiten aber so viel Kreuz- und Querwege, daß es äußerst schwierig wird, sich zu orientiren; die deutschen Truppen halfen sich später dadurch, daß sie die Straßen und Wege nach ihrer eigenen Idee, meistens in humoristischer Weise, taufte und überall Brettchen mit diesen Namen als Wegweiser anbrachten.

Es war schon spät am Abende, als Fritz, nach mancherlei Hin- und Hermärschen, mit seiner Compagnie den Punkt erreichte,



wo, allem Anscheine nach, ein längerer Aufenthalt genommen werden sollte. Im Laufe des Tages hatten die Erwartung, in das Gefecht zu kommen, die lebendige Theilnahme an dem Gefechte der Kameraden und das Bewußtsein, sich dem längsterstrebten Ziele, hoffentlich dem letzten und entscheidenden in diesem Kriege, so nahe zu befinden, die körperliche Ermüdung nicht fühlbar werden lassen, und besonders bei dem Anblicke von Paris war die Stimmung von Offizieren und Soldaten eine hochbegeisterte gewesen; nun, wo das Geschütz- und Gewehrfeuer überall schwieg und die Dunkelheit sich auf die interessante Landschaft niedersenkte, wünschte aber Jeder wohl recht sehnlich, die langentbehrte Ruhe für einige Stunden wenigstens zu finden, und man beschäftigte sich hauptsächlich mit Vermuthungen, wo und wie dies der Fall sein werde.

Es war die Bestimmung getroffen worden, daß etwa ein Drittel der Truppen die vordersten Vorpostenlinien besetze, das andere, demselben zur Unterstützung, nicht weit dahinter gelegene Rantonnements beziehe und das letzte weiter rückwärts seine Quartiere nehme, um einer wirklichen Ruhe und Erholung theilhaftig zu werden.

Fritzens Bataillon war in die zweite Kategorie gekommen, und seine Compagnie erhielt eine Reihe von etwa zehn Häusern angewiesen, die sich am Fuße einer kleinen Anhöhe, längs einer schmalen Straße, mit unregelmäßigen Zwischenräumen, welche von Mauern und Hecken umgebene Blumen- und Obst- oder Gemüsegärten bildeten, erstreckte. Die Gebäude waren durchgängig zweistöckig und massiv, von mehr praktischer als eleganter Bauart, und auch an der inneren Einrichtung sah man leicht, daß hier sogenannte kleine Leute gewohnt hatten, Handwerker, Arbeiter, die ihre Beschäftigung wohl in den nächsten größeren Ortschaften und Fabriken jenseits der Seine, in den Vorstädten, gefunden hatten; man sah noch die Firmentafeln über den Thüren, auch die kleinen Restaurants.

In den letzteren war Alles jämmerlich zerschlagen worden; wahrscheinlich hatten hier kurz zuvor die Franc tireurs oder Mobilgarden gehaust, die, wie man bald erfuhr, noch den Park von Saint-Cloud besetzt hielten; in den übrigen Häusern fand man fast noch die ganze Einrichtung und sogar in ziemlicher Ordnung

vor, aber auch nicht eine einzige lebende Seele; überall zeigten sich die Spuren einer eiligsten Flucht, denn noch war Manches zurückgeblieben, was den Leuten gewiß werth und leicht fortzuschaffen gewesen wäre, also von ihnen in der Angst und Verwirrung vergessen sein mußte. Die Soldaten, die keine hohen Ansprüche machten, richteten sich hier bald möglichst bequem und gemüthlich ein, wobei sie nicht vergaßen, ihre Waffen immer bei der Hand zu halten, denn eigentlich lag man auch hier noch auf Vorposten und mußte in jedem Augenblicke einer Alarmirung gewärtig sein.

Ueber diesen Häusern, auf dem sanft ansteigenden Hügel, der nach der Mittagsseite mit Weinstöcken bepflanzt war, sonst mit niedrigem Gebüsch, durch das breite und regelmäÙige, sorgsam mit Kiez belegte Wege führten, erhob sich eine im Schweizer-Style erbaute, nicht zu große, aber sehr hübsche Villa, in nächster Nähe von hohen schattigen Bäumen und freundlichen Garten-Anlagen umgeben.

Der Lieutenant hatte dieselbe, obgleich es bei seiner Ankunft schon ziemlich dunkel war, sogleich in das Auge gefaßt und für geeignet gehalten, einen kleinen Theil der Kompagnie und seine eigene Person — er war zur Zeit der einzige Offizier bei der letzteren — aufzunehmen; die Entfernung von den Häusern betrug kaum zweihundert Schritte, und die erhöhte Lage versprach eine weite Uebersicht, der Punkt entsprach daher auch den militairischen Rücksichten. Da kein einziges Licht aus dem Gebäude schimmerte, ließ sich annehmen, daß dasselbe ebenso wie die Häuser im Grunde verlassen worden sei.

Frig, der mit der Einquartierung seiner Leute in die letzteren, der Aufstellung einer Wache und anderen Anordnungen noch eine Weile beschäftigt war, hatte einen Unteroffizier und einige Leute nach der Villa entsandt, um sich dieselbe in der Nähe anzusehen und ihm über die vorhandenen Räumlichkeiten und sonstige Verhältnisse Bericht zu erstatten, und bald sahen er und seine Leute, wie oben in dem Hause ein Fenster nach dem andern erleuchtet wurde; bald langte auch die Meldung an, die Villa eigne sich sehr gut zur Bequartierung, zumal die Einrichtung noch vollständig vorhanden sei, auch habe

man dort eine Art Verwalter vorgefunden, der sich der Nothwendigkeit, Gäste aufzunehmen, mit möglichst guter Miene fügte.

Der Lieutenant bestimmte sofort etwa dreißig Mann, die in dem Gebäude ihre Wohnung nehmen sollten, und ließ sie dahin abmarschiren; sein Burische begleitete dieselben mit dem Packpferde, das seinen Mantelsack trug. Es mochte schon zehn Uhr Abends geworden sein, als er selbst seinen dienstlichen Pflichten soweit nachgekommen war, daß er an die eigene Ruhe denken und folgen konnte.

Die gefälligen Formen des Hauses, der elegante Baustyl und die reizende Umgebung der im schönsten Flore stehenden Blumenanlagen traten in der sternenhellen Nacht noch deutlich genug hervor und die hellerleuchteten Fenster sahen so einladend aus, daß Fritz sich schon im Voraus ganz heimisch in seinem neuen Quartiere fühlte; er war auch wirklich recht müde und erschöpft, um durch ein nur einigermaßen gutes Unterkommen schon vollkommen befriedigt zu werden.

Die Soldaten hatten es sich, bis auf einen an dem Haupteingange aufgestellten Posten, schon recht bequem in den ihnen angewiesenen Räumen des Erdgeschosses gemacht und sich zum Theil schon zur Ruhe begeben; der Lieutenant wurde daher nur von seinem ebenfalls hier einquartierten Feldwebel, dem Burischen, der ihm das Pferd abnahm, — als Compagnieführer war er beritten, — und jenem vorgeannten Verwalter empfangen.

Der Letztere war ein schon bejahrter Mann, den wir unseren Lesern nicht weiter zu beschreiben brauchen, wenn wir in ihm den alten François, den Diener des Chevaliers de Montrouge, vorstellen. Er zeigte ziemlich ganz dasselbe Wesen wie damals, als er dem Premierlieutenant Max von Helldorff zum ersten Male die Thür des düsteren Hauses öffnete, und wenn bei den preussischen Soldaten, trotzdem er sich ihren Anforderungen gegenüber durchaus nicht widersehtlich gezeigt hatte, Etwas zu seinen Gunsten sprechen konnte, so war es höchstens seine Kenntniß der deutschen Sprache, die man hier schwerlich erwartete und die deshalb um so angenehmer in die Ohren klang.

Auch Fritz war überrascht und suchte den unangenehmen Eindruck, den der Mann sonst auf ihn machte, zu unterdrücken. Während er in Begleitung des Feldwebels und des Verwalters

raich einen Gang durch das ganze Haus machte, um dessen Lokalitäten kennen zu lernen, richtete er mehrere Fragen an den Alten, die derselbe einsylbig, aber doch ohne Zögern und Unsicherheit beantwortete. Es ging daraus hervor, daß die Villa einem Pariser Großhändler, Herrn Duvernois gehöre, der, wie der Alte versicherte, nicht aus Furcht oder Abneigung vor den Deutschen, sondern durch die Dekrete der republikanischen Regierung gezwungen, sie verlassen habe, indessen hätte er sich, da er die Belagerung der Hauptstadt vorausgesehen, gehütet, sich in dieselbe zu begeben, sondern einstweilen seine Wohnung in Versailles genommen; jedenfalls werde er von dort bald herüberkommen und der Lieutenant dann Gelegenheit finden, in ihm persönlich einen Mann kennen zu lernen, der sehr liebenswürdig und durchaus kein fanatischer Feind der Deutschen sei; in etwas auffälliger Weise, da er noch gar nicht darüber befragt worden, suchte Francois diesen Verdacht auch von sich selbst abzuwälzen, indem er seine elsässische Landsmannschaft herausstrich.

Die Frage, ob Herr Duvernois verheirathet sei, verneinte er kurzweg, und doch fiel es Friß schon bei dem ersten Umgange im Hause und noch mehr bei näherer Betrachtung am anderen Tage auf, daß manche Stücke der Zimmereinrichtung darauf deuteten, daß hier Frauen, wohl auch Kinder gewirthschaftet hätten; dies war aber vielleicht ein delikates Geheimniß, über das den alten Diener zur Rede zu stellen er sich nicht berechtigt fühlte.

Herr Duvernois hatte jedenfalls sehr weise daran gethan, einen Aufseher über sein Eigenthum zurückzulassen, denn die ungebetenen Gäste waren nun nicht genöthigt, sich ihre Bedürfnisse allein zu suchen, wobei es im Kriege und Feindeslande selbstverständlich nicht mit den zärtlichsten Rücksichtnahmen hergehn kann, sondern sie begnügten sich damit, wenn Jener ihren gerechten Forderungen nachkam, soweit dies, seinen Versicherungen zufolge, eben zu leisten war. Es wäre im anderen Falle auch wirklich schade um das schöne Meublement, das von ebenso gediegener Wohlhabenheit des Besitzers, wie von dessen feinem Geschmacke Zeugniß ablegte, gewesen; wenn es sich auch nicht vermeiden ließ, daß die zahlreiche Cinquartirung Unordnung und auch kleine Schäden anrichtete, so versuhr sie doch nicht mit der

Willkür, die sich der Soldat in einem Hause erlaubt, das man ihm förmlich preisgegeben hat.

Dem commandirenden Offizier, der hier in die Rechte des Hausherrn getreten war, stand es selbstredend frei, sich seine Wohnung zu wählen, indessen sprach Fritz den Wunsch, von zwei Zimmern Besitz zu ergreifen, nur unter der Bedingung aus, daß Herr Duvernois bei seiner etwaigen Rückkehr nicht Gründe haben möge, diese Wahl ungern zu sehn; der alte François schien sich über diese Rücksichtnahme zu verwundern und versicherte noch viel höflicher wie bisher, daß sein Herr durchaus keine Einwendung machen werde.

Nachdem er in Gesellschaft seines Feldwebels, mit dem er noch dienstliche Angelegenheiten zu besprechen hatte, ein freiwillig von dem alten Diener servirtes Mahl, bei dem es an ganz vortrefflichem Weine nicht fehlte, eingenommen, schickte Fritz sich an, sich zur Ruhe niederzulegen. Er fand Alles um sich her recht behaglich und konnte sich wohl des guten Glückes, das ihn in dieses Quartier geführt hatte, freuen; ein so weiches, einladendes Bett in mit beinahe luxuriösem Comfort ausgestatteter Umgebung war ihm lange nicht zu Theil geworden; es kam ihm ein Lächeln an, wenn er daran dachte, ob der reiche Herr Duvernois, der beneidenswerthe Besitzer dieser reizenden Villa, ihn, den armen Lieutenant, heute nicht beneiden würde, wenn er ihn jetzt im Vollgenusse dieser Annehmlichkeiten sähe, die er selbst vielleicht vermißte, dieser Schicksalswechsel hatte aber auch wieder seine sehr ernste Seite, und Fritz war zu gutmüthig, um dieselbe nicht mit einer Art von Bedauern anzuerkennen.

Indessen schlug er sich solche Betrachtungen schnell aus dem Sinne und nahm von seinem zeitweiligen Eigenthum ohne sonderliche Gewissensbisse Besitz; ehe er aber, sich der langentbehrten Behaglichkeit ganz hingebend, einschloß, gingen doch noch manche wachende Träume an ihm vorüber, in denen Eugenie de Montrouge die Hauptfigur spielte.

Es war doch bisher ganz anders gekommen, wie er gehofft hatte! — Das Ziel seiner Wünsche lag schon weit hinter ihm, das unabänderliche Schicksal hatte ihn fast im Sturm daran vorbeigeführt, und fast schien es, als seien damit alle seine Hoffnungen zertrümmert worden. Wo sollte er Eugenie wieder suchen, und wie

fund er sie dann vielleicht wieder? — Die Leidenschaft, die ihn so plötzlich ergriffen, war noch keineswegs erloschen, aber welsch' Vertrauen er in die Charakterfestigkeit Derer, mit welcher sie ihn verbunden, setzen wollte, regten sich doch nur zu oft Zweifel in ihm, ob die letztere auch der schweren Prüfung, welche der Hinblick auf eine so ganz ungewisse Zukunft auferlegte, Stand zu halten vermöchte, mußte er sich doch gestehen, daß er selbst schon zuweilen in seiner Zuversicht stark geschwankt habe. Dieses Mal half ihm der Schlaf glücklich über diese Betrachtungen hinfort, die ihn oft schon in eine recht melancholische Stimmung versetzt hatten.

Die Sonne schien am anderen Tage schon hell auf sein Bett, als er erwachte; eine Weile lang glaubte er noch zu träumen, als seine Blicke auf die fremde Umgebung fielen, die ihm beim Tageslichte wieder ganz anders vorkam, wie bei dem der Krzen. Im Hause war es schon recht laut, was sich bei der Anwesenheit so vieler Menschen nicht vermeiden ließ, und er schrak zusammen, als er den dumpfen Donner in Pausen abgefeuerter Kanonenschüsse vernahm. Wenn man aber in einem bewegten Leben schnell wechselnder Eindrücke gewöhnt worden ist, findet man sich auch schnell wieder in die Wirklichkeit hinein, und es dauerte nur eine sehr kurze Zeit, bis Fritz seine Gedanken vollständig gesammelt hatte und sich sagte, jedenfalls feuerten die Pariser Forts, die Gefahr müsse aber wohl nicht nahe sein, da er sonst durch einen ganz anderen Spektakel geweckt worden wäre.

Es war doch ein ganz behagliches Gefühl, sich momentan noch in einem guten und sicheren Quartiere zu wissen, lag die Möglichkeit auch gar nicht fern, daß die nächste Stunde schon wieder recht ernste Ereignisse mit sich bringe. Unter solchen Umständen ist die Zeit kostbar und man kann es sich schon an der nothwendigen Ruhe genügen lassen; Fritz überließ sich daher nicht unnützen Träumereien, sondern sprang, sich neugestärkt fühlend, auf. Er trat an das Fenster, und das schöne Landschaftsbild, das er vor sich hatte, überraschte ihn; er konnte es jetzt noch ungestörter genießen wie am vergangenen Tage. Der Blick reichte hier nicht so weit wie von den Höhen, über die man gestern marschirt war. Der Hügel, auf dem die Villa lag, wurde im ganzen Umkreise noch weit überhöht, und man konnte

Nichts von Paris und seinen Forts sehen, — aber im hellen Sonnenschein erschien Alles so friedlich und freundlich, daß man schwer daran zu glauben vermochte, sich mitten im Kriege zu befinden.

Aber dennoch! — überall zwischen den grünen Bäumen und Gebüsch, vor den weißen Villen und Häusern sah man die Uniformen der Soldaten, Nichts wie Soldaten, die ihre Gewehre und Montirungsstücke reinigten oder, schon im vollen Waffenschmucke, abtheilungsweise marschirten, die Wege entlang sprengende Reiter, ganze Züge von Wagen unter militairischer Bedeckung, die Proviant und Fourage herbeiführten; in der Ferne dröhnten die Geschütze auch noch, und zuweilen erhob sich eine weiße Rauchwolke über dem einen Höhenrücken drüben, worüber sich hier übrigens Niemand zu bekümmern schien.

Es war kein neues Bild mehr für Fritz; er hatte sich bald daran satt gesehen und wandte sich wieder seiner neuen Häuslichkeit zu; während er sich ankleidete, nahm er ihre Einzelheiten mehrmals mit voller Muße in Augenschein. Besonders fesselten mehrere an der Wand des einen Zimmers hängende Delgemälde seine Aufmerksamkeit; es waren Portraits, Bruststücke in Lebensgröße, also wohl ohne Frage nahe Verwandte des sonstigen Bewohners dieses Zimmers und Besitzers des Hauses, des Großhändlers Duvernois. Man war versucht, den wohlbeleibten, roth- und vollwangigen älteren Herrn im schwarzen Frack, weißer Cravatte und Gilet — Alles nach einem Schnitte, den noch vor Kurzem die modernste Eleganz vorschrieb, — den das eine Gemälde darstellte, wie er, so recht behaglich und doch würdevoll, beinahe ein bißchen hochmüthig lächelnd, mit der schweren goldenen Uhrkette spielte, für den reichen Kaufmann und Börsenspeculanten selbst zu halten, und Fritz wußte, nach der Angabe des alten Dieners, daß Jener unverheirathet sei, damit nur nicht den Pendant dieses Bildes in Einklang zu bringen, das Conterfei einer ebenso behäbigen, gerade nicht schönen, aber sehr gepuhten Dame. Sie machte ganz den Eindruck einer ehrsamten Frau, die sich jederzeit auf ihren Trauschein berufen konnte, und die Reihe von fünf Kinderportraits von unverkennbarer Familienähnlichkeit, die sich unter den beiden ersteren gruppiert hatte,

schien noch als eine besondere Legitimation für die innigen Beziehungen zwischen denselben zu dienen. *mais voyez* Aber vielleicht war die Frau erst vor Kurzem gestorben, wohl gar auch die Kinder, und Herr Duvernois hatte bei allem Glück, das seinen Geldbeutel gesegnet, — man konnte sich den Eigenthümer dieses reizenden Landhauses nur sehr reich denken, — in anderer Beziehung so viel Unglück gehabt, daß er selbst und der treue Diener sich gar nicht mehr an die Vergangenheit erinnern mochten. Gleichviel, diese Familiengeschichte konnte für den jungen Lieutenant nichts besonders Interessantes haben, und es blieb ihm von seinen Betrachtungen nur der Eindruck zurück, Herr Duvernois könne nicht anders aussehen wie jenes Portrait; es wäre als eine müßige Neugierde erschienen, den alten Francois deshalb zu befragen, und Fritz meinte, er werde wohl ohnehin bald Gelegenheit finden, dieselbe zu befriedigen.

Schon am vergangenen Abende waren die Vorposten von drei Infanterie-Bataillonen bis an den Park von Saint-Cloud vorgeschoben worden und hatten sich seitdem mit den dort postirten Mobilgarden und Franc-tireurs herumgeschossen; die Geschütze der nächsten Forts donnerten in längeren Pausen dazwischen, richteten aber keinen Schaden an, obgleich die schweren Marinegeschosse in der Form von Zuckerhüten, wie sie auch scherzweise von den Soldaten genannt wurden, bis nach Meudon und Sèvres, später auch nach Saint-Cloud hineinreichten. Die Brücken, welche über die Seine führten, waren theilweise zerstört und sollten, wie es hieß, überdies noch unterminirt sein; jenseits des Flusses konnte man deutlich die Orte Boulogne und Billancourt, sowie das nach ersterem benannte Wäldchen übersehen. In das letztere waren nur hier und da Lichtungen gehauen worden, wo man Batterien aufgestellt hatte, auf den Wiesen erblickte man zahlreiche weidende Viehheerden, wie ebenso auf der anderen Seite der Stadt im Gehölze von Vincennes, zwischen den Bäumen des großen, den Parisern sonst als beliebtester und besuchtester Vergnügungsort dienenden Parkes die Zelt- und Barrackenlager der Mobilgarden, welche letzteren in anscheinender Ruhe ihre Exercirübungen abhielten und nach der Scheibe schossen; deutlich hörte man auch ihre Trommeln und Signalhörner, und wenn die Dunkelheit einbrach, entzündeten sich lange Reihen von Bivouakfeuern. Zu-



weilen erhob sich über der Stadt auch ein großer Luftballon, der, jedenfalls von einem Seile gehalten, dann eine Weile über ihr schwebte; es war leicht verständlich, daß die Franzosen auf diese Weise die Stellungen der deutschen Truppen zu recognosciren versuchten, und zwar nicht ohne Erfolg, wie sich später erwies, als dieses Ballon-Observatorium vervielfältigt wurde, denn die Kanonen der Forts wurden dann recht gut und sicher auf die vorgeschobenen Posten gerichtet.

Auf deutscher Seite blieb der Befehl aus dem jetzt nach der Rothschild'schen Besetzung Ferrières (etwa dritthalb Meilen östlich von Paris) verlegten königlichen Hauptquartiere — das der dritten Armee befand sich in Versailles — maßgebend, sich nicht unnützer Weise in das Feuer der Forts zu begeben, die dabei blieben, etwa alle halbe Stunde einmal eines jener ungeheuren Geschosse auf gut Glück, gleichsam nur als ein Lebenszeichen von sich, zu entsenden. Kleine Vorpostengefechte ließen sich allerdings nicht vermeiden; besonders waren dabei die Baiern fast unausgesezt engagirt, die, den Forts Issy und Nanvres gegenüber, die zuerst eingenommenen Stellungen von Plessis-Piquet und Moulin-la-Tour besetzt hielten; aber auch anderwärts wurden in den nächsten Tagen Recognoscirungen kleiner Abtheilungen gegen die Forts unternommen.

Die Aufgabe, welche den deutschen Truppen zunächst zufiel, war, die gestörten Communicationen, Brücken und Wege wiederherzustellen und sich derartig zu verschanzen, daß sie etwaigen Ausfällen in vortheilhaften Positionen Stand zu halten vermöchten. Namentlich war es sehr wichtig, die Marneübergänge zwischen Meaux und La Ferté bald wieder im Stande zu haben, um Munitions- und Proviantvorräthe ohne Schwierigkeiten heranzuführen zu können, und die Pioniere und Eisenbahn-Abtheilungen hatten dort viel Arbeit. Bei dem Dorfe Villejuif, an der Straße von Paris nach Fontainebleau, hatten die Franzosen ein neues Befestigungswerk errichtet, und das sechste (schlesische) Armeecorps hatte am 22. und 23. September, zuerst mit seiner Feldartillerie, dann auch mit Infanterie daselbst harte Kämpfe zu bestehen, da dieser Punkt unter den Kanonen des Forts Bicêtre lag; es gelang indessen, das Werk zu zerstören und davon, sowie von Villejuif Besitz zu ergreifen.

Auch bei Gennevilliers, im Norden der Stadt und westlich von Saint-Denis, hatten die Franzosen eine Feldschanze aufgeworfen, aber verlassen, die Preußen sich derselben bemächtigt und waren nun beschäftigt, die Befestigungen umzukehren; eine andere Schanze wurde von ihnen auf den Höhen bei Saint-Cloud angelegt, um das Feuer des Mont Valerien erwidern zu können.

Schon am 21. betrat eine Infanteriepatrouille von zehn Mann den Park von Saint-Cloud, und die Franc-tireurs, welche wohl an einen größeren Angriff glaubten, wichen rasch zurück und räumten das zur Vertheidigung sehr gut geeignete dichte Gehölz; sie hielten auch nicht die sich längs der Seine erstreckende Stadt, sondern zogen sich über den Fluß zurück, auf dessen anderem Ufer nun ansehnliche Truppenmassen erschienen und heftig zu feuern begannen. Die Preußen ließen sich aber dadurch nicht wieder vertreiben und besetzten, ohne Verluste zu erleiden, die Stadt und das Schloß, worauf sie ihre Posten bis dicht an die Seine vorschoben.

Das historisch denkwürdige Schloß, in welchem Napoleon III. noch neuerdings die Kriegserklärung gegen Preußen unterzeichnet hatte, die ihm so unheilvoll werden sollte, wurde von einer kleinen Abtheilung des 5. Armee-corps besetzt, und man fand, außer vielen Kunstschätzen und Denkwürdigkeiten, in dem Salle de Conseil noch die Kriegskarten und Uniformsabbildungen der preussischen Armee vor.

Ein ganz müßiges Leben war auch Fritz von Helldorff in den nächsten Tagen nicht bescheert; für seine Person hatte er sich öfter nach den Stabsquartieren des Bataillons oder Regiments zu begeben, um Rapporte zu machen und Ordres zu empfangen, bei der Compagnie gab es Appelle abzuhalten und für den inneren Dienst zu sorgen, Tag um Tag mußte dieselbe zur Schanzarbeit, ein paarmal kam es auch zu einem falschen Alarme, — kurz, es fanden sich für einen Ruhezustand immer noch genug Beschäftigungen und dienstliche Pflichten. In der ganzen Umgegend wurden auch alle Positionen und Truppenquartiere, auf die ein feindlicher Angriff nur irgend denkbar erschien, auf das Sorgfältigste in Vertheidigungszustand gesetzt.

In dem ganzen weiten Kreise, mit welchem die deutschen Truppen Paris und dessen Forts umgaben, bildete sich eine neue

Linie von Verschanzungen oder vielmehr mehrere solcher Linien hintereinander, so daß ein Durchbruch der eingeschlossenen Vertheidiger von Paris schon in den nächsten Tagen unausführbar erscheinen konnte, und jeder weitere Tag machte diesen Gürtel fester und dichter. Schützengräben wurden in zwei bis drei Reihen ausgehoben und eine Brustwehr davor errichtet, so daß das ganze Vorterrain unter ein sicheres Infanteriefeuer gebracht war; für die Artillerie wurden in ähnlicher Weise an allen Punkten, wo das Vorrücken größerer Truppenmassen möglich erschien, besonders an den Straßen, Emplacements angelegt, von denen aus sich die günstigste Wirkung erzielen ließ; auch die Gebäude und in jener Gegend so häufig vorkommenden Steinmauern wurden mit allen üblichen Mitteln, besonders durch Verbarricadirungen und Einbrechen von Schießscharten für die hartnäckigste Vertheidigung eingerichtet.

Die Verpflegung der Truppen war hier vollständig geordnet und konnte, bei billigen Ansprüchen, keinen Anlaß zu Klagen geben; die Intendantur verstand es, die großen Schwierigkeiten, die sich dem Transporte auf zerstörten Eisenbahnen und anderen Verkehrswegen, sowie den Requisitionen in den nächsten Ortscastellen und Landestheilen entgegensetzten, zu überwinden, und die Soldaten selbst entwickelten ein besonderes Talent, in und bei ihren Quartieren immer wieder Vorräthe zu entdecken, welche die rechtmäßigen, ursprünglichen Besitzer bei ihrer Flucht nicht mit sich zu nehmen vermocht und deshalb auf das Sorgfältigste versteckt hatten; dieses Umherspüren nach verborgenen Schätzen und seine glücklichen Erfolge trugen nicht wenig dazu bei, die gute Laune zu erhalten.

Fritz von Hellborff gehörte zu denen, die wohl am wenigsten Grund hatten, sich zu beschweren; der alte François sorgte für ihn und die Soldaten, welche noch in der Villa lagen, so gut, wie es unter solchen Umständen nur zu verlangen war; es fanden sich recht hübsche Vorräthe, besonders in Wein, in den Kellern vor, und der Alte versicherte, er handle mit dieser Freigebigkeit ganz nach den Intentionen Herrn Duvernois<sup>a</sup>, wofür sich die Einquartierung auch so dankbar bezeugte, daß sie sich keine Einmischung in sein Haushälteramt, nicht einmal das Be-

treten jener Räume, in denen er unbeschränkter Herr blieb, erlaubte.

Nur Eines empfand Fritz in diesem Quartiere unangenehm, nämlich den Mangel an Gesellschaft, wenn ihn seine dienstlichen Pflichten nicht in Anspruch nahmen; wie schon gesagt, war zur Zeit kein anderer Offizier mehr bei der Compagnie, und er wartete schon seit längerer Zeit vergeblich darauf, daß ihr ein solcher zugetheilt werde, weil die ersten Gefechte und Krankheiten in dem Offiziercorps des Regiments stark ausgeräumt hatten, und wenn er auch zuweilen von den in der Nähe einquartierten Kameraden Besuch erhielt oder den letzteren erwiderte, so mußte man sich unter den vorliegenden Verhältnissen doch manche Beschränkungen auferlegen. Eine recht für ihn passende Lectüre ließ sich hier auch nicht aufreiben, es kam manche Stunde der Langeweile, und Fritz hätte es gar nicht ungern gesehen, wenn Herr Duvernois in sein Haus zurückgekehrt wäre, vorausgesetzt, daß sich an ihm ein erträglicher Gesellschafter gewinnen lasse.

Mit dem alten François hatte er nur zu thun, wenn es sich um Requisitionen für seine Leute handelte, seiner persönlichen Bedienung bedurfte er nicht, und bei aller Dienstfertigkeit, welche der Mensch zeigte, flößte derselbe ihm doch ein unwillkürliches Mißtrauen ein; letzteres wurde vielleicht noch dadurch verstärkt, daß er zuweilen zu bemerken glaubte, wie Jener ihn in einer lauernnden, wenn auch gerade nicht feindlich erscheinenden Weise beobachtete; welches besondere Interesse konnte der Mann wohl an ihm nehmen? —

Unseren Lesern dürfte es nicht so schwer werden, sich diese Frage zu beantworten; es hatte nämlich nicht fehlen gekonnt, daß François den Namen des Offiziers nennen hörte, und er mochte sich nun in Zweifel befinden, ob er jetzt die Persönlichkeit vor sich habe, die er schon einmal irrtümlich in May von Hellsdorff suchte.

Es war der fünfte Tag, seitdem Fritz seinen Aufenthalt in der Villa genommen hatte, und in der Stunde der Abenddämmerung hatte er sich auf dem Sopha ausgestreckt, das gerade unter den früher erwähnten Familienportraits stand; mit dem Behagen, das der Genuß eines sorglich aufgesparten Vergnügens einflößt, rauchte er eine Cigarre, die nun schon selten zu werden

begannen, und unterhielt sich mit Betrachtungen, die eine vielfach wechselnde, im Ganzen aber doch nicht befriedigende Stimmung erzeugten.

Da wurde an die Thür geklopft, und auf seinen Ruf trat der alte François mit tiefen Verbeugungen ein und meldete, soeben sei sein Herr aus Versailles eingetroffen und wünsche, dem Lieutenant die Aufsicht zu machen. Eine große Verlegenheit ließ sich in dem ganzen Wesen des Dieners nicht verkennen, aber am Ende war es nicht schwer, den Grund derselben zu errathen: er mochte besorgt sein, wie die beiden Herren die Rechte, welche jetzt Jeder von ihnen auf dieses Haus geltend machen konnte, in Einklang bringen würden.

„Herr Duvernois?“ rief der Lieutenant, sogleich aufspringend, in einem Tone, der verrieth, daß ihn die Ankündigung wirklich angenehm überrasche. „Sagen Sie ihm, daß ich ganz zu seinen Diensten stehe und mich freue, ihm persönlich meinen Dank für die gute Aufnahme, die ich hier gefunden habe, auszusprechen.“

François verbeugte sich schweigend und verschwand eiligst wieder; fast unmittelbar darauf trat der Besitzer der Villa in das Zimmer.

In dem letzteren herrschte schon ziemlich tiefe Dämmerung, und Fritz glaubte zuerst an eine durch diese veranlaßte Augen-täuschung, als er auf den Eintretenden rasch zuging und ihm zur Begrüßung mit ächt deutscher Herzlichkeit die Hand entgegenstreckte; in seiner Ueberraschung ließ er die letztere wieder sinken und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, — in Herrn Duvernois, der ihm seinen Besuch ankündigen gelassen hatte, glaubte er Niemand anders vor sich zu haben wie den Chevalier de Montrouge.

Aber unmöglich! Hier konnte doch nur eine sehr frappante Aehnlichkeit, welche das Zwielicht im Zimmer begünstigte, vorliegen, und der junge Offizier schämte sich sogleich ein wenig seines Benehmens, das dem Anderen doch zweifellos auffallen mußte; er war schon im Begriffe, sich deshalb zu entschuldigen, als der vermeintliche Herr Duvernois mit einer Stimme, die ihm nur noch zu gut in der Erinnerung geblieben war, ihm zuvorkam:

„Sie täuschen sich nicht, Herr von Helldorff; ich war nicht weniger überrascht wie Sie, als ich soeben erst Ihre Anwesenheit in diesem Hause erfuhr, und ich begrüßte diesen Zufall, der mich eine alte werthe Bekanntschaft wieder anknüpfen läßt, mit der lebhaftesten Freude. Wenn ich mich nicht sogleich unter meinem wahren Namen bei Ihnen anmelden ließ, so wollen Sie die Erklärung nur darin suchen, daß ich mich noch nicht ganz sicher fühlte, Sie wieder zu finden, und mir die Aufklärung eines vorgekommenen Mißverständnisses persönlich vorbehielt.“

Herr de Montrouge sprach in einem viel herzlicheren und freundlichen Tone wie bei ihrem letzten Zusammentreffen in Mainz, und die Freude über diese Begegnung schien bei ihm aufrichtig zu sein; was Fritz anbetraf, sobald er die Gewißheit gewann, Eugenie's Vater vor sich zu haben, so waren seine Empfindungen so gemischt, daß er sich nicht so schnell zu erholen und einen passenden Ausdruck dafür zu finden vermochte.

„Sie wundern sich,“ fuhr Herr de Montrouge, dem seine Verlegenheit nicht entgehen konnte, in heiterer und vertraulicher Weise fort, — „daß ich in diesem Hause, das, wie Ihnen der alte Diener gesagt hat, einem Andern gehört, vor Ihnen auftauche, sogar in der Eigenschaft dessen Besitzers, soweit es Ihnen unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen nämlich genehm sein dürfte, andere Rechte als die Ihrigen darauf anzuerkennen; einem Kameraden von Ihnen gegenüber würde ich, wie ich aufrichtig gestehen will, diese Rolle vielleicht noch ein Weilchen länger fortgespielt haben, aber vor einem alten Bekannten muß ich natürlich die Maske sofort fallen lassen. Sie denken, — sträuben Sie sich nicht dagegen, ich errathe Sie vollkommen! — es sei bedenklich, vielleicht gefährlich, heutzutage hier überhaupt eine Maske zu tragen, indessen will ich Sie sofort darüber beruhigen; gestatten Sie mir, daß ich mich nun auch wieder der Pflichten des Hausherrn bemächtige, auf die ich gewisse, nicht zu leugnende Ansprüche besitze, und den alten François dafür zu sorgen beauftrage, daß wir uns unsere Auseinandersetzungen auf die bequemste und gemüthlichste Weise machen können.“

Als ob der Chevalier hier wirklich ganz zu Hause wäre, ergriff er den im Zimmer befindlichen Klingelzug und läutete, worauf der alte Diener, als ob er darauf nur gewartet hätte, sofort die

Thür öffnete und in sehr unterthäniger Weise nach seinen Befehlen fragte. Herr de Montrouge bestellte Licht und Wein.

Was sollte und konnte Fritz zu Alledem sagen? — Wenn er sich erinnerte, daß der Chevalier schon in Mainz eine Rolle gespielt hatte, die einen starken Verdacht auf seinen Charakter warf, und daß er hier wieder ganz plötzlich unter kaum weniger verdächtigen Umständen erschien — wie ließ es sich sonst beurtheilen, daß er auch nur Willens gewesen war, sich an die Stelle jenes Herrn Duvernois zu versetzen? — so mußte er ein Mißtrauen gegen die diesem Auftreten zu Grunde liegenden Absichten empfinden, das ihm die allergrößte Vorsicht anempfahl, eigentlich ihn sogar verpflichtete, in Nichts weniger als freundschaftlicher Weise diesen Besuch aufzunehmen; die entgegenkommende Freundlichkeit und unbefangene Zuversicht schienen auch so wenig in dem wirklichen Wesen des Mannes zu liegen, daß er geneigt war, sie für eine gewiß nicht zwecklose Verstellung zu halten. Sich diesen Verdacht indessen merken zu lassen, bevor derselbe sich weiter als durch das bloße Gefühl begründen ließ, dem Versprechen gegenüber, daß er vollständige Aufklärung erhalten solle, konnte er nicht wagen bei einem Manne, der — eben Eugenien's Vater war.

Man wird sich leicht vorstellen können, wie stürmisch sein Herz klopfte, wenn er daran dachte, daß auch sie sich in der Nähe befinden möge, und wie ihm vor allen Dingen die Frage auf die Lippen treten wollte, ob er sie wiedersehen werde; indessen wollte er, ihrer Warnung eingedenk, Herrn de Montrouge doch nicht zu tief in sein Herz blicken lassen, denn er fürchtete, dies könne dazu Veranlassung geben, daß alle Hoffnungen, welche er auf diese Wiederbegegnung setzte und die ihm dieselbe allein willkommen machen konnten, wieder zerstört würden. Er beschränkte sich deshalb, indem er dem Chevalier nun wirklich die Hand reichte, darauf, von seiner, natürlich ebenso freudigen, Ueberraschung zu sprechen und zu versichern, daß er sehr gespannt sei, zu vernehmen, wie das Schicksal sie hier so ganz unvermuthet wieder zusammgeführt habe; dann folgten von beiden Seiten einige Höflichkeitsphrasen, denen sich ein gewisser Zwang leicht anmerken ließ.

François brachte, was der Chevalier bestellt hatte, und der

Letztere machte jetzt förmlich den Wirth; die beiden Herren saßen bei den gefüllten Gläsern nebeneinander auf dem Sopha, als ob sich eine gegenseitige Vertraulichkeit ganz von selbst verstände; der Lieutenant befand sich dabei in peinlicher Verlegenheit und großer Unruhe, Herr de Montrouge dagegen schien sich recht behaglich zu fühlen.

„Sprechen wir uns zuerst offen aus,“ sagte der Letztere mit einem Lächeln, das der von ihm wohl bemerkten Empfindung des jungen Offiziers zu gelten schien; — „es ist eine einfache Geschichte, kein Geheimniß, das ich Ihnen zu enthüllen hätte. Daß ich nach meiner Ausweisung aus Deutschland, die ich, wie Sie wissen, durchaus nicht verschuldete, in mein Vaterland zurückkehrte und, da ich weder Politik treibe, noch Soldat bin, vor dem dasselbe überflutenden Kriegsstromte zurückzuweichen für das Angemessenste hielt, werden Sie gewiß erklärlich finden; wie tief mich das Frankreich betreffende Unglück auch erschüttert, bin ich, als einfacher Privatmann, doch gänzlich außer Stande, mich dagegen aufzulehnen, und gehöre durchaus nicht zu den patriotischen Fanatikern, die, bei der jetzigen Lage der Dinge, einen Widerstand gegen Ihre siegreichen Waffen noch für möglich halten; ich bin nie ein eifriger Anhänger der Politik des Kaiserreiches gewesen, der ich nur die Schuld an diesem großen Unglücke beimeffen kann, aber Sie werden begreifen, daß meine Standesinteressen schon mich der Republik noch weniger in die Arme zu führen vermögen. Verzeihen Sie diese kurze Abschweifung; wenn man die Aussicht hat, eine Weile lang Hausgenossen zu bleiben und in persönlichem Verkehre zu stehen, ist man sich in einer derartig bewegten Zeit auch in dieser Beziehung Offenheit schuldig, um Mißverständnisse zu vermeiden. Wie schon gesagt, trieb mich die von Deutschland herandringende Flut vor sich her; zunächst hielt ich mich auf meinem Landgute bei Metz auf, dann flüchtete ich mich vor allen Eventualitäten des Krieges in diese Stadt und hatte, bei dem raschen Vorrücken Ihrer Armeen, Mühe genug, von dort wieder zu entkommen; damals schien Paris noch Sicherheit darzubieten, und ich begab mich hierher, wo mich die dringendsten Geschäfte riefen.“

„Dürfte ich mir die Frage erlauben,“ schaltete hier der Lieutenant ein, der seine Ungeduld nicht länger bezwingen konnte, —



„wie sich Ihr Fräulein Tochter befindet, welche die Unruhe und Anstrengungen dieser weiten und schnellen Reisen doch wohl schwer empfunden haben muß?“

„O mein Herr,“ erwiderte der Chevalier, indem er den Kopf sinken ließ und einen kläglichen Ton annahm, der bedeutend gegen den bisherigen abstach, — „Sie berühren da einen meinem Vaterherzen sehr schmerzlichen Umstand, dessen zu erwähnen ich aber doch Ihrer freundlichen Theilnahme schuldig bin; schon seit länger als vier Wochen bin ich von dem armen Kinde getrennt, das ich unter sehr bedenklichen Verhältnissen in Metz zurücklassen mußte, und schwebte in tödtlicher Sorge um ihr Ergehen.“

Fritz wurde so blaß, daß er sich hätte Herr de Montrouge ihn in diesem Augenblicke aufmerkamer beobachtet, — es hatte wenigstens nicht den Anschein, als ob dies der Fall war, — vollständig verrathen haben würde; es war ihm, als ob das Blut in seinen Adern stocken wollte, und nur mit Mühe konnte er, alle seine leicht erklärlichen Besorgnisse in die beiden Worte legend, hervorbringen:

„In Metz?“

„Sie finden es vielleicht hartherzig, unnatürlich,“ meinte Herr de Montrouge, wieder lebhafter werdend, — „daß ich mein einziges Kind in einer so schwerbewegten, gefährvollen Zeit verlassen konnte; ich selbst habe mir seitdem schon häufig genug schwere Vorwürfe darüber gemacht, aber urtheilen Sie nicht so hart, bevor Sie die Umstände und Beweggründe, die mir zur Entschuldigung gereichen, vernommen haben. Wir waren kaum nach unserem Schlosse zurückgekehrt, als Eugenie zu klagen begann; zweifellos hatte der ungelige Zufall in Mainz ihr Gemüth zu tief berührt.“

Fritz glaubte darüber vielleicht eine noch bessere Auskunft geben zu können, aber er dachte nicht daran, dieselbe auszusprechen; jedes Wort des Chevaliers war ihm jetzt auch kostbar, und während sein Herz fast zum Zerspringen klopfte, lauschte er in bangster Ungeduld.

„Ein anderes Ereigniß trug noch dazu bei, uns, besonders Eugenie, in die größte Erregung zu versetzen,“ fuhr Herr de Montrouge fort und begann nun zu erzählen, wie sie von der

preussischen Husarenpatrouille überrascht worden seien. Gewiß lag es dabei in seiner Absicht, zu erfahren, ob Fritz in irgend welchen näheren Beziehungen zu dem seinen Namen führenden Husarenoffizier stehe, ob er dann schon von der damaligen, für das düstere Haus so zweideutigen Affaire gehört habe, und in diesem Falle jeder Frage mit seiner Rechtfertigung zuvorzukommen.

In dieser Beziehung erreichte er seinen Zweck vollkommen; der junge Offizier rief sogleich in größter Ueberraschung, bei der er für den Moment sogar Eugenie vergaß, aus: „Mein Bruder Mar!“ — Er hatte bisher noch immer keine Nachricht von dem Letzteren erhalten, was ihn schon sehr besorgt machte, und bestürmte nun den Chevalier, schnell und kurz zu erzählen.

Daß Dieser das ganze Abenteuer so darstellte, daß er und Eugenie in jeder Beziehung vorwurfslos dabei erscheinen mußten, versteht sich wohl von selbst; mit voller Entrüstung sprach er von dem Verrathe der Bauern, der glücklicherweise keinen Erfolg gehabt habe, und Fritz konnte, darüber beruhigt, ihn bald bitten, seine erste Erzählung fortzusetzen.

Danach war Eugenie nun, wenn auch nicht gefährlich, so doch in einer Weise erkrankt, die ihr nicht gestattete, eine größere Reise anzutreten, und Herrn de Montrouge, der es gerade nach jenem Vorfalle für um so nothwendiger gehalten hatte, sein Haus zu verlassen, weil er fürchten konnte, daß die Rache der Preußen auch die Unschuldigen treffen möge, war nichts Anderes übrig geblieben, als sie nach der Stadt Metz zu bringen und einer dort wohnhaften befreundeten Familie anzuvertrauen.

Gewisse, nicht näher zu erörternde Vermögensverhältnisse, versicherte er, hätten für ihn auf dem Spiele gestanden und seine Anwesenheit in Paris dringend nothwendig gemacht; dennoch würde er es nicht über sich gebracht haben, Eugenie zu verlassen, hätte ihn der Arzt nicht versichert, ihre Krankheit erwecke keine schweren Bedenken, und wäre es damals vorauszu sehen gewesen, daß Metz durch die preussischen Truppen von aller Verbindung abgeschlossen werden sollte. Nun habe er alle möglichen Schritte bei dem Hauptquartier in Versailles, weshalb er sich in den letzten Tagen auch daselbst aufgehalten, gethan, um für seine Tochter die Erlaubniß, Metz zu verlassen, zu erwirken, man habe ihm auch Hoffnung gegeben, sein Gesuch zu gewähren, und er schwebte

jetzt zwischen der letzteren und seinen väterlichen Besorgnissen; es sei möglich, daß Eugenie bald eintreffe und er würde sich dann für den glücklichsten aller Menschen halten.

Fritz war durch diese Mittheilungen in eine Stimmung versetzt worden, die ihn nicht erlaubte, eingehendere Beobachtungen anzustellen, sonst würde die Tiefe des väterlichen Schmerzes, den Herr de Montrouge im Munde führte, ihm doch wohl etwas zweifelhaft geworden sein; konnte es schon auffällig erscheinen, daß der zärtliche tiefbesorgte Vater unter solchen Umständen hier noch verweilte, so mußte sein schnelles und leichtes Abpringen von diesem Thema, um auf das in dieser Unterhaltung ursprünglich angeschlagene zurückzukehren, noch mehr Verwunderung erwecken.

Als ob er mit der Erinnerung an seine Tochter mehr einer Pflicht oder Nothwendigkeit wie einem Herzensbedürfnisse genügt hätte, ging er sofort wieder in den leichten, heiteren Ton über.

Herr Duvernois war sein langjähriger, zuverlässiger Freund; derselbe besorgte auch seine Vermögensangelegenheiten. Als er nach Paris kam, fand er diesen Herrn gerade in kopfloser Verwirrung und schwerer Sorge wegen der bevorstehenden Belagerung der Hauptstadt; er gehörte nicht zu den kriegerisch gesinnten Helden und würde sich am liebsten anderswohin geflüchtet haben, aber damit lief er Gefahr, den größten Theil seines bedeutenden Vermögens zu verlieren, und übrigens hielt die republikanische Regierung die angesehenen Männer scharf im Auge und wollte nicht gestatten, daß sie die große Menge durch ihr Beispiel entmuthigten. Herr Duvernois mußte also, wohl oder übel, in Paris bleiben und sich mit der Hoffnung trösten, daß es nicht zum Aeußersten kommen werde.

Sehr ungern trennte er sich von seiner Villa und den darin enthaltenen Gegenständen, und als Herr de Montrouge ihm als eine Art Gegenleistung für ihm erwiesene und noch zu erweisende Dienste anbot, dieselbe in seine Obhut zu nehmen, indem er es darauf ankommen lassen wolle, den strikten Befehlen der Regierung zu trotzen und sich mit den vor Paris erscheinenden deutschen Truppen in ein möglichst gutes Einvernehmen zu setzen, war er ganz entzückt von diesem Freundschaftsdienste.

„Der gute Freund Duvernois wollte dabei nicht in Betracht

ziehen,“ — meinte der Chevalier mit eigenthümlichem Lächeln, — „daß ich neben der Freundschaft für ihn auch meinen eigenen Interessen damit Rechnung trug. Ich fand es durchaus nicht beneidenswerth, mich in Paris einschließen zu lassen, um alle Schrecken einer Belagerung durchzumachen, und war sehr froh, einen Aufenthaltsort gefunden zu haben, wo ich die Rückkehr meiner Tochter erwarten konnte. Sie sehen, daß ich mich nicht vor den Preußen fürchtete; ich habe Ihre Nation in Deutschland als eine edle und ritterliche längst schätzen gelernt, und wenn Jemand mir dort einen recht eklatanten Beweis für mein Urtheil geliefert hat, so sind gerade Sie es gewesen, Herr von Helldorff, den hier begrüßen zu dürfen ich äußerst glücklich bin.“

Der Lieutenant bedankte sich stumm für das Compliment; er dachte an ganz andere Dinge, als an die Rolle, die Herr de Montrouge hier zu spielen vorgab.

Der alte François, der langjährige treue Diener Herrn Duvernois', setzte er noch hinzu, sei von dem Letzteren angewiesen worden, ihn, den Chevalier als unbeschränkten Herrn der Villa anzuerkennen, und um alle weitläufigen Auseinandersetzungen mit den fremden Offizieren und Soldaten, die hier in Quartier kommen würden, zu vermeiden, hatte er ihn für seinen Herrn ausgeben sollen.

„Ihre Kameraden hätten sich sonst wohl für berechtigt gehalten, mich hier auszuweisen,“ schloß Herr de Montrouge, wieder scherzend, — „und was wäre dann aus meiner armen Eugenie, die ich täglich erwarte, geworden? — Nun, Sie werden gewiß nicht so grausam sein, uns unseres letzten Nylles zu berauben?“

Fritz von Helldorff versicherte, daß ihm dies gar nicht in den Sinn kommen könne und daß ihm die Gesellschaft Herrn de Montrouge's sehr angenehm sei, nur wäre es leicht möglich, daß er bald genöthigt werde, sein Quartier zu verändern, und was die Hierherkunft Eugenie's anbetreffe, so fürchte er nur zu sehr, daß sich ihrer Abreise von Metz größere Hindernisse entgegensetzen würden, als der Chevalier sich vorstellte.

Der Letztere schien indessen keine besondere Lust zu haben, auf diese Besorgniß einzugehen; er berief sich auf die ihm in Versailles gegebenen Bertröstungen und lenkte das Gespräch dann bald wieder auf allgemeinere Verhältnisse; natürlich interessirten

die zunächstliegenden am meisten, besonders schien ihm daran gelegen, zu erfahren, welche Ansichten die preussischen Offiziere und Soldaten eigentlich über den Betrieb und den wahrscheinlichen Erfolg der Cernirung von Paris hätten, ein Thema, auf welches Fritz eben nur so weit einging, als seine persönlichen Anschauungen reichten.

Wenn Herr de Montrouge darin eine gewisse Reserve zu erblicken glaubte, so revanchirte er sich dadurch, daß er, nicht ohne seinen Triumph verhehlen zu können, dem Lieutenant einen allerdings auf den Namen Duvernois durch die Kommandantur von Versailles ausgestellten Passirschein, gültig von dieser Stadt bis nach Saint-Cloud, vorzeigte. Fritz konnte daraus nun wohl schließen, daß er sich eine Täuschung in Betreff des Namens erlaubt habe, aber dieselbe aufzudecken lag gerade nicht in seiner Pflicht, und sollte er unöthigerweise dem Vater Eugenie's Unannehmlichkeiten bereiten? — Die Erklärung desselben war ja so einfach und glaubhaft, daß er sich dabei wohl beruhigen konnte.

Es gab für ihn auch noch genug anderen Stoff zur Unterhaltung, der ihm sehr am Herzen lag, sowohl über seinen Bruder, den Herr de Montrouge als einen sehr liebenswürdigen Offizier schilderte, welchen nicht näher kennen gelernt zu haben er sehr bedauerte, wie über Eugenie. Aus allen Mittheilungen über die Letztere konnte er mit Sicherheit schließen, daß sie ihrem Vater noch nicht das kostbarste Geheimniß ihres Herzens mitgetheilt habe, und hütete sich also auch, darauf hinzuweisen; er war überzeugt, Eugenie leide gerade um feinetwillen, und die alte Leidenschaft, der es während einer Weile an der rechten Nahrung gefehlt hatte, flammte nun mit aller Macht wieder in ihm auf. Wenn er sich auch noch immer nicht einer Abneigung gegen den Chevalier erwehren konnte, so gab er sich doch alle Mühe, dieselbe zu unterdrücken und auf den Mann, in dem er nur den Vater der Geliebten, von dem sein zukünftiges Glück abhing, sehen wollte, einen günstigen Eindruck zu machen, und dies schien ihm auch vollkommen zu gelingen, denn Herr de Montrouge wurde immer heiterer und vertraulicher.

Beide brachten den ganzen Abend zusammen zu, und nachher nahm der Chevalier für sich die Zimmer unmittelbar neben denen des Lieutenants in Beschlag; er meinte, er werde nun in

der Villa bleiben, bis zu Eugénien's Ankunft, aber doch wohl genöthigt sein, noch öfter nach Versailles zurückzukehren.

Als Fris wieder allein war, ging ihm Alles, was er an diesem Abende gesehn und gehört hatte, wie Traumbilder im Kopfe umher, und er mußte sich immer wieder fragen, ob es denn auch Wirklichkeit gewesen sei. Wie weitreichende Hoffnungen waren dadurch auf einmal unter Umständen, wo er am wenigsten darauf rechnen konnte, in ihm erweckt worden! —

Dreißigstes Kapitel.

Eine geheime Werkstätte.

Als Herr de Montrouge das für ihn bestimmte Schlafzimmer betrat, wurde er in demselben von François, obgleich es schon sehr spät geworden war, noch erwartet; der Alte schien es aber gar nicht mehr für nöthig zu befinden, hier wieder als der demüthige Diener, den er in Gegenwart des Lieutenants gespielt hatte, aufzutreten, sondern hatte es sich in einem Sessel sehr bequem gemacht und war darin schon halb eingeschlummert; sobald der Chevalier die Thür öffnete, erhob er sich zwar, sich die Augen reibend, dies geschah aber so langsam, und in so wenig ehrerbietiger Weise, daß die zwischen Beiden bestehende große Vertraulichkeit dadurch genügend charakterisirt wurde.

Herr de Montrouge nahm weiter keine Notiz von diesem Benehmen, da er zweifellos daran schon gewöhnt war und nichts Anderes erwartete und beanspruchte; sich in denselben Sessel werfend, welchen der Alte soeben verlassen hatte, streckte er seinen Körper mit der Behaglichkeit, die man zu empfinden pflegt, wenn man sich eines lästigen Zwanges oder einer mühevollen Arbeit überhoben sieht, stieß ein kurzes, höhnisch klingendes Gelächter, dessen Schall er indessen zu dämpfen suchte, aus und sagte dabei:

„Es ist Alles in bester Ordnung — den Vogel haben wir im Neze!“

„Sie haben also richtig Ihren alten Bekannten aus Mainz wiedergefunden, den guten Jungen, der sich durch Mademoiselles glänzende Augen so vollständig blenden ließ?“ meinte der Alte in etwas wegwerfendem Tone, indem er sich, als ob er einen ausführlicheren Bericht erwartete, seinem Herrn gegenüber wieder auf einen Stuhl niederließ. „Dann sind wir also hier vollkommen sicher?“

Die Unterhaltung wurde jetzt in französischer Sprache und mit gedämpfter Stimme geführt.

„Vollkommen, so lange unsere Einquartierung nicht wechselt, was, nach den Aeußerungen des Lieutenants, in nächster Zeit allerdings zu befürchten steht, und wenn Eugenie dieses Mal nicht so hartnäckig ihre Mitwirkung versagte, ließen sich wohl noch größere Vortheile erreichen.“

„O Sie sollten ernstere Saiten aufziehen!“ sagte François, in dessen Mienen der Ausdruck einer finsternen Drohung trat. „Sie haben ein Recht dazu!“ Der Chevalier zuckte die Achseln. „Lieber Freund, Du kennst die Weiber nicht; wo ihr Gefühl in das Spiel kommt, hat der Verstand seine Stimme verloren, und sie scheuen dann keinen Kampf, um ihre Ansichten zu behaupten; wenn ich das Mädchen zu zwingen versuchen wollte, würde ich auf einen Widerstand stoßen, der uns gefährlich werden könnte.“

„So hat sie also wirklich eine leidenschaftliche Neigung für den Preußen gefaßt?“

„Ganz in Gegenteil; sie macht sich Vorwürfe darüber, in ihm eine solche erweckt zu haben, die sie nicht erwidern kann; sie will, wie sie sagt, dieses unredliche und gefährliche Spiel nicht noch weiter treiben.“

„Ah, Mademoiselle findet zur Abwechslung Geschmack an der Moral?“ lachte der alte Mensch höhnisch und boshaft auf

„Lasse es gut sein, François,“ entgegnete der Chevalier, den die allzugroße Freiheit, welche sich der Diener herausnahm, doch unangenehm berühren mochte, mit mehr Ernst wie bisher; — „es ist so immer noch besser, als wenn Mademoiselle sich in den Deutschen verliebt hätte; verliebte Frauen sind aller Thorheiten

fähig; übrigens wird unser Lieutenant auch keine Gelegenheit finden, seinen Generalstabsoffizieren in die Karten zu gucken, und Geheimnisse von besonderer Wichtigkeit würden sich ihm gerade nicht entlocken lassen, es genügt, daß ich ihn in Hoffnungen erhalte, die ihn mir gegenüber zahm und blind für Das machen, was in seiner unmittelbaren Nähe vorgeht."

"Wenn er eine Ahnung von Dem hätte, was er hier bewachen hilft!" lachte der Alte wieder.

"Das verhöte der Himmel!" rief Herr de Montrouge, beinahe erschrocken über die Hypothese seines Dieners; — "weißt Du nicht, François, daß dies uns alle Drei an den Strick oder die Kugel liefern würde?"

"Bah, die Preußen hängen auch Keinen, bevor sie ihn haben! Im schlimmsten Falle würde Mademoiselle sich doch entschließen müssen, die Galanterie ihres verliebten Ritters in Anspruch zu nehmen; Sie sollten sie darauf wenigstens vorbereiten."

Herr de Montrouge antwortete nicht, sondern saß mit tiefgerunzelter Stirn, unwillkürlich blaß geworden bei der durch François erregten Vorstellung, da; der alte Diener, der jedenfalls auch der schlimmsten Eventualität gegenüber, mehr Muth und Troß besaß, wie er, sah mit einem mitleidig verächtlichen Blicke auf ihn.

"Wollen Sie schlafen gehen?" fragte er nach einer Pause. "Ich würde bedauern, wenn ich Ihnen mit meiner unschuldigen Bemerkung die guten Träume verdorben hätte."

Herr de Montrouge schüttelte den Kopf und erhob sich mit einem Seufzer, als ob er damit den schweren Sorgen, die er auf dem Herzen trug, Luft machen wollte.

"Ich habe Mademoiselle versprochen," sagte er, — "ihr noch heute Mittheilung darüber zu machen, ob wir uns in der Persönlichkeit unseres Gastes nicht wieder ebenso getäuscht haben, wie damals in unserem eigenen Hause, und ich möchte hören, ob sie nun ihren Entschluß nicht doch noch zu ändern gedenkt. Du kannst Dich niederlegen, wenn Du willst, François, ich finde meinen Weg schon allein, aber lieb wäre es mir, wenn Du vorher noch einmal nachsehn wolltest, ob die Soldaten im Hause auch schon alle schlafen; die Leute kennen mich noch nicht, und



es könnte Verdacht erwecken und Lärm geben, wenn mir einer von ihnen begegnete.“

„Gewiß, Herr, und ich werde mich keinesfalls eher niederlegen, als bis Sie wieder in ihre Zimmer zurückgekehrt sind; sein Sie ohne Sorgen, ich wache über Sie.“

„Ich habe deinen treuen Freund und Diener an Dir, François, ich weiß es,“ meinte Herr de Montrouge in einer Anwendung von Rührung, die ganz aufrichtig zu sein schien, und reichte dem Alten die Hand, und auch in dessen Mienen spiegelte sich ein Gefühl wahrer Anhänglichkeit wieder.

Wenn François die ganze Welt haßte, wie sein mürrisches und boshaftes Wesen annehmen ließ, dem Chevalier mußte er wirklich ergeben sein.

Die beiden Männer verließen das Zimmer, nachdem Herr de Montrouge einen Schlafrock und Filzschuhe angezogen hatte, jedenfalls weniger aus Bequemlichkeit, als der Vorsicht wegen; seine Tritte waren auf diese Weise kaum hörbar, und wenn ihm Jemand begegnete, so mußte er auf den ersten Blick sehen, daß er in das Haus gehöre.

Ehe wir die beiden Männer aber auf ihrem jetzigen Gange begleiten, wollen wir sehen, wie sie wieder hierhergekommen waren, sowie auch Eugenie, die sich also, nach den Aeußerungen des Chevaliers, ebenfalls in der Nähe befinden mußte, obgleich er dem Lieutenant von Helldorff vorher etwas ganz Anderes erzählt hatte.

Man erinnere sich, daß und in welcher Absicht Herr de Montrouge am Abende des 18. August in Begleitung François' Metz verlassen hatte und wie man ihn bald nachher auf der Straße nach Thionville wiedersah, wo er genöthigt wurde, die Zuaven und den von ihnen gefangenen jungen Arzt in seinen Wagen aufzunehmen.

Von Thionville hatten Beide, die Eisenbahn benutzend, sich sogleich weiterbegeben; der Paß des Marshalls bewirkte, daß sie überall, trotz des mannigfachen Verkehrs von Truppen, und der die Züge in Anspruch nehmenden Transporte für dieselben, sofort weiterbefördert wurden.

Das Ziel des Chevaliers war das Lager von Châlons, und wirklich traf er daselbst den Marshall Mac Mahon, übergab

ihm seine Depesche, richtete die mündlichen Aufträge aus und hatte mit ihm eine stundenlange Unterredung. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die Nachrichten, welche der Herzog von Magenta auf diesem Wege empfing, zu seinem Entschlusse, der so verhängnißvolle Folgen für ihn und die von ihm befehligte Armee haben sollte, beitrugen und welche Antwort er Bazaine ertheilte, jedenfalls wußte er den Chevalier zu bewegen, noch einmal in die Gegend von Metz zurückzukehren.

Wenn der Letztere nicht viel Zeit verlieren wollte, die für seinen neuen Auftrag gerade sehr kostbar war, ließ es sich gar nicht vermeiden, daß er seinen Weg mitten durch die deutschen Truppen nahm, die im Vorrücken auf Paris begriffene dritte Armee des Kronprinzen von Preußen.

Die Eisenbahn über Bar-le-Duc und Nancy konnte er nicht mehr benutzen, es blieb ihm daher keine andere Wahl, als den beinahe zwanzig deutsche Meilen langen Weg von Châlons nach Metz quer durch das Land über Verdun zu machen. Da er als eine den höheren Ständen angehörende Person Aufsehen zu erregen und angehalten zu werden fürchten mußte, entschloß er sich, die Kleidung eines gewöhnlichen Landmannes anzulegen.

Wir sagten schon einmal, daß der Chevalier eine eigene Art von Muth für solche Unternehmungen besaß; er verließ sich dann wohl auf seine Schlaubeit und auf sein in dieser Weise schon mehrfach erprobtes Glück; auch dieses Mal war ihm eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, und nach der Mainzer Affaire kam sein Ehrgeiz mehr als je mit in das Spiel. Wenn er die nächsten großen Ereignisse voraussehn gekonnt hätte, die ihn um den gehofften Erfolg seiner Bemühungen bringen sollten, würde er sich aber schwerlich zu diesem Wagstücke entschlossen haben.

Der alte François, vor dem er kein Geheimniß hatte, nahm keinen Anstand, ihm zur Seite zu bleiben. Wir können an dieser Stelle einschalten, auf welche Umstände sich die Anhänglichkeit dieses Menschen an Herrn de Montrouge, die wohl, der einzige bessere Zug in seinem Charakter war, gründete.

Er war ein geborner Elässer und sein Leben lang ein armer Bursche gewesen, der sein Fortkommen in der Welt auf verschiedene Weise und nicht immer mit zu rechtfertigenden Mitteln ver-

sucht hatte. Schon in reiferen Jahren, kam er als Bedienter mit einem andern Herrn nach Paris, ließ sich in diesem Dienste einige hier nicht näher zu erörternde, gerade nicht bedeutende Unredlichkeiten zu Schulden kommen und fiel damit der Polizei in die Hände. Der Zufall wollte, daß der Chevalier der um diese Zeit häufig auf die Polizei-Präfectur kam, einem Verhöre des Menschen beizuhute und dabei in dem letzteren manche Eigenschaften zu entdecken glaubte, die er für seine Zwecke ganz gut ausbeuten zu können meinte. Auf seine Verwendung wurde François mit der allermildesten Strafe, welche das Gesetz oder die polizeiliche Macht vielmehr zuließ, belegt und trat dann in die Dienste des Chevaliers, der ein ziemlich offenes Wort mit ihm gesprochen hatte. Theils war es Dankbarkeit, theils der eigene Vortheil, welche François nun an seinen neuen Herrn fesselten, und die Gewohnheit trug auch dazu bei, ihn dem Letzteren anhänglich zu machen; er war nun schon seit etwa zehn Jahren bei ihm.

Man hat gesehen, wie leutselig und nachsichtig Herr de Montrouge seinen Diener behandelte, was wieder darin seinen hauptsächlichsten Grund fand, daß François Gelegenheit gefunden hatte, alle Geheimnisse seines Herrn vollkommen zu durchschauen, und sich daraus einen gewichtigen Einfluß auf denselben zu sichern verstand. Daraus erklärt sich auch seine Abneigung gegen Eugenie, der er diesen Vorzug nicht freiwillig abtreten wollte; er hatte eine Art Eifersucht auf sie geworfen. —

Die beiden Reisenden benutzten auf ihrem Wege nun jede Gelegenheit, rasch vorwärts zu kommen, indem sie sich, wo dies ohne Aufsehen und Verdacht zu erregen, geschehen konnte, von Station zu Station Fuhrwerk mietheten; zuweilen waren sie aber auch genöthigt, ziemlich weite Strecken zu Fuß zurückzulegen und sich bei den deutschen Soldaten, auf die sie stießen, für Einwohner der nächsten Ortschaften auszugeben; ihre Kenntniß der deutschen Sprache kam ihnen dabei ganz besonders zu statten.

Ihre Abenteuer, die sie dabei erlebten und die oft recht nahe an gefährliche Situationen streiften, wollen wir nicht weiter verfolgen; der Zweck einer Spionage war in jener Gegend und zu jener Zeit nicht recht ersichtlich, und sie mußten sich von einem solchen Verdachte immer wieder zu reinigen, so daß man sie bald

weiterziehen ließ. Es war in den letzten Tagen des August, als sie die Gegend von Metz erreichten.

Hier wimmelte jetzt Alles von preussischen Soldaten, und bevor man deren Stellungen nicht genau kannte, ließ sich mit nur einiger Aussicht auf Erfolg gar nicht der Versuch unternehmen, eine Verbindung mit dem Innern der Stadt anzuknüpfen; es erschien ihnen deshalb am gerathensten, das düstere Haus zunächst wieder aufzusuchen. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie dasselbe nicht mit Einquartierung belegt, eine solche befand sich aber damals im Dorfe, wie man schon gehört hat.

Niemand hinderte Herrn de Montrouge, von seinem rechtmäßigen Eigenthum wieder Besitz zu nehmen, er fand sogar Alles noch ziemlich in der alten Ordnung. Indessen zog er vor, sich gar nicht öffentlich blicken zu lassen, um allen etwaigen Nachfragen wegen seiner Abwesenheit und einer Störung seiner weiteren Pläne zu entgehen; während er sich im Hause versteckt hielt, übernahm es Francois, die nothwendigen Erkundigungen einzuziehen.

Die Bauern im Dorfe hatten an die Bewohner des düsteren Hauses kaum noch gedacht, den Soldaten war dasselbe zu abgelegen, um sich weiter darum zu bekümmern; Niemand fand also in dem Wiederauftauchen Francois' etwas Auffälliges, und man ließ ihn gehen, wohin es ihm beliebte.

Der Chevalier brannte vor Begierde, nach Metz hineingelangen und sich seines Auftrages entledigen zu können; die Ungewißheit darüber, was aus Eugenie geworden sei, und eine Art Sehnsucht nach ihr trugen noch zu diesem Wunsche bei, nicht wenig auch die Langeweile, die er in seinem Verstecke ausstand. Bei seiner genauen Kenntniß der Gegend und nach den Nachrichten, die ihm Francois über die deutschen Truppenstellungen zu bringen vermochte, hielt er es nicht für unmöglich, sich bis zu den Forts durchzuschleichen, und entschloß sich, diesen Versuch in der Nacht vom 30. zum 31. August zu machen.

Der unerwartete Besuch, den Mar von Hellendorf in dieser Nacht dem düsteren Hause abstattete, schien die Ausführung dieses Planes sehr zu gefährden, andererseits konnten der Chevalier und Francois sich aber auch nicht von dem Gedanken trennen, der preussische Offizier sei nicht so ganz zufällig gekommen und führe irgend eine List gegen sie im Schilde; obgleich Herr de

Montrouge nicht begriff, wie dies möglich sei, fürchtete er doch, daß man Kenntniß von seiner Rückkehr erhalten habe.

Nach einer lebhaften Debatte mit dem alten Diener, der auch die ernstlichsten Besorgnisse hegte, wurde beschlossen, der Chevalier solle auf jede Gefahr hin sofort seinen Plan ausführen, und für alle Fälle Verabredungen getroffen. Der Letztere verließ nun das Haus im Morgenrauen, sich auf den gerade herrschenden starken Nebel verlassend, daß es ihm gelingen werde, sich durch die preussischen Truppen zu schleichen.

Er hatte auch Glück dabei, nur kam er beinahe in das Gefecht hinein, das an diesem Tage der Ausfall der Franzosen herbeiführte; obgleich er dabei keine geringe Angst ausstand, hatte er doch den Vortheil, seinen Landsleuten gerade in die Arme zu laufen, und gelangte auf diese Weise zu dem Marschalle, allerdings mit einer etwas verspäteten Botschaft.

Zu seinem Troste fand er Eugenie wohlbehalten wieder; sie hatte Nichts weiter als die lästigen Gulbigungen des Obersten Carlier zu leiden gehabt, war durch dieselben aber auch in halbe Verzweiflung versetzt worden; die Ankunft Herrn de Montrouge's wurde deshalb von ihr mit aufrichtiger Freude begrüßt.

Der Oberst war in dem letzten Gefechte leicht verwundet worden, und konnte seine Wohnung deshalb einstweilen nicht verlassen. Dessenungeachtet wünschte Eugenie Nichts lebhafter, als Mez verlassen zu können. Als Grund dafür gab sie die schon jetzt voranzuziehende Noth, welche eine längere Belagerung mit sich bringen mußte, an und suchte sowohl den Eifer des Chevaliers, der bereits zu begreifen begann, daß er in der letzten Zeit doch umsonst gearbeitet haben möge, zu neuer und erfolgreicherer Thätigkeit anzuregen, als seine Bedenken, wie man wieder aus der so eng umschlossenen Stadt ohne die größte Gefahr gelangen könne, zu besiegen.

Es war aber noch etwas, ganz Anderes, was das Mädchen in fast fieberische Unruhe versetzte und sie um jeden Preis von hier fortdrängte, nämlich die Furcht, nach dem bald möglichen Falle der Stadt wieder Max von Helledorff zu begegnen. Da sie fürchtete, sich wirklich vor einem solchen Zusammentreffen, das Jenem ihren wahren Charakter enthüllen konnte, seitdem sie sich

bekannt hatte, daß sie liebe, und nur die Ueberzeugung hegett konnte, diese Liebe müsse für immer ganz hoffnungslos bleiben, wünschte sie wenigstens, in der Erinnerung Maren's nicht einen Platz einzunehmen, den er ihr nur mit Verachtung bewilligen konnte. Sie wußte, daß ihrer beider Wege für immer auseinander laufen mußten und daß es für sie nur mit einer schmachvollen Niederlage enden konnte, wenn sie dazu beigetragen hätte, dieselben wieder zusammenzuführen.

Der Chevalier selbst fühlte sich jetzt in Mey äußerst unbehaglich, und die Vorstellungen Eugenie's fanden deshalb um so leichter Anflang bei ihm, auch schämte er sich, ihr an Muth nachzusehen. Sowie er mit dem Marschalle stand, wurde es ihm nicht schwer, die Erlaubniß zum Verlassen der Stadt zu erhalten, und es handelte sich nur darum, wieder die preussischen Posten zu täuschen.

Nun konnte die Cernirung wohl für so vollständig gelten, daß ein Durchbruch größerer Truppenmassen unmöglich war, aber in einem so großen Umfange alle Schleichwege zu besetzen und das Entkommen einzelner Personen zu verhindern, möchte geradezu unausführbar genannt werden dürfen.

Dieses Mal übernahm Eugenie die Leitung des Unternehmens und ging dabel mit einer für ihr Geschlecht bewundernswürdigen Energie und Umsicht zu Werke; sie selbst legte die Tracht einer Bäuerin, der Chevalier seine frühere an, und Beide gelangten in einer der nächsten Nächte, indem sie die größte Vorsicht anwandten, durch die feindlichen Linien.

Eine große Gefahr drohte ihnen noch, denn sie wandten sich ihrem Hause zu, das in Folge der Warnung May von Helldorff's mit Einquartierung aus dem Dorfe belegt worden war.

Was François anbetraf, so hatte er sich wirklich aus dem Staube gemacht, als der preussische Offizier an jenem Morgen so plötzlich nach ihm verlangte, da er nicht mehr zweifelte, derselbe habe den Chevalier gesehen und erkannt; er war in den nahen Wald gelaufen und hatte sich dort an einer Stelle, von der aus er das Haus beobachten konnte, versteckt. Er sah den Lieutenant mit dem Ulanen fortreiten; da sich der Hauptmann im Dorfe aber Zeit ließ und im Laufe des Vormittags nichts Besonderes erfolgte, kehrte der Alte wieder nach dem düsteren

Hause zurück; am Nachmittage überraschten ihn allerdings die Soldaten, aber nun konnten sie das ganze Gebäude bis in alle Ecken hinein untersuchen, ohne etwas Verdächtiges zu finden, und nachher wußte er sich ganz gut mit ihnen zu stellen.

Herr de Montrouge und Eugenie, die Niemand anders in dem Hause vermutheten wie François, — der Chevalier hatte es für gut befunden, bis dahin dem Mädchen noch Garnichts von dem neuerlichen Besuche Mar von Helldorff's zu sagen, — liefen den preussischen Soldaten gerade in die Hände, und da dieselben angewiesen waren, Alles als verdächtig anzusehen, was sich mit dem düsteren Hause zu schaffen machen würde, konnte es leicht zu einem sehr bedenklichen Verhöre kommen. Indessen erwies sich auch hier wieder die Macht der Schönheit und Geistesgegenwart Eugenie's als Retterin aus dieser kritischen Lage; sie versicherte, sie sei aus einem der nächsten Dörfer mit ihrem Vater nur gekommen, um den Onkel François, um dessen Wohlbefinden sie in großer Sorge geschwebt, zu besuchen, sie wußte so hübsch zu bitten und so liebenswürdig zu scherzen, daß auch nur wenig zur Galanterie Geneigte derselben dieses Mal ihren Tribut bezahlen mußten.

Noch an demselben Abende verließen sie und Herr de Montrouge, jetzt von dem Alten begleitet, in aller Stille wieder das düstere Haus und beeilten sich, aus dem Bereiche der deutschen Truppen zu kommen. Selbstverständlich war ihr Reiseziel jetzt Paris, denn dort hatte Herr de Montrouge noch Verbindungen, die er sich zu Nutzen machen zu können hoffte; in der Provinz gab es für ihn Nichts zu thun; Paris ist ja der Magnet, der den Franzosen immer an sich zieht, und wenn es damals auch schon von den Deutschen gefährdet war, so hielten es Jene doch immer für den verhältnismäßig sichersten Punkt in ganz Frankreich, weil sie für unmöglich erachteten, daß die stolze Kapitole jemals fallen könne.

Die Reise wurde ziemlich auf demselben Wege und in ganz ähnlicher Weise gemacht, wie der Chevalier und François sie erst vor Kurzem schon einmal zurückgelegt hatten, und dieses Mal stellten sich ihr noch weniger Schwierigkeiten und Gefahren in den Weg, weil die deutschen Truppen sich nordwärts zur Verfolgung des Mac Mahon'schen Corps gewandt hatten; um diese

Zeit war nun aber schon die Entscheidung bei Sedan erfolgt, und die Reisenden mußten sich beeilen, um den sich rasch wieder gegen die Hauptstadt wendenden Armeen noch zuvorkommen.

Die Katastrophe von Sedan war ihnen schon in Metz, freilich nur als ein sehr schwankendes Gerücht, zu Ohren gekommen und hatte ihren Entschluß, die Stadt zu verlassen, beschleunigt, da auf Entsatz derselben durch Mac Mahon nicht mehr zu hoffen war; erst in Verdun erhielten sie die volle Gewißheit des beinahe Unglaublichen mit allen näheren Umständen.

Während der alte François seine Wuthausbrüche über den großen Erfolg der verhassten Deutschen kaum zu zügeln vermochte und Eugenie das Ereigniß mit jenem erregten Staunen betrachtete, das unsere Person nicht näher berührende, aber doch unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmende weltgeschichtliche Episoden herbeiführen, fühlte Herr de Montrouge sich anfänglich äußerst niedergeschlagen.

Die Republik konnte leicht eine Umwälzung aller Verhältnisse hervorrufen, bei der auch seine persönlichen Interessen in Gefahr kämen; ein Theil seines Vermögens war in Paris niedergelegt, und wenn man in ihm, was sehr wahrscheinlich war, einen innigen Anhänger der gestürzten kaiserlichen Regierung erkannte, so konnten die jetzigen Machthaber mit einem Anscheine von Recht, wie es die erste Revolution schon einmal seiner Familie angethan hatte, ihn seines sauer erworbenen Eigenthums wieder berauben, möglicherweise war wohl gar seine Person gefährdet, wenn er sich in Paris blicken ließ.

Dem gegenüber erwog er aber auch, daß er dieser Gefahr am besten zuvorkommen möge, wenn er seine guten Dienste auch der neuen Regierung anböte und sich um die Republik, die er eigentlich haßte, wohlverdient machte; an Gelegenheit dazu konnte es ihm gerade jetzt nicht fehlen, und er war noch mit genug maßgebenden Persönlichkeiten bekannt, um auf deren Empfehlung und die Annahme seines Anerbietens rechnen zu dürfen.

Diese Gründe mußte auch Eugenie anerkennen, und es blieb bei dem Entschlusse, sich nach Paris zu begeben, zumal man eigentlich nicht wußte, wohin anders man sich wenden sollte.

Sie langten gegen Ende des ersten Drittels vom September in der Hauptstadt an, als die Vertheidigungsanstalten da-



selbst gerade mit dem größten Eifer betrieben wurden und bereits die Räumung, resp. Verwüstung der ganzen nächsten Umgebung anbefohlen worden war.

Die Geschichte, welche Herr de Montrouge in Betreff seiner Bekanntschaft mit dem Großhändler Duvernois und der Uebertragung von dessen Eigenthumsrechten auf die Villa Fritz von Hellsdorff erzählt hatte, war durchweg eine von ihm erfundene Fabel; er kannte diesen Mann ebenso wenig, wie derselbe ihn. Aber er hatte sich sofort an das Vertheidigungs-Comité gewandt, durchaus republikanisch-patriotische Gesinnungen kundgegeben und sich ein so großes Vertrauen zu erwerben gewußt, daß man ihm eine sehr wichtige Aufgabe ertheilte und als Operationsfeld besonders die einstweilen herrenlos gewordene Villa zutheilte, deren Localitäten sich besonders für diesen Zweck eigneten.

Man wird aus dem Folgenden ersehen, in welcher Weise er jetzt thätig war.

Die beiden Männer, der Chevalier und François, hatten also das Zimmer, in welchem sie ihre Unterredung gehabt, verlassen und schritten ohne jedes Geräusch über den durch eine chinesische Hängelampe matt erleuchteten Corridor, aus welchem eine doppelte, breite und mit Teppichen belegte Treppe in den unteren Flur hinabführte. Nur der letzteren blieben sie stehen und horchten, sich ein wenig über das mit kunstvollem Schnitzwerke verzierte hölzerne Geländer lehrend.

Dieses weite und hohe Treppenhans, dessen Wände mit sehr hübsch ausgeführten Malereien, Schweizer Landschaften, bedeckt waren, theilte das ganze Gebäude in zwei gleiche Theile, welche zu beiden Seiten des der Länge nach hindurchführenden Corridors die Wohnzimmer enthielten.

In der unteren Etage waren jetzt, wie schon früher erwähnt worden, die Soldaten einquartiert und ein unmittelbar neben der großen Eingangsthür, vor welcher sich ein bedecktes Vestibul befand, befindliches Zimmer der aus nur wenigen Mannschaften bestehenden Wache überlassen; der einzige Posten, welchen dieselbe aussetzte, stand außerhalb des Hauses, und bei der Stille der Nacht ließen sich jetzt deutlich seine gleichförmigen Tritte, wie er auf den Steinplatten hin und her ging, vernehmen; die übrigen Leute der Wache mußten auf diese Sicherung durch ihren

Kameraden vollkommen vertrauen, denn sie befanden sich in der Stube, deren Thür geschlossen war.

Diese Wache war überhaupt wohl mehr eine dem Kriegsgebrauche entsprechende Form als ein Bedürfnis der Sicherheit für die im Hause Einquartierten, denn an einen feindlichen Ueberfall inmitten dieser von den Truppen dichtbesetzten Gegend ließ sich nicht gut denken.

Die beiden Männer, welche jetzt anscheinend die einzigen Wachenden im Inneren des Hauses waren, schienen sich davon nur überzeugen zu wollen; alsbald gingen sie weiter nach dem entgegengesetzten Flügel der Bel-Stage, deren Räume zur Zeit ganz unbewohnt waren; es lagen hier die am elegantesten und kostbarsten eingerichteten, eigentlich nur für den gesellschaftlichen Verkehr bestimmten Zimmer, und der Lieutenant hatte gern der Bitte des alten Dieners und Hausverwalters nachgegeben, dieselben zu schonen.

François öffnete eine der verschlossenen Thüren ganz am Ende des Corridors, zu der er den Schlüssel bei sich trug, vollständig geräuschlos, und Beide traten in einen im tiefsten Dunkel liegenden Raum. Der Alte war hier indessen schon ganz gut zu Hause; nachdem er die Thür wieder hinter ihnen geschlossen hatte, fand er sogleich Zündhölzer und eine bereit gestellte Kerze, und sobald dieselbe ihr Licht verbreitete, sah man sich in einem nicht allzu großen Gemache, dessen ihm von dem Hausbesitzer gegebene Bestimmung sich nicht verkennen ließ.

Eine hohe Glasthür und zwei große helle Fenster zu ihren beiden Seiten — jetzt waren dieselben von außen, wo sie auf eine um einen großen Theil des Gebäudes laufende Veranda, wie man sie bei den Schweizerhäusern häufig findet, führten, durch Läden geschlossen, — nahmen fast die ganze eine Wand ein, so daß am Tage das Licht voll und hell eindringen konnte und sich eine prächtige Aussicht über die vorliegende Gegend darbot.

Das Hauptmeublement bestand in Repositorien von geschnittem Eichenholze, vor denen grünseidene Gardinen herabhingen; wenn man die letzteren, mittelst einer einfachen Vorrichtung, bei Seite zog, so sah man Reihen von Büchern in den elegantesten Einbänden, die dem Beschauer ihre dicht aneinander ge-

drängten, mit reicher Vergoldung und Inschriften des Titels ausgestattetem Rücken zuwandten.

Herr Duvernois mußte ein sehr vielseitig gebildeter Mann sein, wenn er in allen hier vertretenen Fächern der Literatur nur einigermaßen bewandert war oder Geschmac daran fand; jedenfalls war der größte Theil dieser Sammlung seit ihrer Aufstellung aber gar nicht wieder berührt worden, — das bewiesen die noch so frisch erhaltenen Vergoldungen, — und er frönte damit wohl nur einer Mode, aus der er selbst keinen Vortheil zog. Für die leichte Unterhaltungslectüre war allerdings auch gesorgt, und wenn Jemand hier mit dem Buche in der Hand ein paar Stunden angenehm verträumen wollte, so konnte er es gar nicht bequemer haben, denn es fanden sich ein paar mit grünem Sammet bezogene Chaiselongues und Fauteuils vor, die für die körperliche Ruhe Nichts zu wünschen übrig ließen.

Wenn die Sonne hell in dieses Gemach hereinschien und ein heiterer Himmel draußen über der schönen Landschaft lachte, mußte dieses Bibliotheken- oder Lesezimmer ein ganz reizender Aufenthalt sein.

Als Fritz von Hellborff sich am Abende seines Eintreffens in diesem Hause von Francois durch das letztere führen ließ, war er nicht hierher gekommen, sonst würde er in den nächsten ihm so langweiligen Tagen wohl die Versuchung gefühlt haben, die Bibliothekensätze Herrn Duvernois' noch einmal in näheren Augenschein zu nehmen; dies hatte der alte Diener jedenfalls vermeiden gewollt und die Thür, welche der Lieutenant bei der eiligen Prüfung übersah, verschlossen gehalten.

Der Alte hatte jetzt noch zwei andere Kerzen, die auf einem silbernen Armleuchter steckten, angezündet und denselben in der Hand haltend, fragte er:

„Soll ich Ihnen leuchten, Herr Chevalier?“

„Ich danke Dir; es wäre mir lieber, wenn Du hier bis zu meiner Rückkehr Wache halten wolltest, wozu Du Dich vorher erbotest; ich werde Dich nicht zu lange warten lassen.“

„Geniren Sie sich meinetwegen durchaus nicht; ich habe da einen guten Ruheplatz,“ — der Alte deutete auf das eine Sopha, „und wenn ich auch einschlafen sollte, so habe ich dabei doch immer noch ein Auge und ein Ohr offen.“

Auch Herr de Montrouge war hier augenscheinlich schon ganz bekannt geworden. Er hatte dem Diener den Armleuchter abgenommen und ging gerade auf eines der vorerwähnten Bücher-Repositoryen zu; die grüne Gardine bei Seite schlagend, legte er die Hand auf den Rücken eines der stärksten Bücher, drückte mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle, und langsam, ohne den geringsten Laut, wich der ganze Schrank, sich wie auf Thürangeln drehend, zurück und öffnete einen Eingang in die Wand. Es war einer dieser künstlichen, besonders in alten Häusern oder Schlössern häufig vorkommenden Mechanismen, die unsere Vorfahren sehr schätzten und weniger zum Scherze, als manchmal zu sehr ernstlichen Zwecken anlegen ließen. In der friedlichen Villa des Herrn Duvernois ließ sich ein solcher nun wohl nicht voraussetzen, und jedenfalls hatte er diese Einrichtung, an der er irgend wo anders Gefallen gefunden, nur als ein Spielwerk oder zu seiner Bequemlichkeit treffen lassen; in der That führte dieser geheime Weg aus der Bibliothek zu seinem im Souterrain des Hauses gelegenen Badezimmer.

Wer mit diesem Geheimnisse unbekannt war, würde schwerlich auf den Gedanken gekommen sein, hier einen Ausgang des Zimmers zu suchen; nur bei genauerer Untersuchung konnte sich erweisen, daß der Schrank, der in einer Wandnische zu stehen schien, nicht die gehörige Tiefe besaß und daß von den vermeintlichen Bücherreihen nur die Rücken der Einbände existirten; wenn man dessen aber auch gewahr geworden wäre, so wußte man immer noch nicht die Feder zu finden, welche diese falsche Thür in Bewegung setzte, und wäre genöthigt gewesen, das ganze Werk gewalttham zu zerstören, um sich einen Durchgang zu verschaffen.

Unmittelbar von dem letzteren ging eine schmale, gewundene Treppe mit steinernen Stufen, die wieder mit einem dicken Teppiche belegt war, um die Tritte zu dämpfen, durch die an dieser Stelle sehr starke Mauer hinab; wer den Grundriß des Gebäudes nicht genau studirte, konnte hier gar nicht eine Communication mit dem Erdgeschoße vermuthen.

Herr de Montrouge stieg ohne Zögern die Treppe hinab, die noch beträchtlich unter das Niveau der Parterrelocalitäten

reichte. Dann gelangte er an eine einfache hölzerne Thür, an die er in einer Weise klopfte, die einem verabredeten Signale glich. Ein paar Secunden später wurde drinnen ein Kiegel zurückgeschoben, die Thür geöffnet, und Eugenie stand vor ihm und ließ ihn eintreten.

Sehen wir uns zunächst in dem Raume um, in dem sich die Beiden nun befanden. Wie schon gesagt, hatte dieses Gemach dem eigentlichen Besitzer des Hauses als Badezimmer gedient, und wenn die für diesen Zweck bestimmten Utensilien auch zum größten Theile fortgeschafft worden waren, so sah man doch noch einige Spuren der früheren Einrichtung, wie die Hähne der Wasserleitung und an der Decke die Röhre einer abgenommenen Brause. Dafür war jetzt eine andere, wohllichere Einrichtung, die allerdings immer nur als provisorisch und für den Nothbedarf geltend angesehen werden konnte, getroffen worden.

Wenn man in dieses nicht große und ziemlich niedrige Gemach trat, so machte sich zuerst der Mangel an frischer Luft fühlbar; das war früher wohl anders gewesen und ließ sich durch die jetzt getroffenen Anstalten leicht erklären. Ziemlich hoch in der einen Wand dieses Souterrains befanden sich zwei lange, schmale Fensteröffnungen, die über dem Erdboden lagen — sie gingen nach dem Garten hinaus — und genügend Licht und Luft eingelassen haben würden, wären, um sie zu verdecken, von außen nicht ein dichter Reifighausen gegen eine Brettervernagelung gedrückt und sie von innen durch Decken eng verhangen gewesen. Durch diese Berrammelung, die vom Garten aus aber gar nichts Auffälliges haben konnte, wurden Licht, Luft und Schall vollständig abgeschnitten; natürlich mußte hier also fortwährend Licht brennen, und eine große Lampe, die auf dem Tische stand, sorgte für genügende Erleuchtung, während augenblicklich noch nicht angezündete Kerzen auf schweren silbernen Leuchtern bereit waren, dieselbe noch zu verstärken.

Was die für den längeren Aufenthalt eines lebenden Wesens nothwendige frische Luft anbetraf, so schien dieselbe nur dadurch herbeigeführt werden zu können, daß man durch zeitweilige Oeffnung der beiden Thüren, welche die geheime Treppe abschlossen, eine Art von Ventilation herstellte, die immer noch mangelhaft genug bleiben mußte; auch konnte Eugenie, welche

diese versteckte Wohnung nun schon seit einigen Tagen inne hatte und vielleicht noch länger darin zu verweilen gedachte, sich zu ihrer Erholung in die oberen Zimmer begeben, ohne, bei einiger Vorsicht, eine Entdeckung durch die zahlreichen Hausgenossen besorgen zu brauchen.

Herr Duvernois hatte seinem Badezimmer, trotz der kellerartigen Lage, einen recht freundlichen, sogar eleganten Anstrich geben lassen; die Wände waren dunkelroth gemalt, und aus halbrunden Nischen traten ein paar mythologische Statuen von weißem Gyps recht drastisch hervor, die etwas gewölbte Decke trug eine aus demselben Material gemachte Nachbildung von Tropfstein, und über den aus bunten Fliesen zusammengesetzten Fußboden breitete sich ein großer türkischer Teppich.

Der letztere gehörte vielleicht auch erst der neuen Einrichtung, an welcher der Hausbesitzer keinen Theil hatte, an. Zu dieser gehörten, außer den für die Wohnlichkeit nothwendigen Meubles, welche aus verschiedenen Zimmern des Hauses entnommen waren, auch ein mit Vorhängen versehenes Bett, ein bequemes Sopha und ein paar Lehnstühle, so daß sich bei einer gezwungenen oder freiwilligen Gefangenschaft an diesem Orte kaum noch Ansprüche an zureichenden Comfort machen ließen.

Vor Allem erregte indessen eine ganz eigenthümliche Maschinerie, die ebenfals des neuesten Ursprungs an diesem Orte war, die Aufmerksamkeit.

Wir würden zu einer ausführlichen Beschreibung derselben viel Zeit gebrauchen und können uns dieselbe füglich ersparen, da unsere Leser zweifellos schon einmal Gelegenheit gefunden haben, sich einen elektrischen Telegraphen-Apparat anzusehen. Dieser hier war der einfachsten Art, dessen Behandlung auch für den Laien leicht und in kurzer Zeit zu erlernen ist, der Wheatstone'sche Zeiger-Apparat. In der einen Ecke des Zimmers stand ein für diesen Zweck hergerichteter Tischchen, unter demselben befand sich die von einem hölzernen Kasten umgebene Batterie, darauf die einer großen Uhr ähnliche Scheibe, auf welcher der Zeiger, wenn er spielt, die einzelnen Buchstaben der Worte, welche die zu befördernde Depesche bilden, bezeichnet. Der elektrische Draht war durch die Wand, dicht am Boden geführt und setzte sich draußen

wohl unter der Erde zu einem Ziele fort, das unter den obwaltenden Verhältnissen nicht allzu schwer zu errathen sein dürfte.

Die Hüterin dieses gewiß sehr gefährlichen Geheimnisses, das ja, wie man gesehen hat, mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln umgeben war, Eugenie, sah, in dem einfachen schwarzeidenen Kleide, so ernst und bleich aus, daß man leicht begreifen konnte, sie sei sich der Wichtigkeit und Gefahr der Situation, in der sie sich hier befand, wohl bewußt und habe unter der Schwere derselben bereits gelitten; indessen mochte sie es Herrn de Montrouge gegenüber für nicht angemessen halten, dies zuzugestehen, denn sie versuchte, ihn mit heiterem Lächeln zu begrüßen.

„Armes Kind,“ begann der Chevalier, nachdem er ihr die Hand gereicht hatte, — „Du hast Dich hier einer zu schweren Aufgabe unterzogen; ich fürchte, daß Deine Gesundheit ihr nicht auf längere Dauer Stand halten kann.“

„Seien Sie deshalb ganz unbesorgt, Alfred,“ erwiderte sie leichtthin, ihm einen Platz auf dem Sopha anweisend, während sie sich in einen nahestehenden Sessel niederließ, — „ich befinde mich noch vollkommen wohl und freue mich, einmal wieder die Einsamkeit genießen zu können, die ich lange schon entbehrt habe.“

„Aber Du mußt hier vor Langerweile sterben.“

„Durchaus nicht! Sehen Sie doch, wie reichlich ich mich da mit Lectüre aus Herrn Duvernois' Bibliothek versorgt habe.“

Sie deutete auf einen ganzen Stoß elegant eingebundener Bücher auf dem Tische vor dem Sopha; obenauf lagen geöffnet und umgeschlagen Béranger's Lieder.

Der Chevalier nahm das Buch in die Hand, blickte flüchtig hinein und legte es dann mit einem Lächeln, das etwa besagen konnte, er theile diesen Geschmack nicht, wieder an seinen Platz. Ohne auf sein Verhalten weiter zu achten, hatte Eugenie fortgefahren:

„Ich gehe an das Tageslicht hinauf, wann ich will, und werfe, verstoßen hinter den Gardinen lauschend, einen Blick auf die reizende Gegend, die ich früher gar nicht genug gewürdigt habe, François versorgt mich, um meinen Körper zu stärken, mit dem Besten, was sich aufreiben läßt, — Sie sehen, daß ich

keinen Mangel leide. Auch für eine kleine geistige Aufregung ist gesorgt, wenn der Apparat da drüben zu hämmern anfängt, — man ist doch immer gespannt, was uns unsere Pariser Correspondenten mitzutheilen haben, wenn sie sich auch gewöhnlich nur auf die Frage beschränken: „Was giebt es Neues bei den Preußen?“ — Ich leiste also auch meinem Vaterlande die wichtigsten Dienste und hoffe, dafür noch einmal mit der Bürgerkrone geschmückt zu werden; sagen Sie selbst, was könnte ich mehr verlangen?“

Eugenie lachte bei den letzten Worten in etwas gezwungener Weise; sie dachte offenbar nicht so, wie sie sprach. Der Chevalier täuschte sich darüber wohl auch nicht, denn er betrachtete sie mit einem langen, ernsten Blicke, der eine Art von Besorgniß ausdrückte.

„Es stünde ganz in Deinem freien Willen,“ meinte er, — „Deine jetzige Lebensweise zu verändern. Es ist nicht durchaus nothwendig, daß sich hier fortwährend Jemand auf Posten befindet, denn wir haben keine wichtigen Mittheilungen aus der Stadt zu erwarten, sondern nur dahin zu machen, sobald es mir gelungen ist, Vorgänge, die den Unsrigen von Interesse sein können, bei den Preußen auszufundschaften. Du könntest mich in diesen Bemühungen sogar mit vielleicht recht gutem Erfolge unterstützen, wenn Du Dich entschließen wolltest, mehr an das Tageslicht zu treten; ich komme soeben von unserer Einquartierung —“

„Und es ist so, wie wir vermutheten?“ unterbrach sie ihn sehr lebhaft.

Herr de Montrouge nickte mit dem Kopfe und setzte hinzu: „Unser alter Bekannter aus Mainz, der augenscheinlich noch ein sehr lebhaftes Interesse an Dir nimmt. Unserer Verabredung gemäß habe ich ihm erzählt, daß ich Dich täglich und stündlich aus Meß zurückwarten könne; es liegt also ganz in Deinem Belieben, wann Du ihn sehen und sprechen willst.“

Eugenie antwortete nicht sogleich auf diese im Tone einer Frage gestellte Bemerkung; sie stützte die Stirn, die sich in leichte, auf ein ernstes und kummervolles Nachdenken deutende Falten gelegt hatte, in die Hand und blickte starr vor sich auf den Boden nieder. Herr de Montrouge deutete sich dieses Schweigen



wahrscheinlich günstig für seine Wünsche, denn er versuchte nicht, es zu fördern, sondern erhob sich und ging zu dem Apparate hin, den er wie ein Sachverständiger prüfte, ob auch Alles daran in Ordnung sei.

Wir haben noch Einiges nachzuholen, um die geheime Thätigkeit der jetzt hier weilenden Personen ganz klar zu machen. Das Pariser Vertheidigungs-Comité hatte den Fall einer vollständigen Abschließung der Hauptstadt sammt ihrer Befestigungswerke bei Zeiten in das Auge gefaßt und andere als die gewöhnlichen Verbindungswege mit der Außenwelt herzustellen gesucht. Wir werden später noch von den Luftballons sprechen, die nicht allein zur Recognoscirung der feindlichen Stellungen, sondern auch zur Beförderung von Personen und Nachrichten weit über die Köpfe der Deutschen hinaus dienen sollten und nach einem so großartigen Maßstabe zur Verwendung kamen, wie bisher noch nirgends anderswo; von der Taubenpost, die auch eine ganz regelmäßige Organisation gefunden hatte; der unterirdischen elektrischen Telegraphenverbindung fiel zu diesem Zwecke auch eine sehr bedeutende Rolle zu.

Strahlenförmig aus dem Innern der Stadt ging eine Menge dieser Leitungen bis nach verschiedenen Stellen der Umgegend, wo die Ausgangspunkte natürlich so versteckt wie möglich angelegt worden waren; die Drähte zogen sich einige Fuß tief unter dem Erdboden hin und lagen sogar theilweise auf dem Grunde der Seine und Marne. Was die Apparate anbetraf, so waren dieselben meistentheils von der einfachsten Construction, so daß ein Jeder nach kurzer Einübung mit ihnen zu arbeiten vermochte.

Selbstverständlich setzten sich diese geheimen Correspondenten des Pariser Vertheidigungs-Comité's einer sehr großen Gefahr aus, denn bei der Entdeckung konnten die Deutschen in ihnen nichts Anderes als Spione sehen und mußten sie demgemäß nach dem Kriegsgesetze behandeln. Es gehörten auch gewisse Fähigkeiten dazu, dieses Amt zu übernehmen, und der Andrang dazu war demgemäß nicht groß gewesen.

Der Chevalier hatte nicht verfehlt, seine patriotische Seite herauszufehren, und was man auch davon halten mochte, so konnte sehr Anerbieten nur sehr willkommen sein. Die beiden Gehülfen, die er in Eugenie und François besaß, kamen ihm

sehr zu statten, denn für einen Einzelnen wäre die Aufgabe fast unerfüllbar gewesen; er mußte häufig außerhalb der Villa Duvernois sein, um Kundschaft einzuziehen, — zu diesem Behufe stand er auch mit noch anderen Personen in Versailles und der Umgegend in Verbindung, — dem alten Diener lag es ob, in der Weise, die man nun schon kennen gelernt hat, ihm die erstere offen zu erhalten und sein Kommen und Gehen weniger auffällig zu machen; Eugenie hatte die eigentliche Versorgung des Telegraphen übernommen, mit dem sie, seiner Anweisung zufolge, bald ganz gut umzugehen wußte.

Letzteres war in gewisser Beziehung freiwillig von ihr geschehen. Wir wollen damit nicht sagen, daß sie selbst das Bedürfnis gefühlt hatte, bei den so ernstesten Zeitereignissen eine thätige Rolle zu übernehmen, — in ihrem Patriotismus war sie nie sehr stark gewesen und erinnerte sich sehr gut, daß auch das väterliche deutsche Blut in ihren Adern fließe, — aber sie fühlte sich verpflichtet und war gezwungen, Herrn de Montrouge zur Seite zu bleiben, und befand sich in einer Gemüthsstimmung, in der sie diese ihr auf persönliche Zurückgezogenheit Anspruch gebende Beschäftigung jeder anderen vorzog.

Die Gefahr, die sie lief, in Erwägung zu ziehen, war ihr noch gar nicht einmal eingefallen, auch ließ sich von ihrem Standpunkte aus gewiß nicht das mindeste Unrecht bei dem Dienste, dem sie sich unterzog, finden; und dann — was die Hauptsache blieb — war sie entschlossen gewesen, sich gänzlich und widerstandslos dem Zufalle, Dem, was ihr das Schicksal bringen würde, zu überlassen.

Ein kräftiger Geist, ein fester Charakter darf eigentlich nie in diesen traurigen Zustand der Apathie gegen sich selbst verfallen, aber wir glauben schon genügende Andeutungen über Eugenie's Seelenstimmung gegeben zu haben, um jenen erklärlich und entschuldbar nennen zu dürfen. Sie war sich selbst gleichgiltig geworden, weil sie sich der Erfüllung der neuerdings in ihr aufgetauchten theuersten, mit aller Leidenschaft ergriffenen Wünsche für unwerth und dieselbe für ganz unmöglich hielt; was konnte ihr da noch die Zukunft bieten? —

Das Dreiblatt war in der Villa Duvernois schon vollständig eingerichtet, als die Besetzung der Umgegend von Paris durch

die deutschen Truppen erfolgte; gerade an diesem Tage begab sich der Chevalier nach Versailles, weil er dort mehr zu sehen und zu erfahren hoffte, als in dem Landhause. Da er nicht im Entferntesten daran dachte, daß ihn das Schicksal schon in den nächsten Tagen wieder mit einem der beiden preußischen Offiziere, die ihn kannten, zusammenführen würde, hatte er den Namen des nach Paris geflüchteten Herrn Duvernois, wodurch seine Anwesenheit in der Villa am erklärlichsten wurde, angenommen und sich mit den nöthigen Legitimationen, um diese Rolle durchzuführen zu können, versehen; er konnte dabei auch auf eine amtliche Legitimation zählen, welche ihm dann den Freipaß für seinen Verkehr in der Umgegend verschaffte.

Schon an dem Abende, welcher der Einquartierung der Truppen folgte, war er, versteckte Wege benutzend, welche die letzteren noch nicht kennen gelernt und deshalb auch unbesetzt gelassen hatten, nach dem Duvernois'schen Hause gekommen, um seine ersten Depeschen abzuschicken. Als ihm François den Namen des preußischen Offiziers nannte, war er nicht weniger bestürzt gewesen wie Eugenie, und es erfolgte nun zwischen den Dreien eine längere Berathung, deren Resultat wir in der Ausföhrung schon kennen gelernt haben.

Erst einige Tage später hielt er es für gerathen, sich persönlich Fritz von Hellborff vorzustellen, da es nun ganz den Anschein gewonnen hatte, als werde derselbe die Villa in der nächsten Zeit noch nicht wieder verlassen. Bis zu dieser Stunde war auch Eugenie noch in Ungewißheit geblieben, ob der Offizier der von ihr Bekannte sei, denn die Beschreibung des alten François reichte doch nicht hin, diese Identität festzustellen, und sie hatte nicht Gelegenheit gefunden, Fritz mit eigenen Augen zu sehen.

Indessen war sie auf die Bestätigung dieser Vermuthung vorbereitet gewesen und hatte bereits ihre bestimmte Weigerung ausgesprochen, ihren Versteck zu verlassen, wie es Herr de Montrouge aus naheliegenden Gründen für wünschenswerth hielt.

Warum auch den jungen Offizier wiedersehen und den Betrug, den sie schon in Mainz, undankbarer Weise, mit ihm gespielt hatte, fortsetzen? — Wenn es ihr damals einigermaßen zur Entschuldigung gereichen konnte, daß sie in einer Art Nothwehr gehandelt hatte, so lag die Veranlassung zu einer solchen

jetzt doch noch nicht vor, und wären ihr die Gründe, welche der Chevalier für seinen Wunsch anführte, auch anerkennungswerther erschienen, so würde ihr Gefühl ihr jetzt doch verboten haben, ihnen nachzugeben.

Das junge Mädchen wurde in ihrem Nachdenken nicht einmal dadurch gestört, daß Herr de Montrouge den Apparat in Bewegung gesetzt hatte, um mit der Station in Paris zu sprechen. Es muß dahingestellt bleiben, ob er wirklich Wichtiges zu melden hatte oder nur ein Zeichen von seinem Leben und seinem Dienstfeifer geben wollte; er verharrete indessen ziemlich lange bei dieser Beschäftigung, und als er damit zu Ende war, verbrannte er die Papierblättchen, auf denen er sich seine Notizen gemacht hatte, sorgfältig an dem Lichte einer Kerze.

Wie aus einem Traume erwachend, bei dem ihr die Wirklichkeit doch nicht gänzlich entgangen war, wandte Eugenie sich ihm zu, als er wieder herantrat, und blickte ihn fragend an.

„Nichts der Rede Werthes!“ sagte er kurz, indem er rückwärts deutete, und ließ sich wieder auf seinen alten Platz nieder, — „hast Du Deinen Entschluß gefaßt, liebes Kind?“

„Es wäre mir angenehm, wenn Sie mir Näheres über Ihre Begegnung mit dem Lieutenant von Hellborff erzählen wollten,“ meinte sie ausweichend.

Herr de Montrouge war ganz bereit dazu; er berichtete die Punkte seiner Unterhaltung mit dem Offizier, welche für Eugenie Interesse haben konnten, ohne von der Wahrheit abzuweichen. Wer sie genau beobachtete, konnte bemerken, daß die Bestätigung, der Premierlieutenant von den Husaren sei Frigen's Bruder gewesen, einen besonders tiefen Eindruck auf sie machen mußte; sie wurde dabei sehr blaß und hatte Mühe, ein leises Zittern zu verbergen.

„Einstweilen wird es am besten bei der Täuschung bleiben, in die Sie ihn zu versetzen für gut befunden haben,“ sagte sie, als der Chevalier geendet hatte und sie erwartungsvoll anblickte, — „ich finde keine Veranlassung, ein Spiel zu erneuern, das ich bereuen würde, wenn es nicht von der Nothwendigkeit geboten gewesen wäre.“

Sie sprach mit so großer Bestimmtheit, daß Herr de Mont-

rouge es für das Beste hielt, obgleich er sich in seinen Erwartungen unangenehm enttäuscht fühlte, vorläufig nachzugeben.

„Dieser Entschluß,“ sagte er in einem Tone, der zwischen Scherz und Spott schwankte, — „mag nicht gerade den Geboten der Klugheit entsprechen, aber er legt von dem Edelmuthe Deines Herzens Zeugniß ab; Du scheust Dich, das Herz des armen jungen Mannes zu brechen.“

Eugenie antwortete nur durch ein Achselzucken.

Zwischen Beiden wurden nur noch wenige gleichgiltige Worte gewechselt, dann verabschiedete sich der Chevalier, indem er unverhohlen gestand, daß er sehr müde sei; sie gab sich keine Mühe, ihn aufzuhalten.

Als er die Treppe hinaufgestiegen war, verriegelte sie wieder ihre Thür; anstatt aber nun die Ruhe aufzusuchen, wozu die späte Stunde aufforderte, blieb sie noch lange, sich ihren Gedanken hingebend, auf dem Sopha sitzend. Wie schwer ihr das Herz sein mochte, bewiesen der traurig ernste Blick und die tiefen, leisen Seufzer, die sich der wogenden Brust entstahlen. —

Herr de Montrouge schlief während des Nestes der Nacht so gut und fest, als ob er unter den friedlichsten Verhältnissen der rechtmäßige Besitzer des Hauses gewesen wäre, das ein für ihn so gefährliches Geheimniß in sich barg. Am anderen Vormittage machte er dem Lieutenant, der gerade dienstfrei war, wieder seinen Besuch und lud ihn ein, mit ihm zu speisen, was Fritz dem Vater Eugeniens doch unmöglich abschlagen konnte, obgleich ihm inzwischen manche recht lästige Bedenken über das Auftreten Herrn de Montrouge's in diesem Hause, das einem Andern gehörte, aufgestiegen waren; besonders konnte es ihm nicht gefallen, daß derselbe sich eines auf fremden Namen ausgestellten Passirscheines bediente.

Indessen scheute er sich, diese Angelegenheit noch einmal zur Sprache zu bringen; eine directe Verantwortung lag ihm ja nicht ob, und es hätte sogar einen lächerlichen Anstrich bekommen können, wollte er an ganz ungeeigneter Stelle einen Verdacht merken lassen, der vielleicht nur persönliche Befürchtungen voraussetzen ließ.

Der alte François besorgte für die beiden Herren die Küche, die für die Verhältnisse Nichts zu wünschen übrig ließ; beson-

ders brachte er einen ganz vortrefflichen Wein auf den Tisch, der wohl auch nicht ganz ohne Einfluß auf die Stimmung des jungen Offiziers blieb, obgleich derselbe, überhaupt kein Schlemmer, sich diesen Tafelfreunden nur mit einer gewissen Vorsicht hingab.

An einem kleinen Intermezzo sollte es auch nicht fehlen. Während der Chevalier im besten Zuge war, seine ganze Lebenswürdigkeit zu entfalten, wobei er seine angeblichen Sorgen, die Fritz nur zu sehr theilte, hin und wieder gänzlich zu vergessen schien, wurde dem Lieutenant durch einen seiner Unteroffiziere gemeldet, daß man einen jungen, anscheinend dem Bauernstande angehörigen Menschen unter verdächtigen Umständen arretirt und zur Stelle gebracht habe. Der Mensch hatte sich in der Nähe der Villa im Gebüsch umhergeschlichen, dann, als ihn die Soldaten erblickten und anriefen, die Flucht zu ergreifen gesucht und endlich, angehalten und zur Rede gestellt, allen Fragen ein trotziges Schweigen entgegengesetzt. Man hatte ihn dann sofort am ganzen Körper durchsucht, aber in seinen Taschen Nichts gefunden als ein wenig Kleingeld und ein paar Papiercigarren; Beides legte der Unteroffizier auf den Tisch neben seinen Offizier hin.

Fritz, der sich gar nicht geneigt fühlte, etwas besonders Wichtiges bei der ganzen Sache zu sehen, da er sich für überzeugt hielt, der Bursche sei hier in der Gegend zu Hause und aus irgend einem Verstecke herausgekommen, um sich die jetzigen Verhältnisse anzusehen, es möge ihm auch mehr Furcht als Trotz den Mund verschließen, hatte sich dem Unteroffizier zugewandt und wies ihn an, Jenen zunächst mit Güte zu befragen, und sich dabei des alten François als Dolmetschers zu bedienen, er konnte dabei nicht bemerken, welche gespannte Aufmerksamkeit sich in den Mienen Herrn de Montrouge's ausdrückte und wie derselbe mit seinen Blicken die doch so unbedeutenden auf den Tisch niedergelegten Gegenstände verschlingen zu wollen schien. „Wenn es Ihnen recht ist,“ sagte er plötzlich, — „so will ich gern das Amt des Dolmetschers übernehmen; sehen wir uns doch einmal den Burschen an!“

Dabei hatte er sich auch schon erhoben und die Hand nach dem Gelde und den Cigarren ausgestreckt, als wollte er nur aus Höflichkeit dem Lieutenant zuvorkommen, diese Sachen mitzunehmen.

„Das können wir hier bequemer haben,“ meinte Fritz, ohne in dem Benehmen des Chevaliers etwas Auffälliges zu finden. „Führen Sie den Mann herein, Unteroffizier!“

Herr de Montrouge schien auch damit zufrieden zu sein; er legte das Geld wieder auf den Tisch und setzte sich nieder, die Papiercigarren behielt er und ließ seine Finger, anscheinend mechanisch, damit spielen.

Eine Minute später trat der Unteroffizier mit dem jungen Bauern, der eine Blouse trug und seinen Strohhut in der Hand hielt, wieder ein; er war ein ganz hübscher Mensch, aber es lag etwas Verstecktes und wirklich Trogiges in seinen Mienen, das den Verdacht der Soldaten um so erklärlicher machte; Fritz entging es nicht, daß das Gesicht des Burschen sich bedeutend aufklärte, als derselbe einen Blick auf den Chevalier geworfen hatte, und überrascht wandte er sich zu dem Letzteren um.

Herr de Montrouge lachte ganz unbesungen.

„Das ist ein schlimmes Mißverständnis, mein lieber Lieutenant!“ rief er aus. „Für diesen Burschen will ich gern die Bürgschaft übernehmen; er kommt aus Versailles und, wenn ich nicht irre, gerade um mich zu suchen.“

„So ist es, Herr Duvernois,“ erwiderte der junge Mensch, indem er einen beinahe frech triumphirenden Blick auf den Unteroffizier und dann auf den Lieutenant warf; — „man hat mich so schlecht behandelt, daß ich gar nicht wagte, Ihren Namen zu nennen, weil ich fürchtete, auch Ihnen dann Unannehmlichkeiten zuzuziehen.“

„Ja, das sind die Zufälle des Krieges,“ entgegnete der Chevalier, die Achseln zuckend; — „Sie würden besser gethan haben, sich mit einem Passe der Commandantur von Versailles zu versehen. Aber was bringen Sie mir nun eigentlich, George?“

Es war offenbar unpassend, daß der Chevalier die Fragen an den jungen Menschen dem Lieutenant, dem sie doch gehörten, förmlich aus dem Munde nahm, und Fritz mußte dies auch fühlen, denn seine Stirn legte sich in Falten und in unwirschem Tone, der sein Mißfallen ausdrückte, sagte er laut zu dem Unteroffiziere:

„Wir sind hier nicht mehr vonnöthen, wie es scheint; Sie

können einstweilen abtreten und im Nebenzimmer meine weiteren Weisungen erwarten.“

Der Chevalier konnte diese Aeußerung nicht mißverstehen; sogleich wandte er sich wieder mit ausgesuchter Höflichkeit an den Lieutenant und bat um die Erlaubniß, ihm erklären zu dürfen, daß der junge Mensch in Diensten eines seiner Versaill'er Freunde stehe, — er nannte einen Namen von gutem Klange — der ihm wohl nur in reinen Privatangelegenheiten eine Botschaft sende, und daß er sich dieselbe in seiner, des Offiziers, Gegenwart ausgerichten lassen könne.

Dieses Benehmen verjöhnte Fritz von Hellsdorf sofort wieder; er wollte sogar zurücktreten, um den Burschen allein zu Herrn de Montrouge sprechen zu lassen, aber der Letztere bestand darauf, daß er bleibe, und in der That war es auch nur eine in den allgemeinsten freundschaftlichen Ausdrücken abgefaßte Einladung, bald zu ihm zu kommen und ihn über sein Schicksal zu beruhigen, was der junge Mensch im Namen seines Auftraggebers vorbrachte. Der Chevalier antwortete, er würde noch an demselben Nachmittage hinüberkommen.

Damit war die ganze Sache erledigt; der Bauer wurde entlassen, um durch den alten Francois im Hause gespeist zu werden, und sollte später den Chevalier zurückbegleiten; mit Erlaubniß des Lieutenants, der an den Menschen weiter keine Ansprüche machte, hatte er demselben die ihm vorher abgenommenen Gegenstände wiedergegeben.

Zwischen den beiden Herren war scheinbar das beste Einvernehmen wiederhergestellt, und sie setzten sich zusammen wieder an ihren Tisch.

„Auf einen baldigen Frieden und eine brüderliche Vereinigung der edlen Völker Deutschlands und Frankreichs!“ sagte alsbald Herr de Montrouge in herzlichem Tone, indem er sein Glas mit dem des Lieutenants anstieß.

Wenn wir soeben sagten, das gute Einvernehmen zwischen Beiden sei scheinbar wiederhergestellt gewesen, so geschah dies nicht ohne Grund; in Fritz wenigstens hatte die soeben erlebte Scene keinen vollständig befriedigenden Eindruck hinterlassen. Die obwaltenden Verhältnisse waren der Art, daß man Alles, wovon man näher berührt wurde, ganz klar zu sehen wünschten



muszte, und in dem Treiben des Chevaliers lag immer, trotz aller scheinbaren Aufrichtigkeit, noch etwas Geheimnißvolles, über das seine Erklärungen nicht vollkommen waren, besonders die Annahme des ihm nicht gebührenden Namens, den auch vorher wieder der junge Bauer genannt hatte; der Grund seines Verkehrs mit Versailles ließ sich, besonders auf diese Weise, überhaupt nicht recht ersehen.

Wie sollte sich Fritz aber diesem Manne gegenüber anders benehmen, ohne ihn durch die Aeußerung eines vielleicht ungerathenen Misstrauens auf das Empfindlichste zu verletzen? — und daß er dies hier ganz besonders scheute, wird man sich leicht vorstellen können.

Es war ihm deshalb, obgleich er dadurch nun wieder auf seine langweilige Einsamkeit angewiesen wurde, eigentlich ganz lieb, daß Herr de Montrouge die Absicht aussprach, sich sofort wieder nach Versailles zu begeben und erst in einigen Tagen wiederzukehren; er fügte hinzu, selbstverständlich werde dies früher geschehen, falls Eugenie inzwischen eintreffen sollte, denn sie, die jedenfalls der Ruhe bedürftig wäre, würde sich hier dann besser befinden als in der zur Zeit so überfüllten, geräuschvollen Stadt.

Die beiden Herren nahmen einen höflichen und freundlichen Abschied.

Einem aufmerksamen Beobachter wäre es schwerlich entgangen, daß Herr de Montrouge denselben mit einiger Hast herbeigeführt hatte. Kaum hatte er den Lieutenant verlassen, so drückte sich diese Ungeduld noch deutlicher auf seinem Gesichte aus, und sobald er in seinem Zimmer angekommen war, zog er aus der Brusttasche eine der Papiercigarren, die er vorher ganz unbemerkt dahin hatte verschwinden lassen.

„Ich werde mich doch hoffentlich nicht geirrt haben?“ sagte er vor sich hin, während er das Papier abwickelte und den Tabak fortschlittete.

Er zündete ein Licht an und hielt, gespannt darauf blickend, das dünne Blättchen vorsichtig so dicht daran, daß es sich schnell erwärmte. Damit erschienen feine dunkle Schriftzüge darauf; das ganze Blatt war auf der einen Seite dicht beschrieben.

„Sehr gut!“ murmelte der Chevalier lächelnd, — „das ist

Ein altes bekanntes Mittel für eine heimliche Correspondenz; aber diese Preußen sind dumm; ich bin überzeugt, daß sie bei dieser Cigarre mehr Werth auf den Tabak wie auf die Hülse gelegt haben.“

Vorsichtig steckte er das Papier zu sich und begab sich auf demselben Wege, den wir ihn schon in der vergangenen Nacht machen sahen, nach dem Bibliothekenzimmer und von da in die geheime Werkstätte, wo er Eugénien erzählte, daß und auf welche Weise er von seinem Zuträger in Versailles soeben ausführliche Mittheilungen über die deutschen Truppenstellungen erhalten habe, die sogleich weiterbefördert werden müßten.

Einige Minuten arbeitete fleißig der geheime Telegraph, und erst nach Verlauf einer guten Stunde verließ Herr de Montrouge die Villa in Begleitung des Bauerburschen, dieses Mal in einem kleinen einspännigen, offenen Wagen, in dem er selbst auch am vergangenen Tage angekommen war.

Den Soldaten wollte es gar nicht gefallen, daß ihr Lieutenant den trotzigten Burschen so leichten Kaufes wieder ziehen ließ, und sie meinten untereinander, wenn er sich noch einmal in der Nähe blicken lasse, wollten sie selbst ihm schon ein bißchen schärfer auf die Finger sehen. Auch der angebliche Herr Duvernois erfreute sich nicht ihres besten Vertrauens, obgleich der alte François nicht unterlassen hatte, ihnen dieselbe Geschichte, wie anfänglich dem Lieutenant, zu erzählen.

#### Einunddreißigstes Kapitel.

#### Versailles und Saint-Cloud.

Bis gegen Ende des Septembers blieben die Zustände vor Paris, wie wir sie vorher schon schilderten, dieselben, ohne daß sich eine militairische Aktion von besonderer Bedeutung

zutrug; die Umschließungstruppen richteten sich mit jedem Tage besser ein, und die Forts machten ganz vergebliche Versuche, sie dabei zu stören; sie verschwendeten eine Unzahl von Munition, zählte man doch an einem Tage, dem 24. September, 2500 Schüsse, die verhältnißmäßig nur sehr geringen Schaden anrichteten. Einmal kam es auch zu einem kleinen Gefechte zwischen den bei Sevres stehenden preussischen Vorposten und den Franzosen, welche bei dem auf dem anderen Ufer der Seine liegenden Dorfe Billancourt die Gehölze anzünden wollten, daran aber verhindert wurden.

Ueber die Verhältnisse in der Stadt courtirten sehr verschiedene Nachrichten, sowohl in Bezug auf die Verproviantirung, die sich doch nicht so mangelhaft herausstellte, wie man anfänglich annahm, wie wegen des unter der Bevölkerung herrschenden Geistes; man hatte Gewehrfeuer im Inneren der Stadt vernommen und wollte daraus auf einen Aufstand gegen die derzeitige Regierung schließen, indessen war diese Annahme un begründet.

Schon am 13. September hatte sich der Justizminister Crémieux nach Tours begeben, um die Regierung für die Provinzen zu übernehmen und die Bewaffnung derselben zu organisiren; Glais-Vizoin und Admiral Fourichon folgten ihm in den nächsten Tagen, der Letztere legte aber bald darauf sein Amt als Kriegsminister, während er das als Marineminister behielt, in die Hände Crémieux' und dessen Delegirten, des Generals Lefort, nieder. Die Seele der Regierung und Vertheidigung in Paris blieben Gambetta und Trochu; Rochefort hatte, wie bereits früher erwähnt, die Herstellung der Barrikaden hinter den Forts und im Inneren der Stadt übernommen und zog Florens zu seiner Unterstützung heran, der Letztere mußte indessen bald zurücktreten, als er sich an der Spitze von fünf Bataillonen Nationalgarde der Regierung widerseßlich zeigte.

Wir erwähnten auch schon der zur energischen Fortführung des Krieges auffordernden Regierungsproklamationen, sobald die Verhandlungen zwischen Graf Bismarck und Jules Favre gescheitert waren, und in Folge dessen wurden die Wahlen für die konstituierende Versammlung wieder vertagt.

Im ganzen Lande zeigte man sich mit diesen Programmen

der Regierung einverstanden, und überall forderten die Präfekten zur Ergreifung der Waffen auf und begannen, die Mobilgarden zusammenzuziehen; auch die Bildung der Franktireurcorps ging rasch von statten.

In Lyon machte General Cluseret am 28. einen mißlungenen Versuch, die rothe Republik zu proklamiren; er wurde verhaftet.

Auch in Tours selbst, unter den Augen der Regierung, fanden in den letzten Tagen des Monats bedenkliche Excesse der Franktireurs statt, welche Lebensmittel und Sold in sehr stürmischer Weise verlangten und nur mit Mühe zum Abzuge nach Orleans bewogen werden konnten. —

Am 30. September sollte zuerst wieder ein ernstlicher Kampf vor Paris stattfinden, und zwar hatten die Franzosen sich vorgenommen, mit bedeutenden, unter Befehl des General Vinoy gestellten Truppenkräften die Stellungen des 6. (schlesischen) Armee-corps südlich der Stadt anzugreifen und dasselbe, das ihnen in unbequeme Nähe gekommen war, zurückzudrängen.

Vor den hier liegenden großen Forts Jory und Biedtre hatten die Franzosen eine neue Vertheidigungslinie angelegt, die aus einer großen Sand-Lunette westlich des Dorfes Billejuif, der Verbarrikadirung dieses Dorfes, das durchgängig aus massiven, städtischen Häusern bestand, einer Brustwehrverbindung dazwischen, einer Flesche südwestlich davon und dem gleichfalls zur Vertheidigung sehr gut eingerichteten Dorf Vitry gebildet wurde.

Von hier aus konnten die von den Vortruppen des 6. Corps schon am 19. besetzten Dörfer Choisy le Roi, Thiais, Chevilly und L'Hay sehr wirksam beschossen werden, was denn auch nicht unterblieb, die braven Schlesier aber nicht zu vertreiben vermochte.

Die Letzteren besetzten auch ihrerseits die letztgenannten Dörfer durch Barrikaden und Herrichtung von Mauern und Häusern zur Vertheidigung, legten daneben Schützengräben und gedeckte Emplacements für ihre Artillerie an, auch hatten sie die bereits theilweise zerstörte Brücke bei Choisy le Roi vollständig gesprengt, um das Fahrwasser für die französischen Kanonenboote durch die Trümmer zu sperren.

Die zwölfte Division, commandirt vom Generallieutenant

von Hoffmann, stand in diesen Tagen in erster Reihe auf der dem Corps zugefallenen, etwa dreiviertel Meilen langen Cernirungslinie; ihr Hauptquartier befand sich in Grignon. Die eilfte Division hatte weiter rückwärts Cantonnementsquartiere bezogen.

Nachdem in den letzten Tagen die Forts sich ziemlich still verhalten hatten, eröffneten sie am frühen Morgen des 30. September ganz plötzlich ein sehr heftiges Feuer mit schweren Granaten, welche bis in die von Truppen dicht belegten Dörfer einschlugen und daselbst Schaden anrichteten. Sogleich wurden die bereit gehaltenen Feuersignale angezündet und überall Generalmarsch geschlagen, und die beiden Divisionen standen gleich nach fünf Uhr kampfbereit da, die zwölfte in der vorderen, die eilfte in der dahinter liegenden ebenfalls befestigten Linie.

Die Franzosen brachen, nachdem ihre Artillerie das Gefecht eingeleitet hatte, auf zwei Stellen mit Infanterie vor, aus Billejuif gegen Chevilly, wo sie das 23. Regiment empfing, und auf dem rechten Flügel gegen Choisy und Thiais. Bei dem ersteren Orte war der Kampf besonders hitzig, da die Franzosen sich gleich im Anfange eines verlassenen Gehöftes bemächtigt hatten, doch wurden sie bis gegen acht Uhr hier wieder zurückgeworfen und behielten nur das erwähnte Gehöft. Bei Choisy und Thiais fochten Theile der Regimenter 22 und 62, von der Feldartillerie unterstützt, und um acht Uhr war die französische Infanterie auf der ganzen Linie abgeschlagen.

Eine Stunde lang setzte nun die französische Artillerie, sowohl aus den Forts wie den vorderen Verschanzungen, den Kampf allein fort; um neun Uhr rückte die Infanterie aber wieder mit Schützen- und Colonnen dahinter gegen Chevilly und L'Hay vor. Die preussischen Batterien empfingen sie mit tüchtigem Feuer, und ein Bataillon des 10. Grenadierregiments, welches von der anderen Division zur Unterstützung herangezogen worden war, fiel ihnen in die Flanke und warf sie aus den Baumschulen, welche sich hier weit ausbreiteten, abermals in ihre Verschanzungen zurück, wobei es zum Handgemenge kam. Fast gleichzeitig wurde von den 23ern auch jenes Gehöft in Chevilly erstürmt und die zahlreiche Besatzung desselben gefangen genommen. Um neun Uhr schwieg das Feuer bei Chevilly und L'Hay, bald auch bei Thiais;

die Franzosen flüchteten überall nach ihren Verschanzungen und ließen eine Menge Todter und Verwundeter, sowie achthundert Chassepotgewehre auf dem Felde zurück.

Etwas später machte noch eine Infanteriecolonne den Versuch, aus der Lunette vorzubringen, wurde aber durch die preussischen Granaten schnell zur Umkehr gezwungen.

Damit war der Kampf beendet, dessen Hartnäckigkeit man aus den bedeutenden Verlusten ersehen kann; der der Preußen betrug mehr als 400 Mann, dabei 8 todt Offiziere, der Franzosen 1200, wovon die Hälfte todt, darunter der Brigadegeneral Guilhelm, außerdem 300 Gefangene.

Um diesen Hauptangriff zu unterstützen, wurden gleichzeitig noch zwei Scheinangriffe in den Flanken unternommen, der eine mit einer Brigade gegen das eilfte Corps, der andere mit drei Infanteriebataillonen aus Fort Issy gegen die Vorposten des fünften Corps; auch hier wichen die Franzosen, die mit aller Ruhe und sicherem Feuer empfangen wurden, bald zurück.

Die republikanische Regierung, die ihre Schlachtenberichte immer so hübsch im eigenen Interesse zu färben verstand, mußte dieses Mal doch das gänzliche Fehlschlagen des Ausfalles anerkennen, aber sie suchte dasselbe durch die Behauptung zu rechtfertigen, es hätten den Truppen General Binoy's 30,000 Mann gegenübergestanden, während in Wirklichkeit nur fünf preussische Regimenter — und diese auch nur theilweise — in das Feuer gekommen waren. —

Seitdem Herr de Montrouge sich von dem Lieutenant von Hellborff verabschiedet, hatten die nächsten Tage dem Letzteren nichts Anderes, was für ihn von Interesse sein konnte, gebracht, als einen Brief, der ihn in hohem Grade beunruhigte; derselbe kam aus dem Quartiere vor Metz und theilte ihm die Verwundung seines Bruders mit.

Gleich nach dem dortigen Feldgottesdienste am 4. September, mit welchem die Vertheilung der Auszeichnungen verknüpft worden war, hatte May in seiner Herzensfreude darüber, daß ihm ebenfalls eine solche zu Theil geworden war, einige Zeilen an Vater und Bruder geschrieben, aber das traurige Schicksal, das ihn noch an demselben Tage betraf, ihm nicht erlaubt, die Briefe zu vollenden und selbst abzusenden. Einer seiner Kameraden hatte

dies übernommen und in der schonendsten Weise die nothwendigen Erläuterungen hinzugefügt.

Für Fritz war dies natürlich eine tiefbetäubende Nachricht; er hatte seinen Bruder immer sehr geliebt und den lebhaftesten Antheil an dessen Schicksal genommen, und wenn er sich, den bestimmten Versicherungen zufolge, nun auch der Hoffnung hingeben durfte, daß Maxens Leben und künftige Gesundheit keine ernstliche Gefahr liefen, so konnte er sich doch ganz in die Stimmung seines Bruders versetzen, der gerade im Augenblicke des glücklichsten Triumphes durch diesen bösen Zufall von der weiteren Theilnahme, vielleicht für längere Zeit, von der Siegeslaufbahn seiner Kameraden ausgeschlossen wurde. Ganz ohne Bedenken und Sorge um jene Verwundung konnte er übrigens auch nicht sein, denn wäre sie nicht ziemlich ernst gewesen, so würde Max selbst geschrieben und nicht zugegeben haben, daß man ihn in ein rückwärts liegendes Lazareth schaffe.

Wenn Fritz in dieser Zeit, welche dem vorangegangenen bewegten und strapaziösen Leben gegenüber eine sehr ruhige und unthätige genannt werden konnte, umsomehr einer argen Verstimmung anheimfallen mußte, so trug dazu die täglich getäuschte Erwartung, Eugenie hier wiederzusehen, nicht wenig bei. So wenig ihn die Persönlichkeit Herrn de Montrouge's anzog, vermißte er doch jetzt dessen Gesellschaft und sehnte sich nach seiner Wiederkehr, um eine Nachricht von Eugenie zu erhalten, wenigstens über sie sprechen zu können; der Chevalier schien die Villa aber gänzlich vergessen zu haben.

Fritz ahnte nicht, daß er dennoch in derselben verkehrte und es absichtlich vermied, ihm unter die Augen zu kommen, so lange sich dafür nicht ein besonderer Grund finden würde.

Herr de Montrouge hatte Wichtigeres zu thun, als sich einer müßigen Unterhaltung hinzugeben, die ihn obenein noch der Möglichkeit, beargwöhnt zu werden, aussetzte. In Versailles wohnte er in dem Hause jenes Mannes, der ihm den Voten nach der Villa geschickt hatte, und da Beide sich als entschiedene Gegner der Republik zu geriren wußten, hatten sie es selbst zu einigen Bekanntschaften im Kreise der deutschen Offiziere gebracht; diesen verdankte der angebliche Herr Duvernois auch seinen Passirschein.

Nach diesem Hause liefen nun von allen Seiten durch geheime Vermittler Nachrichten zusammen, wie sie Herr de Montrouge gebrauchen konnte, und wenn er darüber nach Paris hinein berichten wollte, kostete es ihn keine große Mühe, sich nach der kaum dreiviertel Meilen entfernten Villa zu begeben. Bei dem jetzt meistens schönen Wetter war dies eigentlich nur ein angenehmer Spaziergang, auch stand ihm ja, wie man gehört hat, ein Fuhrwerk zur Disposition, das er gewöhnlich nur auf der großen Straße benutzte, dann, wo der Weg nach der Villa Duvernois sich von derselben abzweigte, ausstieg und den Rest zu Fuß ging; er näherte sich dem Hause dann von der Rückseite durch den Garten und konnte es ungesehen durch die Hinterthür betreten, zu der er den Schlüssel bei sich führte. Eine Gefahr, wenn er dabei auch entdeckt worden wäre, lief er keinesfalls, da er seinen Paß vorzeigen und man dem Besitzer des Hauses doch nicht gut vorschreiben konnte, wie und wo er dasselbe betreten solle. Zuweilen schickte er auf diesem Wege, wenn er selbst behindert war, auch durch den jungen Burschen, der sich jetzt doppelt hütete, von den Soldaten gesehen zu werden, in sinnreicher Weise versteckte Botschaften an François und Eugenie, welche die Letztere dann vermittelst des geheimen Telegraphen sofort weiter beförderte.

Die Villa Duvernois war nicht der einzige Ort der Umgebung der Hauptstadt, wo ein solches Treiben stattfand, deshalb erhielt man in Paris reichliche Nachrichten über Alles, was draußen vorging. Einige solcher Verbindungen wurden von den deutschen Truppen durch Zufall entdeckt, die Drähte sofort abgeschnitten und ihrem Ausgangspunkte nachgespürt; auch ließ es sich die preussische Feldpolizei, die unter vortrefflicher Leitung stand, eifrig angelegen sein, — und nicht ohne Erfolg, — diesem Umwesen auf die Spur zu kommen, aber mit einem Schläge war es selbstverständlich nicht möglich, demselben ein Ende zu machen.

Am 5. Oktober wurde das königliche Hauptquartier von Ferrières nach Versailles verlegt, nachdem der König in den vorhergehenden Tagen die Truppenstellungen fast auf der ganzen Front persönlich inspiciert hatte. Am Morgen desselben Tages hatte der Mont Valerien ein besonders starkes Feuer gegen die



Erarbeiten der deutschen Truppen, gegen Saint-Cloud und Sèvres hin eröffnet und dasselbe etwa zwei Stunden lang fortgesetzt, ohne indessen mehr zu erreichen, als daß ein zum Observatorium eingerichtetes Gebäude zerstört wurde. Ueber der Stadt schwebte dabei in dieser Gegend ein Luftballon, aus dem man jedenfalls den Erfolg des Feuers beobachtete, und dies hatte wohl auch zur Folge, daß das letztere, von dessen Nutzlosigkeit man sich überzeugen mußte, so bald wieder eingestellt wurde. Vergeblich warteten die zunächstliegenden Truppentheile, die sogleich alarmirt worden waren, auf einen Ausfall aus den Forts; die Franzosen ließen sich nicht sehen, und das Ereigniß blieb ohne jede weitere Bedeutung.

Die ehemalige Residenz der französischen Könige, das historisch berühmte Versailles, aus dem der stolze Ludwig XIV. fast die ganze Welt beherrschte und den an Deutschland vollzogenen Provinzenraub dekretirte, hatte also jetzt die Bestimmung erhalten, den Rächer der deutschen Schmach in sich aufzunehmen, und von da aus gingen die Anordnungen, welche die Bezwingung der französischen Hauptstadt, die Niederwerfung des ganzen bewaffneten Frankreichs bezweckten, aus, — wahrlich ein hoher Triumph für das so lange Zeit hindurch durch französischen Uebermuth gedemüthigte Deutschland! —

König Wilhelm nahm seine Wohnung übrigens nicht in dem Schlosse selbst, sondern in dem Präsekturgebäude, der Kronprinz wohnte in der Avenue de Paris, Graf Bismarck in einem Privathause; über dem Schlosse wehte die weiße Flagge mit dem rothen Kreuze, denn es war zu einem großen Lazareth eingerichtet worden.

Donnerstag den 6. Oktober, dem Tage nach dem Eintreffen König Wilhelm's, sollten auf allerhöchsten Befehl, zum ersten Male seit langer Zeit wieder, die Wasserkünste im Parke von Versailles spielen, und ein großer Theil der Offiziere, welche in der nächsten Umgegend lagen und nicht durch ihren Dienst behindert wurden, nahm diese Gelegenheit wahr, sich sowohl den denkwürdigen Ort anzusehen, als den verehrten Kriegsherrn dort zu begrüßen.

Das herrlichste Wetter, warmer, heller Sonnenschein begünstigte diese große Zusammenkunft, von der sich auch die Bevölke-

zung der Stadt und Umgebung ein interessantes, wenn für sie eigentlich auch trauriges Schauspiel versprach, und die drei großen Avenuen, mit Lindenalleen besetzten Straßen von Saint-Cloud, Paris und Sceaux, welche von dem Platze vor dem Schlosse radienförmig ausgehen, waren schon am Vormittage dicht gedrängt von zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde Herbeiströmenden, welche meistentheils die bunten Uniformen der verschiedensten Truppentheile trugen.

Fritz von Helldorff's Quartier lag so isolirt, daß er bisher eigentlich wenig, wenn nicht dienstlichen, Verkehr mit seinen Kameraden gehabt hatte; er befand sich übrigens, aus den schon angegebenen Gründen auch nicht in einer Stimmung, die es ihm wünschenswerth machen konnte, sich inmitten einer heiteren Gesellschaft zu bewegen, und vermied dieselbe absichtlich, worüber er schon ein paar Mal gut gemeinte Vorwürfe zu hören bekommen hatte.

Auch an diesem Tage war es ihm nicht eingefallen, seine Einsamkeit zu verlassen, wofür er sich selbst damit entschuldigte, daß er der einzige am Orte befindliche Offizier sei; gegen Mittag aber erschienen plötzlich zwei seiner Regiments-Kameraden zu Pferde und drangen, indem sie versicherten, nur um seinetwillen diesen Umweg gemacht zu haben, so lebhaft in ihn, sie nach Versailles zu begleiten, mußten alle Bedenken, die er dagegen anzuführen versuchte, so gründlich zu widerlegen, daß er sich wohl entschließen mußte, ihnen nachzugeben.

„Sie sind in letzter Zeit ein förmlicher Hypochonder geworden,“ hieß es scherzend, — „man sollte meinen, Sie trügen eine unglückliche Liebe im Herzen; aber die Festlichkeiten, die man uns heute nach langen Entbehrungen bietet, der Anblick der Schönheiten von Versailles, die sich heute gewiß nicht den Vortheil entgehen lassen, welchen ihnen die Einschließung ihrer Pariser Concurrentinnen gewährt, sollen Sie schon wieder kuriren; wir haben den anderen Kameraden versprochen, Sie mitzubringen, und — todt oder lebendig führen wir Sie nach Versailles!“

Fritz mußte in den Scherz einstimmen, sein Pferd war bald esattelt, und schon der huntelebte Weg nach der Stadt bot so viel Zerstreuung dar, daß er seine Nachgiebigkeit nicht bereute und sich in eine viel bessere Laune versetzt fühlte. Alles lachte

um ihn her, — die Sonne am heiteren Himmel, das fast noch ganz frische Grün, in das sich kaum ein paar herblich gelbe Blätter gemischt hatten, die duftigen Blumen in den Gärten der hübschen, freundlichen Landhäuser, die singend des Weges ziehenden Soldaten, die zu Wagen oder zu Pferde heran kommenden Offiziere, unter denen sich viele Bekannte fanden, welche sich freudig und lustig begrüßten, — selbst die französische Bevölkerung von Stadt und Land, meistens im Sonntagsstaate, schien an diesem mitten im Kriege improvisirten Feste den lebhaftesten Antheil zu nehmen.

Freilich war das Bild dieses bei den Parisern so beliebten Vergnügungsortes an diesem Tage wohl ein sehr verschiedenes von dem sonstigen; der Ernst des Krieges schimmerte, abgesehen von den vielen Uniformen der fremden Invasionsarmee, doch überall deutlich durch. Die großen öffentlichen Gebäude, welche an den vorgenannten Avenuen liegen, selbst viele Bürgerhäuser waren mit zahlreicher Einquartierung belegt, welche die Spuren ihres wirthschaftlichen Treibens nicht verdeckt hielt; überall sah man Schildwachen und Ordonnanzen, begegnete zuweilen marschirenden Abtheilungen und Reihen von Bagagewagen; auf dem großen Rondel vor dem Schlosse waren ein ganzer Artilleriepark, Geschütze und Munitionswagen, sowie eine Menge von Proviantfuhrwerk aufgefahren.

Die Offiziere hatten Mühe, in der Stadt, wo alle Gasthäuser überfüllt waren, ihre Pferde unterzubringen und ein ihrem guten Appetite entsprechendes Frühstück zu erhalten; eine größere Gesellschaft fand sich hier zusammen, und in allgemeiner Fröhlichkeit, die auch auf Fritz ansteckend wirkte und ihn die mannigfachen Sorgen, denen er sich in letzter Zeit hingegeben hatte, fast vergessen ließ, wanderte man durch die Stadt, die nicht viel Sehenswürdigkeiten darbot, nach dem Schlosse.

Der weite, prächtige Bau machte einen imposanten Eindruck. Vor der der Stadt zugekehrten Front erstreckte sich ein ausgehnter Vorhof, der durch die in drei Absätzen zurücktretenden und sich nach innen verengenden Seitenflügel begrenzt wurde; diese von rothem und weißem Sandstein, in reich ornamentirtem Renaissancestyl errichteten und zum Theil mit Säulenhallen versehen Gebäude umschlossen den sogenannten Ehrenhof, auf welchem

die Marmorstatuen der um Frankreich verdienten Männer, Kriegshelden und großer Politiker, einen Kreis um die colossale bronzene Reiterstatue Ludwig's XIV. bildeten; sie repräsentirten die ruhmvolle Vergangenheit Frankreichs bis in das Mittelalter zurück, zur Bewunderung und Racheiferung für das jetzt lebende und spätere Geschlecht aufgestellt.

Man konnte sich, bei einigem Nachdenken, eines wehmüthigen Eindruckes nicht erwehren, wenn man das jetzt hier herrschende lebendige Treiben überblickte, und doch mußte sich alsbald wieder die deutsche Brust voll Stolz heben und in Ehrfurcht den göttlichen Willen preisen, der zur Stunde die stolze Ueberhebung gedemüthigt hatte.

In das Erdgeschosß des Mittelpavillons führte ein hohes Thor, eine Art Triumphbogen von prächtiger Ausführung. „A toutes les gloires de la France!“ hat Ludwig Philipp auf die Fagade des alten Königsschlosses schreiben lassen, als er dasselbe zu einem Nationalmuseum umwandelte; in neuester Zeit war es ein Lazareth für verwundete und franke, französische und deutsche Soldaten geworden; — welche Wandlungen!

In der Mitte liegt die „Galerie de Louis XIII.“, welche den „Cour de Marbre“ (den Marmorvorhof) mit der Gartenterrasse verbindet, zu beiden Seiten erstrecken sich weite Säle und Gemächer; überall sind die prächtigen Bilder der größten französischen Meister, die Geschichte Frankreichs von der ältesten bis in die neueste Zeit darstellend, aufgehängt; die Decke wird von rothen Marmorsäulen mit goldenen Capitälern getragen; nach der Rückfront, der Gartenterrasse, öffnen sich die großen Glasthüren.

Oben liegt der große Thronsaal Ludwig's XIV., die Spiegelgalerie, gegenüber nach der Stadtseite hinaus waren die Wohngemächer des einst so großen Königs.

Man gestatte uns, einige Worte Heinrich Laube's, der Versailles in den Vierziger Jahren schildert, hier anzuführen:

„Wir lachen oft über die Nationalprahlerei der Franzosen, selbst wenn wir wissen, daß ihnen der Nationalitätscultus Cultus einer einzigen Religion ist, die ihnen wahrhaft eigen. Aber es muß ein von allem Schwunge verlassener Deutscher sein, der jetzt in Versailles lachen kann über diese Verherrlichung alles

Französiſch-Nationalen; über ein wirkliches National-Museum, wo der Franzose die Werke und Helden seines Landes von Chlodwig bis Casimir Périer in allen Lagen, in allen Opfern, in allen Siegen sieht. Kaum ist Mazagran in Afrika heldenmüthig vertheidigt worden, so eilen Bild und Rahmen auf der Ferse nach, und wenn jene Soldaten aus Afrika heimkehren, so eilen sie nach Versailles, um im Anschauen ihrer bildlichen Verherrlichung das höchste Glück ihres Lebens, den berauschenden Ruhmeszauber, einzufangen. Wer mag es sagen, wie viel große Regung, großer Vorfaß jetzt täglich wieder aus Versailles kommt? — — Die unabsehbaren steinernen Corridore sind von Statuen und Büsten erfüllt, in dem Labyrinth von Gemächern hat jede Epoche ihren eigenen Raum, der sie darstellt, den Schlachten aller Zeit ist eine besondere Galerie — Galerie des Batailles — eingerichtet, mit Meisterstücken Horace Vernet's, des ächt französischen Bildergeniüs, geschmückt, und Alles ist wie von Ruhmeshand zusammengehalten durch die wiederhergestellte Welt Ludwig's des Bierzehnten. Die Lebrun, die Philippe de Champagne geleiten durch die prachtvollen Gemächer und Säle, welche sich so weit hinziehen, ehe sie des Königs Gemächer, die Galerie des Glaces, des Dil de Voens und Ludwig's Cabinet erreichen. Die Galerie der Spiegel, jener Thronsaal Ludwig's, blendet jetzt wieder und verblindet, wie es nur jemals die absolute Macht jenes Königs gethan. Der Blick verirrt sich in den Spiegelwänden; rechts durch die Fenster tritt der Park bis zum fernen See und Waldberge herein, links durch die Spiegel geht er in gleicher Unabsehbarkeit fort, oben, hoch oben ist Himmelsgewölbe, wo Götter thronen; man faßt sich selber langsam, da man diese weite Prachtwelt nicht zu fassen und zu umspannen weiß. — — Der silberne Thron steht nicht mehr, der Hof betritt nicht mehr allein diese Zimmer, ganz Frankreich betritt sie; das Hauptlustschloß ist ein Lustschloß der Nation geworden."

Und wie noch ganz anders war es wieder jetzt, am 6. October 1870, als der Fuß der deutschen Krieger diese Frankreich so geheiligte Stätte betrat, als die Vertreter aller deutschen Stämme sich hier vereinigten, um inmitten des ersten und blutigen Kampfes, durch den sie das neue, sich in dem alten Ruhme überhebende Frankreich bereits niedergeworfen hatten, ein Freuden-

fest zu feiern und ihren erhabenen Kriegsherrn zu begrüßen, dessen Wille jetzt hier der allein gebietende war! —

Alle Räume des Erdgeschosses, die Säle und Zimmer mit der prunkenden Vergoldung, in denen noch die erwähnten Gemälde hingen, waren jetzt zu Krankenzimmern eingerichtet worden und umfaßten ungefähr vierhundert Betten, meistens mit Verwundeten aus dem Gefechte vom 19. September besetzt, Deutschen wie Franzosen. Die Thüren und Fenster waren weit geöffnet, so daß sich den Leidenden eine weite Aussicht über Garten und Park darbot und die milde Herbstluft sie umwehte; Ärzte, barmherzige Schwestern, Krankenwärter und Franziscanermönche, welche hier den geistlichen Dienst versahen, gingen geschäftig, aber mit der nothwendigen Rücksicht für die Kranken hin und her, und ein Theil der Letzteren hatte auf der großen Treppe, welche nach der Terrasse führt, und auf der letzteren Platz genommen und erfreute sich an der frischen Luft und dem sich vor ihnen ausbreitenden bunten und bewegten Bilde.

Wenn man das Schloß von der Gartenseite betrachtet, so macht es einen noch viel großartigeren Eindruck und sieht noch viel prächtiger wie von der Stadt her aus. Das Mittelgebäude, die alte Königswohnung mit dem Thronsaale, springt hier nur ungefähr hundert Schritte gegen die Flügel vor und zeigt eine imposante, regelmäßige Säulenordnung; unbeschreiblich ist der reiche Schmuck mit Statuen und fast überladenen Verzierungen.

Am Fuße der großen Terrasse, von der die imposanten Treppen herabführen, breitet sich der weite Park mit seinen Le Nôtre'schen Alleen, seinen dunklen Laubpartien, hohen, beschnittenen Hecken, engen, schattigen Gängen, mit den Bassins und wunderbaren Grotten, den großen und kleinen Wasserkünsten, den unzähligen Statuen von Bronze, Marmor und Sandstein aus.

Es ist unmöglich, Alles zu beschreiben, was Kunst und Natur hier gemeinsam geschaffen haben, — vorzüglich aber die Kunst, denn Versailles war einst ein altes Jagdschloß in wilder und öder Gegend, — das Auge des Anwesenden vermag es ja nicht einmal in allen seinen Einzelheiten aufzufassen und begnügt sich mit dem mächtigen Totaleindrucke. Jede dieser Statuen, die man da zu Hunderten findet, ist ein Kunstwerk und besitzt ihre fesselnden Reize; die mythologischen Götter und fabel-

haften Ungeheuer, die Nereiden, Nymphen und Amouretten, besonders die colossale Gruppe des Neptun und der Thetis im großen Bassin, — jede Grotte, jede Boscage, jeder Laubengang ist ein Triumph der Gartenkunst, und Alles vereinigt sich zu einem bewunderungswürdigen, bewältigenden großen Ganzen.

Die Pariser hatten ein Recht, stolz auf ihr Versailles zu sein, die Fremden, die jetzt in ihre Rechte getreten waren, staunten das Wunderwerk an wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht.

Die Offiziergesellschaft, bei der sich Fritz von Helldorff befand, hatte die inneren Räume des Schlosses durchschritten und sich dann in das bunte Getümmel gemischt, das im Parke herrschte; eine ernste Stimmung, zu der mancherlei Anregung vorlag, konnte sich bei ihr schwer behaupten, denn der jugendlich frische Geist wurde von diesen blendenden Aeußerlichkeiten zu sehr in Anspruch genommen. Alles lachte und scherzte; wer wollte da ein Träumer sein, der den Blick ernst forschend in die Vergangenheit zurückwandte? —

Die Bevölkerung von Versailles und Umgegend, jeden Geschlechts und Standes, hatte sich auch reichlich eingefunden, denn sie konnte der Neugier nicht widerstehen, den König von Preußen und — vielleicht mehr noch — den Grafen Bismarck zu sehen, dem man doch einmal die Urheberschaft dieses Krieges und der Umwälzung aller Verhältnisse, welche den Leuten noch gar nicht recht klar geworden war, zuschreiben wollte; außerdem können die Franzosen — wenigstens die Pariser und ihre nächsten Nachbarn — sich unmöglich von einem vergnügungsvollen Schauspiel zurückhalten, welche ernste Seite sich demselben für sie selbst auch abgewinnen ließe.

Im Allgemeinen sahen die Leute Nichts weniger als mürrisch und verbrossen aus, sondern schienen sich recht gut zu amüsiren, und besonders das schöne Geschlecht kokettirte nach gewohnter Weise mit den stattlichen fremden Kriegern.

Wer von den gebildeten Ständen den Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes wirklich tief fühlte, hielt sich an diesem Tage wohl dem Schloßparke von Versailles fern, und die finsternen, drohenden Gesichter, die man zuweilen hier erblickte, gehörten meistens nur Männern aus dem Arbeiterstande an, die

ihren unverföhllichen, leidenschaftlichen Haffe nicht genügende Fesseln anzulegen vermochten.

Langanhaltende Hurrahs auf der Plattform der großen Terrasse, die fast ausnahmslos von Offizieren und Soldaten in Anspruch genommen wurde, verkündeten das Erscheinen des Königs. Begleitet von allen im Hauptquartiere anwesenden Prinzen, dem Grafen Bismarck, den Generälen und gefolgt von einer großen Anzahl Offiziere, ließ er sich von dem Maire-Adjunkten der Stadt umherführen und erwiderte heiteren, freundlichen Antlitzes die ihm von allen Seiten in enthusiastischem Jubel oder schweigender Ehrfurcht dargebrachten Grüße.

Zur selben Zeit hatten alle die berühmten Wasserkünste auf einmal zu spielen begonnen, und der Park gewährte nun einen wahrhaft zauberischen Anblick. Die riesigen Fontainen stiegen in die Höhe und breiteten einen weiten Schleier funkelnden Wasserstaubes um sich, brausend, von weißem Schäume sprühend, überstürzten sich die Cascaden in hohen Bogen, die großen Wasserfälle rauschten in den Bassins, die bronzenen Götter und Nymphen schienen auf einmal lebendig geworden zu sein, indem sie nach allen Seiten Wasserstrahlen um sich warfen und von denselben übergossen wurden; in den verborgensten, dunkelsten Boscagen des Parkes regte es sich plätschernd und leise murrend.

Der König kam mit seinem Gefolge die Treppe von der Terrasse herab und begab sich durch die schattigen Alleen nach den drei großen Fontainen des Hauptbassins, dann nach der Grotte des Apolls und anderen besonders sehenswürdigen Punkten; öfter hielt er in seiner langsamen Promenade inne, um mit Offizieren und Soldaten, die, am Wege stehend, ihre Hommeurs machten, auf das Güttigste zu sprechen. Auch die Franzosen drängten sich eifrig herzu und benahmen sich fast durchgängig tactvoll und ehrerbietig, wenn sich bei ihnen selbstredend auch keine begeisterte Freude erwarten ließ.

Der hohe Herr hielt sich ziemlich lange auf, und als er nachher unter großem Menschenzudrange seinen Wagen bestieg, folgten ihm wieder die stürmischen Zurufe seiner Soldaten; die Menge bewegte sich dann noch bis zum Einbruche der Dunkelheit in den Alleen des Parkes, und nirgends kamen Aufsehen erregende Störungen oder ärgerliche Demonstrationen Seitens der



französischen Bevölkerung vor, im Gegentheil schien dieser Tag theilweise ein vertraulicheres Einvernehmen zwischen ihr und den Soldaten herbeizuführen.

Die kameradschaftliche Unterhaltung, die ganze lebendige und anregende Scenerie, die ihn umgab, nicht minder der Anblick des hochverehrten Kriegsherrn, der unter den vorliegenden Verhältnissen jedes preussische Soldatenherz mit dem flammendsten Enthusiasmus erfüllen mußte, — schritt König Wilhelm auf diesem fremden Boden, wo er alle Gefahren und Entbehrungen, alle Leiden des Krieges und Freuden des Sieges mit seinen Soldaten theilte, doch wie ihr wahrer Vater einher, — Alles das hatte Fritz von Helledorff in eine sehr gehobene, glückliche Stimmung versetzt, wie sie auch in seinem eigentlichen Naturell lag; er hatte wirklich wieder einmal vergessen, was ihn in neuerer Zeit niederdrückte, oder wenn er sich daran erinnerte, so kam es ihm heute doch vor, als müsse sich bald Alles zum Besten lösen.

Die alten Bekannten, die sich hier gefunden, hatten verabredet, die Abendstunden, ehe sie sich wieder in ihre verschiedenen Cantonirungen begäben, in einem Restaurant von Versailles zusammen fröhlich zuzubringen; schien es doch wahrlich gerathen, jede sich dafür darbietende Gelegenheit zu benutzen, die dem Einen oder Anderen vielleicht nie wiederkehren sollte; es lag ja so nahe, daß schon der nächste Tag, sich wieder in den blutigen Ernst des Krieges kleidend, seine Opfer auch aus dieser kameradschaftlichen Genossenschaft fordern könne.

Auf diese Abmachung sich stützend, hatte die Gesellschaft sich in kleinere Gruppen und Paare vertheilt, die ihren verschiedenen Geschmacksrichtungen und Launen einstweilen nachzugehen versuchten. Fritz war nur mit den beiden Kameraden, die ihn aus der Villa Duvernois abgeholt hatten, zusammengeblieben, und sie schlenderten gemächlich im Parke umher, nachdem der König denselben schon verlassen hatte, ihre Aufmerksamkeit theils den Kunstwerken, theils der lebenden Umgebung widmend, die Stoff genug zu heiteren Beobachtungen gab.

Gerade Befanden sie sich an dem Neptunusbassin, um das sich noch das lauteste Gemühl bewegte, als Fritz plötzlich wie festgebannt stehen blieb. Es wäre vergebene Mühe gewesen, daß er seine Ueberraschung oder Bestürzung zu verheimlichen suchte.

denn dieselbe hatte ihn zu mächtig ergriffen, so daß er vollständig vergaß, Rücksichten zu nehmen, die ihm sonst wahrscheinlich geboten erschienen wären.

Das Auge des jungen Offiziers hing an einer Gruppe, die ihm geradezu durch Zauberei hierher versetzt zu sein dünken mußte, denn eine den wirklichen Verhältnissen entsprechende Erklärung dafür ließ sich gewiß nicht so leicht finden.

Da stand, ihm den Rücken halb zuwendend, aber mit dem in der Beleuchtung des hellen, klaren Herbstabends scharf abgegrenzten unverkennbaren Profile Herr de Montrouge, gerade in demselben Anzuge, wie er ihn zum ersten Male in Wiesbaden und Ems gesehen hatte, und an seinem Arm hing eine Dame, die er, obgleich sie ihr Antlitz nach der andern Seite kehrte, unter Tausenden auf den ersten Blick wiedererkannt haben würde — Eugenie de Montrouge. Auch sie war, wie dort, in der elegantesten Modetoilette, und sie bewegte sich so leicht, so ungezwungen, sie schien so heiter und lachend mit den zwei Cavallerieoffizieren zu plaudern, die ihr augenscheinlich schmeichelnde Artigkeiten sagten.

„Aber was haben Sie denn, Hellsborff?“ fragte der Eine seiner Begleiter, vergebens der Richtung seines starren Blickes folgend; — „sind Ihnen der alte Neptun und seine Tritonen denn noch so wunderbare Erscheinungen, nachdem wir uns heute schon mit der gesammten Götterwelt bekannt gemacht haben?“

Fritz antwortete auf diese Frage Nichts, aber er drückte krampfhaft die Hand des Kameraden und stürmte ohne weitere Erklärung, bloß mit den Worten fort:

„Entschuldigt mich, — wir treffen uns nachher, wie verabredet, zum Heimritte wieder!“

Ohne überlegt zu haben, wie er sich bei der Gesellschaft, an die er sich jetzt drängte, einführen wolle, nur von dem Gefühle durchdrungen, daß wohl Niemand ein besseres Recht wie er an Eugenie's Seite geltend zu machen vermöge, eilte er auf jene Gruppe zu und stand auf einmal, wie aus dem Boden gewachsen, mitten in ihr.

Wer diese Scene beobachtete, mußte sie ein wenig auffällig finden. Wenn der junge Offizier auch nicht aus allen Formen des guten Tones fiel, so mußte sein urplötzliches, eigen-

thümliches Auftauchen und Benchmen die beiden Cavalleristen, die hier jedenfalls auch einen berechtigten Platz hatten, doch chiquiren, zumal er sich gar nicht einmal die Zeit ließ, sie kameradschaftlich zu begrüßen. Sie traten aber noch befremdeter zurück, als sie den Eindruck gewahrten, den sein Erscheinen auf die Dame machte.

Hören wir zuerst, wie es kam, daß Eugenie, die sich bisher so verborgen gehalten hatte, sich hier öffentlich zeigte. Man wird sich denken können, daß dies nur auf Veranlassung Herrn de Montrouge's geschehen war.

Aus welchen Gründen der Letztere danach strebte, in einen möglichst freundschaftlichen Verkehr mit den deutschen Offizieren zu treten, ist bereits gesagt worden, als er indessen dabei durchaus nicht ein Entgegenkommen fand, wie er es sich wünschte, mußte er darauf denken, seiner Person eine besondere Anziehungskraft zu geben. Man kennt ja die Mittel, deren er sich sonst zu diesem Zwecke, meistens mit gutem Erfolge, bedient hatte. Seine halbversteckten Hindeutungen auf das Spiel fanden aber keinen Anklang; entweder hielten Jene die Zeit zu ernst, um sich derartigen Vergnügungen hinzugeben, oder sie mochten dem Chevalier gegenüber eine etwas mißtrauische Reserve beobachten. Die Schönheit Eugenie's schien ihm nun ein besseres Zugmittel werden zu können, und darin würde er sich wahrscheinlich auch nicht verrechnet haben, wenn das junge Mädchen dieses Mal nicht sehr entschieden ihre Mitwirkung verweigert hätte, und zwar aus dem Grunde, weil sie die Möglichkeit fürchtete, Fritz von Hellborff zu begegnen.

Es war schon zu Zwistigkeiten darüber gekommen, und der Chevalier hatte sich auf seine erkaufte Rechte berufen; Eugenie fühlte auch jedenfalls, daß sie ihm Rücksichten schuldete, aber dieselben ließen sich jetzt einmal nicht mit ihrem Gefühle vereinigen.

Am Morgen dieses Tages nun war Herr de Montrouge wieder heimlich nach der Villa gekommen und hatte recht dringend gefordert und gebeten, daß Eugenie ihn nach Versailles begleite; er versicherte, Fritz von Hellborff werde nicht dort sein, und war auch selbst davon überzeugt, denn der Lieutenant hatte

sich gegen François dahin ausgesprochen, daß er zu Hause bleiben wolle; dies war ja auch wirklich seine Absicht gewesen.

Einen wie großen Widerwillen Eugenie nun auch empfand, die ihr schon ganz lieb gewordene Einsamkeit zu verlassen, um die ihr nicht unbekanntten Pläne des Chevaliers zu unterstützen, so glaubte sie ihren Widerstand doch auch nicht zu weit treiben zu dürfen und unter diesen Umständen am ehesten nachgeben zu können. Sie verließ darauf mit ihm die Villa auf jenem Wege, wo sich nicht befürchten ließ, daß sie von Jemand gesehen würden, und wäre dies auch der Fall gewesen, so hätte der angebliche Herr Duvernois seine Begleiterin ja leicht zu legitimiren vermocht. Ganz in der Nähe erwartete sie der Wagen, und in Versailles fand Eugenie in dem Hause des Bekannten, das Herr de Montrouge wie sein eigenes betrachten durfte, Aufnahme und Gelegenheit, ihre Toilette zu vollenden, die heute auch wieder dazu beitragen sollte, anzulocken und zu bezaubern.

Herr de Montrouge spielte nicht die Rolle des Liebhabers, sondern des würdigen und zärtlichen Vaters, was Eugenie wenigstens einigermaßen mit der ihrigen verjöhnte. Jedem, der es nur hören wollte, hatte er schon früher gesagt, daß er seine einzige Tochter aus Muth erwarte, und auch durchblicken gelassen, dieselbe sei ein Wunder von Schönheit und Liebenswürdigkeit; das klang für die jungen Offiziere, um deren nähere Bekanntschaft er sich bewarb, recht anziehend, aber leider war die bewußte Tochter für sie bisher nur eine Mythe gewesen, und da die letztere nie in Fleisch und Blut übergehen zu sollen schien, schwächte sich das Interesse für den Mann, der sie stets im Munde führte, sehr ab und man belächelte mehr seine väterliche Schwärmerei, als daß man in dieselbe einzustimmen vermochte.

Heute sollte sich das Blatt nun plötzlich wenden, und Herr de Montrouge triumphirte schon im Voraus; Eugenie ahnte noch gar nicht, welche weitgehenden Pläne er auf ihr Erscheinen hatte.

Obgleich sie sich in ähnlichen Lagen schon häufig befunden hatte, machte es sie doch ein wenig bestürzt, als sie, kaum in dem Parke des Schlosses am Arme ihres Pseudovaters angelangt, sich von einem ganz ansehnlichen Kreise von Verehrern umgeben sah, welche alle die Uniform trugen. Diese Herren waren durch die Verwirklichung besagter Mythe, deren Glaub-

würdigkeit sie schon stark in Zweifel gezogen hatten, äußerst angenehm überrascht und beeilten sich nun, das Unrecht, das sie dem Chevalier angethan hatten, wieder gutzumachen. Wie schon früher gesagt, besaß Eugenie ein Benehmen, das keinen Zweifel daran aufkommen ließ, sie sei eine Dame von Stand und Würde, und Niemandem konnte es einfallen, in ihr etwas Anderes als die Tochter Herrn de Montrouge's zu sehen, der durch diese Folie selbst ganz ungemein gehoben wurde; war man bereits geneigt gewesen, in ihm einen etwas verdächtigen alten Roué zu sehen, so erschien er jetzt als ein sehr würdiger Herr von altem Schrot und Korn.

Daß die junge Dame so gut deutsch sprach, machte sie natürlich nur um so anziehender, und da es den deutschen Offizieren hier überhaupt an Damenbekanntschaften fehlte, denn die Französimen der besseren Stände hielten sich in ihrem Patriotismus, wenigstens aus Rücksicht auf ihre patriotische männliche Umgebung, von ihnen noch fern, so erhielt die ihnen so freundlich entgegenkommende Eugenie in ihren Augen einen ganz unschätzbaren Werth.

So viele Schmetterlinge, die eine einzige Blume umflattern, müssen sich nothwendigerweise aber gegenseitig geniren, und nur Einige, die zufällig am meisten begünstigt erschienen, behaupteten das Feld; es waren schließlich die beiden Cavalleristen, die Fritz von Hellborff nun auch noch zu verdrängen unternahm.

Herr de Montrouge war nicht wenig bestürzt, als er den jungen Offizier, vor dessen Intervention er sich heute ganz sicher geglaubt hatte, so urplötzlich aus den Wolken fallen sah, denn natürlich drängte sich ihm die ernstliche Befürchtung auf, daß Eugenie ihre Geistesgegenwart einbüßen könne.

Eugenie war wirklich in Gefahr, aus ihrer Rolle zu fallen; im ersten Momente glaubte sie sogar, der Chevalier habe dieses Zusammentreffen absichtlich herbeigeführt, obgleich sie sich dafür noch keinen Grund zu nennen wußte, aber ihr Unwille gegen ihn wurde durch die Befürchtung überwogen, wie Fritz sich nun ihr gegenüber benehmen und inwieweit er alte Rechte, die sie ihm ja eingeräumt hatte, geltend machen möge; noch hatte sie nicht den Ton gefunden, den sie für ihn anschlagen sollte; ihr ganzes Wesen drückte eine unendliche Bestürzung aus, der sich nicht recht

entnehmen ließ, ob das Erscheinen des jungen Offiziers sie freue oder erschrecke.

Herr de Montrouge suchte dieser für Alle so peinlichen Scene dadurch eine andere, unbefangene Wendung zu geben, daß er Fritz sehr freundlich begrüßte und ihn den anderen Herren als den in seiner Villa eingartierten Offizier vorstellte, übrigens einen alten Freund, dessen Bekanntschaft seine Tochter und er bereits in Deutschland gemacht hätten, — über das Nähere ließ er sich nicht aus.

Fritz hatte inzwischen die Hand Eugenie's, die sie ihm etwas zögernd reichte, an seine Lippen geführt, — das Zögern und Zittern dieser Hand gerade versöhnte ihn wieder mit dem etwas fremden Empfange, den er sich durch die Gegenwart der Anderen erklären zu müssen glaubte; was ihm aus dem vollen Herzen kommen wollte, erstarb bei dem unruhigen Klopfen des letzteren wieder auf seinen Lippen, nur einige förmliche Worte über das Glück des unvermutheten Wiedersehens gingen hervor; dann wandte er sich auch an seine Kameraden und begrüßte sie, gleichsam um Entschuldigung bittend.

Diese beiden Herren mußten aus Alledem bemerken, daß sie hier mindestens überflüssig seien; Lieutenant von Hellsdorff hatte sich hier augenscheinlich doch schon größere Rechte erworben wie sie, und es hätte unkameradschaftlich erscheinen können, ihm dieselben schmälern zu wollen.

Dem Chevalier war es wirklich unangenehm, daß sie sich zum Gehen anschieden, nicht allein, weil er dadurch ihre weitere Bekanntschaft einzubüßen fürchtete, sondern auch, weil er vertraulichere Erörterungen mit dem Lieutenant gern vermieden hätte. Als sie sich empfahlen, begleitete er sie noch eine kleine Strecke weit und suchte sie durch eine Einladung für den folgenden Abend in das Haus seines Freundes in Versailles zu fesseln; sie sagten ihm auch zu.

Auf diese Weise sahen sich Eugenie und Fritz ein paar Minuten lang allein gegenüber; indessen fanden sie sich immer noch von so vielen Menschen umgeben und wahrscheinlich auch beobachtet, daß sie verhindert blieben, ihren Empfindungen ganz freien Lauf zu lassen. Jeder von ihnen schien auch dem Andern das

erste Wort überlassen zu wollen, um danach den Ton, den er selbst anschlagen sollte, zu bestimmen.

„Ihr plötzliches Erscheinen an diesem Orte hat mich fast außer aller Fassung gebracht,“ begann Eugenie mit zu Boden gesenkten Blicken.

„Sie sehen, daß es mir nicht anders ergangen ist,“ erwiderte er; — „aber sollte Sie dieses Wiedersehen wirklich erschreckt haben, auf das ich so sehnsüchtig hoffte?“

„Mein Vater hatte mir bereits Mittheilung von Ihrer Anwesenheit in der Villa Duvernois gemacht, aber ich erwartete Sie hier nicht.“

„Es war auch nur ein Zufall, der mich hierher führte; wie konnte ich ahnen, Sie hier zu finden, Eugenie? — Wenn Sie wüßten, wie treu ich Ihr Bild stets, wohin mich das Schicksal auch führte, in meinem Herzen getragen habe —“

„Am des Himmels willen, sein Sie vorsichtig, — es sind hier hundert Augen auf uns gerichtet!“

So viel Berechtigung diese Mahnung haben mochte, war sie für Fritz doch in keineswegs angenehmer Weise überraschend und verletzte eigentlich seine warmen Empfindungen.

„Wann wird es mir denn vergönnt sein,“ fuhr er fort, — „mich so frei zu Ihnen aussprechen zu dürfen, wie es mir ein dringendes Bedürfnis ist, und wollen Sie dies denn überhaupt noch anhören, wie Sie es in Mainz gethan haben?“

„In diesem Zweifel liegt beinahe ein Vorwurf für mich,“ erwiderte sie in nicht zu verbergender Verwirrung; — „Sie dürfen aber nicht vergessen, daß die uns umgebenden Verhältnisse fast noch ungünstiger geworden sind wie damals.“

„Aber,“ entgegnete der junge Offizier, immer weniger befriedigt durch ihre Zurückhaltung, — „ich sah Ihren Herrn Vater soeben auf fast freundschaftliche Weise mit meinen Kameraden verkehren, hier unter den Augen seine Landsleute; er wird mir doch wenigstens gestatten, als ein alter Bekannter und Freund, dem er bereits seine Gastfreundschaft zu Theil werden ließ, in den Grenzen derselben mit Ihnen zu verkehren? — Darf ich nicht hoffen, Sie in der Villa Duvernois wiederzusehen?“

„Ich zweifle, daß er mir gestatten wird, mich dahin, fast

mitten in das Kriegsgetümmel, zu begeben; es ist überhaupt noch nicht bestimmt, wie lange mein Aufenthalt in Versailles währen soll.“

„Sie scheinen mich aller Hoffnungen berauben zu wollen, Eugenie,“ meinte Fritz, der Mühe hatte, seine Empfindlichkeit in Schranken zu halten, — „wollen Sie mir nicht lieber kurz heraus sagen, daß Sie gewünscht hätten, wir wären uns gar nicht wieder begegnet?“

„Wenn Dem so wäre,“ antwortete sie, ihn groß und fest, dabei mit einer unbeschreiblich ernstern Trauer ansehend, — „so könnte mir nur ihr eigenes Interesse diesen Wunsch eingegeben haben.“

„Aber,“ setzte sie schnell hinzu und lächelte dabei wieder in der versöhnlichsten Weise, — „warten Sie doch ab, was mein Vater bestimmen wird; er hat in der freundlichsten Weise über Sie zu mir gesprochen, und ich kann deshalb nicht befürchten, daß er uns jede Gelegenheit, uns weiter auszusprechen, nehmen sollte.“

Der Chevalier kehrte mit eiligen Schritten zu dem Paare zurück. Ganz ungewiß, was er von Alledem, das seinen Erwartungen eigentlich so wenig entsprach und ihm doch immer noch genug Hoffnung übrigließ, halten solle, sah der Lieutenant mit Spannung dem Benehmen Herrn de Montrouge's entgegen.

Dasselbe ließ ihn jetzt aber kaum Etwas zu wünschen übrig; fast sah es aus, als wünsche der Chevalier, daß seine Tochter sich dem alten Bekannten gegenüber viel ungezwungener gebe, als sie selbst beabsichtigte. Sehr rasch und lebhaft, so daß er den Beiden jedes Wort abschchnitt, erzählte er, ohne sich auf die Details einzulassen, das Obercommando vor Metz habe seine dringenden Bitten doch berücksichtigt und Eugenie einen Freipaß aus der umschlossenen Stadt bewilligt, er fühle sich so überaus glücklich, seine theure Tochter wieder umarmen zu können, und da er überzeugt sei, der Lieutenant theile seine Freude, so wünsche er Nichts lebhafter, als, daß derselbe diesen Abend im traulichen Familienkreise mit ihnen zubringe.

„Das heißt,“ setzte er hinzu, — „Sie wissen, daß wir jetzt eigentlich keine Heimath besitzen, ich kann Sie nur in das Haus meines Freundes einladen, wo wir indessen auch ganz ungenirt für uns sein werden.“



Fritz erinnerte sich allerdings recht gut der mit seinen Kameraden getroffenen Verabredung, aber die Einladung Herrn de Montrouge's auszuschiagen, wäre ihm doch ganz unmöglich gewesen. Hoherfreut über dieses Entgegenkommen, sah er auf Eugenie, aber sie schien seinen Blick vermeiden zu wollen, indem sie die Augen zu Boden schlug.

So unangenehm dem Chevalier im ersten Momente die Ueberraschung durch den jungen Offizier gewesen war, hatte er sich doch schnell in das Unvermeidliche gefügt und beabsichtigte jetzt, den möglichsten Vortheil daraus zu ziehen, indem er seinen alten Plan wieder aufnahm, dem Eugenie so sehr widerstrebt hatte. Sie konnte ihm jetzt nicht den Vorwurf machen, daß er Zwang gegen sie angewandt habe, der Zufall hatte Alles so gefügt; wie weit er das Einvernehmen zwischen den beiden jungen Leuten übrigens gedeihen lassen solle, behielt er sich noch vor zu bestimmen, deshalb erwähnte er auch noch Nichts davon, daß sie fortan in der Villa Duvernois Hausgenossen sein würden.

Alle Drei begaben sich nach dem Hause, in welchem der Chevalier seine Wohnung genommen hatte und wo er wirklich ganz unbeschränkt, wie in seinem Eigenthume auftreten konnte; fühlte er selbst sich aber so vollständig unbefangen, so war dies bei Eugenie'n und Fritz von Hellsdorff doch keineswegs der Fall. — Erstere begriff noch nicht recht, wohin diese Maßnahmen des Chevaliers führen sollten, und scheute sich, an einer Intrigue theilzunehmen, die sie nicht verantworten zu können meinte, und der Lieutenant fand in ihrem ganzen Wesen noch immer eine Zurückhaltung, die er sich bei dem Benehmen ihres vermeintlichen Vaters um so weniger zu erklären vermochte und die ihn deshalb tief verstimmt.

Herr de Montrouge und Eugenie hatten sich sehr gut durch Blicke allein zu verstehen gelernt; die andern forderten ihn dazu auf, dieses Spiel nicht zu weit zu treiben und sie nicht mit Fritz allein zu lassen, da dann die von ihr gefürchtete Erklärung unvermeidlich war; er fügte sich auch dieser Forderung. Der von dem jungen Offizier ersehnte Augenblick trat daher an diesem Abend nicht ein, und er blieb vollständig im Unklaren darüber, welche Bedeutung Herr de Montrouge seinem Verhältnisse zu Eugenie'n

beilege und wie diese selbst es nun gestaltet zu sehen wünsche; dabei hatte er sich über die äußerliche Liebenswürdigkeit Beider durchaus nicht zu beschweren.

Die Erkundigung, ob Eugenie in den nächsten Tagen ihren Aufenthalt in der Villa Duvernois nehmen werde, lag für ihn sehr nahe, zumal der Chevalier dies für den Fall ihrer Rückkehr von Metz früher bei ihm außer aller Frage gestellt hatte; jetzt wollte Herr de Montrouge darüber aber nicht recht mit der Sprache heraus; er meinte, dies hänge theils von ihrem eigenen Willen ab, — und Fris begriff nicht, warum sie dann diesen Willen, ihm zu Liebe, nicht ganz entschieden aussprach, — theils von den Verhältnissen, die seinen Aufenthalt in Versailles wenigstens noch für einige Tage wünschenswerth machten.

„Wenn Sie uns in den nächsten Tagen schon nicht in die Villa einkehren sehen,“ meinte der Chevalier, der durchweg einen leichten, scherzenden Ton beibehielt, — „so sind Sie uns hier jederzeit willkommen; wie es auch um uns her stürmen mag, wollen wir uns doch der glücklichen Schicksalsfügung, die uns wieder zusammengeführt hat, mit so viel Ruhe, wie es die Verhältnisse nur irgend gestatten, erfreuen.“

Warum blieb Eugenie bei Alledem in so sichtlich unruhiger Bewegung? Warum hatte sie gar kein ermutigendes Wort, nur eine ihm so gezwungen erscheinende Freundlichkeit für ihn? — das waren schon Fragen, die sich dem Lieutenant immer wieder höchst peinlich aufdrängen mußten, wie glücklich ihn auch die Nähe der Geliebten an und für sich machte. Wenn er sie dann wieder auf diesen innig theilnehmenden und doch so ernsten traurigen Blicken überraschte, dann konnte er ihr nicht geradezu zürnen und sie der absichtlichen Kälte beschuldigen, — es mußte hier ein Geheimniß vorliegen, das sie selbst quälte und das sie bei günstigerer Gelegenheit ihm gewiß enthüllen würde; diese Ansicht bestärkte sein Mißtrauen gegen den Chevalier und brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß dieser Mann die Empfindungen seiner Tochter ganz gut errathen habe, aber unter der Maske der größten Höflichkeit und Freundlichkeit mit denselben wie mit seinen eigenen, ein grausames Spiel treibe.

Seine dienstlichen Pflichten erlaubten nicht, daß er in zu

später Stunde nach seinem Quartiere heimkehre; er mußte die Nacht über wieder dort sein. Dies mahnte ihn zum Aufbruche, und er erhob sich mit dem Versprechen, das der Chevalier ihm förmlich abverlangte, am andern Tage wieder nach Versailles zu kommen. Eugenie reichte ihm die Hand zum Kusse, sie sagte fogar mit bedeutungsvollem Blicke: „Auf Wiedersehn!“ — was konnte er unter diesen Umständen eigentlich mehr verlangen?

Dennoch ging er mit sehr getheilten Empfindungen; er konnte sich nicht verhehlen, daß seine Erwartungen auf dieses so heiß ersehnte Wiederfinden sehr getäuscht worden waren und daß er sich dadurch an Hoffnungen eher ärmer als reicher fühlte.

Von seinen Kameraden wurde er mit Vorwürfen, daß er sie den ganzen Abend über im Stiche gelassen habe, empfangen, und seine Begegnung mit der Dame im Schloßparke, die ihn ohne Zweifel gefesselt hatte, mußte manchen Scherz aushalten, dem er nur eine unvollkommene Erklärung entgegenzusetzen mußte. Glücklicherweise für ihn hatten Alle die höchste Zeit zum Aufbruche, und die in die fröhlichste Laune gekommene Gesellschaft mußte sich alsbald trennen.

Fritz machte den Heimweg mit den beiden Kameraden, die ihn am Vormittage aus seinem Quartiere abgeholt hatten, und unmittelbar vor dem letzteren trennte er sich wieder von ihnen.

Es war schon spät geworden und setzte ihn in Verwundung, daß er die am Fuße der Anhöhe liegenden, von dem größten Theile seiner Compagnie belegten Häuser sämmtlich hellerleuchtet sah; als er herankam, fand er auch mehrere Soldaten in geschäftiger Bewegung und erfuhr auf seine Frage an sie, daß am späten Abende aus dem Regimentsstabs-Quartiere die Ordre eingetroffen sei, am andern Morgen aufzubrechen, um in die äußersten Vorpostenstellungen als Ablösung einzurücken.

Es war in der That so! als er sein Pferd in Galopp gesetzt hatte und in der Villa angekommen war, trat ihm sein Feldwebel schon mit dem Befehle entgegen, der jene Angaben der Soldaten bestätigte.

Etwas Anderes war kaum zu erwarten gewesen, und dennoch traf es den Lieutenant jetzt wie die unangenehmste Ueberraschung, nicht, daß er den ohne Zweifel beschwerlichen Vorposten-

dienst fürchtete, aber die Trennung von der Villa Duvernois, in der er sein Quartier schwerlich wiederfinden sollte, war ein harter Schlag für die Hoffnungen, welche der heutige Tag wieder angeknüpft hatte. Weiter hinaus suchte ihn Herr de Montrouge wohl schwerlich wieder auf, und Eugenie? — sie hatte ja schon die Befürchtung ausgesprochen, sich dem Kriegsgetümmel noch mehr zu nähern, und wahrlich, dort, wohin die Geschosse der Pariser Forts reichten, war auch kein Platz für sie, den er ihr zu empfehlen vermocht hätte.

Wo und wie sie nun wiedersehen? — Wie bittere Vorwürfe machte er sich, daß er es heute nicht dennoch zu einer offenen Aussprache gebracht hatte, die ihm eine trostreiche oder auch — trostlose Gewißheit geben mußte! —

Dem gemessenen militairischen Befehle gegenüber mußten aber alle Privatinteressen zum Schweigen gebracht werden, und die Zeit drängte, die Pflichten zu erfüllen, welche jener erforderte.

Da das Rendezvous seines Bataillons an der Straße nach Saint-Cloud schon auf die früheste Morgenstunde festgesetzt worden war, hatte er nicht einmal mehr Zeit, in dieser Nacht eine kurze Ruhe zu suchen, und noch viel weniger Lust dazu. Wie sollte er von Herrn de Montrouge und dessen Tochter Abschied nehmen, der Letzteren, was ihm so nahe am Herzen lag, Gelegenheit geben, mit ihm auf irgend eine Weise in Verbindung zu treten? — Seine militairische Pflicht erlaubte ihm nicht einmal, ihnen schriftlich mitzutheilen, wo sie ihn in nächster Zeit zu suchen haben würden, auch wäre er gar nicht im Stande gewesen, den Punkt genau zu bezeichnen, da ihm selbst die näheren Anordnungen über die Vorpostenstellungen noch unbekannt waren.

So blieb ihm nichts Anderes übrig, als dem alten François, der eine eigenthümlich hämische Miene machte, welche keineswegs sein Vertrauen zu erwecken vermochte, einen mündlichen Abschiedsgruß zu übergeben, — und welchen Erfolg konnte er davon erwarten? —

In der ersten Morgenfrühe wurde ausmarschirt, und nachdem sich die Bataillone gesammelt hatten, erfolgte die Ablösung der bisherigen Vorposten noch bei Tagesgrauen mit möglichster Stille, um die Franzosen nicht darauf aufmerksam zu machen.

Das Bataillon, zu dem Friß von Helledorff gehörte, erhielt seine Stellung, nebst noch anderen, in dem Parke von Saint-Cloud, wo sich die Vorposten bereits durch Verhaue und Gräben befestigt hatten.

Die Stadt Saint-Cloud mit etwa fünftausend Einwohnern ist auf der das linke Ufer der Seine begleitenden Höhe, Boulogne gerade gegenüber gelegen, mit welchem Orte es durch eine schöne steinerne Brücke verbunden wurde; jetzt war die letztere gesprengt worden.

Das Schloß, welches in neuester Zeit dem Kaiser Napoleon III. zur Residenz diente, liegt südlich der Stadt im östlichen Theile des Parkes. Was seine Geschichte anbetrifft, so kaufte das damals noch unbedeutende Landhaus König Ludwig XIV. für seinen Bruder, den Herzog von Orleans, von einem Italiener Condy, der zum Hofstaate Catharina's von Medicis gehörte. Hier war schon 1589 Heinrich III. ermordet worden. König Ludwig ließ das Schloß in prächtiger Weise ausbauen, später wurde es durch Marie Antoinette erweitert und bestand nun aus einem großen Hauptgebäude mit zwei Pavillons und zwei Flügeln; gegen Westen hin schließt sich daran der weite Park mit seinen berühmten Alleen und alten Bäumen, sowie schönen Wasserfontänen, von denen die sogenannte Riesfontaine 140 Fuß hoch springt. Dieser Park umfaßt 1500 Morgen und stand zum größten Theile den Parisern offen, die ihn seiner romantischen Partien wegen sehr liebten; er enthielt auch viele kunstvolle Statuen und in seiner südöstlichen Ecke die berühmte Laterne, eine Nachahmung des Monumentes des Lysistrates zu Athen.

Nachdem Marie Antoinette in diesem Schlosse residirt hatte, wählte es der General und Consul der französischen Republik Bonaparte zu seinem Aufenthalte und löste von da aus durch den Staatsstreich vom 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November 1799) das Direktorium der Fünfhundert auf; hier ließ er sich auch am 18. Mai 1804 zuerst zum Kaiser der Franzosen proklamiren; später residirten dort die Kaiserin Marie Louise, Ludwig XVIII., Carl X. und Ludwig Philipp. Im Jahre 1815 wurde hier die Capitulation von Paris unterzeichnet. Nachdem auch Napoleon III., damals Präsident der Republik, hier am

7. November 1852 die ihm vom Senate angebotene Kaiserkrone angenommen hatte, wurde das Schloß abermals kaiserliche Residenz.

Für Frankreich knüpften sich also die wichtigsten historischen Erinnerungen an dieses Gebäude, das auch mit den bedeutendsten Kunstgegenständen und einer kostbaren Bibliothek ausgestattet war; dennoch sollten die Franzosen selbst, eigentlich ohne jede dringende Veranlassung, bald Gelegenheit nehmen, Alles in einer Weise zu zerstören, die sie ihren Gegnern gewiß als den verabscheuungswürdigsten Vandalismus ausgelegt haben würden. —

Für Frig von Hellborn gestaltete sich das Leben in den nächsten Tagen nun wieder ganz anders wie in der Villa Duvernois, aber ein ganz anderer Grund als die Bequemlichkeiten, welche ihm dieselbe geboten hatte, hielt, wie man leicht begreifen wird, seine Sehnsucht dahin gerichtet; die Beschwerden, welche ihm der Dienst auferlegte, machten sich dabei um so weniger fühlbar für ihn.

Die Feldwachen und größeren Replik hatten sich, während ihre Doppelposten den östlichen und nördlichen, dem Fort des Mont Valerien gegenüberliegenden Rand des Parkes, besetzt hielten, nun im Innern des letzteren nicht allein in der schon angedeuteten Weise gegen alle etwaigen feindlichen Ueberfälle und das dominirende Feuer jenes großen Werkes verschanzt, sondern auch auf das Beste einzuquartieren gewußt; meistens lagen sie im Freien unter den mächtigen alten Bäumen, die sie mit ihren dichten Laubkronen gegen Wetter und zu heiße Sonnenstrahlen schützten, oder sie hatten sich Hütten von Stroh erbaut; theils wurden von ihnen auch die Gewächshäuser und einzelne leere Gebäude, besonders von den höheren Offizieren, benutzt.

Die Franzosen hatten schon, als sie den Park noch besetzt gehalten, darin vorgearbeitet, einen Theil der Bäume und des Gebüsches niederzuschlagen, theils um sich Brennholz zu schaffen, theils um bequemere Communicationen herzustellen; dieses Werk wurde jetzt fortgesetzt und besonders die Schutzlinien für das schwere Geschütz freigemacht; dann fuhr man auch fort, für das letztere und die Infanterieabtheilungen Deckungen anzulegen, wozu die großen Holzkübel der Drangerien vielfach benutzt wurden,

sonst noch Sandsäcke und aus Erde und Steinen errichtete Barrikaden; auf den hochgelegenen Punkten, so auch im Schlosse selbst, waren Observatorien errichtet.

Selbstverständlich mußten die Offiziere in unmittelbarer Nähe ihrer Leute bleiben und erfreuten sich keiner Vorzüge vor den letzteren, auch in Betreff der Naturalverpflegung waren sie mit denselben ganz gleichgestellt. Man war indessen an dieses Feldleben nun schon längst allseits gewöhnt, und eine Klage darüber ließ sich selten vernehmen, im Gegentheile herrschte der frischeste Humor vor, dem auch die von Zeit zu Zeit in den Park einschlagenden Granaten keinen Eintrag zu thun vermochten.

Bei den Vorposten wurde fast den ganzen Tag über geschossen; es war eine ewige Neckerei mit den jenseits der Seine stehenden Franzosen, die den Vortheil ihrer weittragenden Chassepots hatten und, wie bisher überall, die Munition in arger Weise verschwendeten; wo sich nur ein Preuße blicken ließ, wurde sogleich eine ganze Menge Kugeln nach ihm entsandt; man mußte sich daher mit äußerster Vorsicht bewegen.

Noch lebhafter pflegte es weiter nach rechts hin herzugehen, wo im Parke von Meudon eine Schanze aufgeworfen worden war, welche den Franzosen ohne Zweifel sehr bedenklich und lästig erschien; von den Forts Issy und des Mont Valerien, sowie den Kanonenböten auf der Seine wurde viel dahin gefeuert, fast immer ohne jeden Erfolg.

So waren die nächsten Tage ohne bedeutende Ereignisse hingegangen, als am 13. Oktober sich ein ernstliches Engagement auf der Süd- und Südwestseite von Paris entwickelte.

Am Morgen dieses Tages war ein starker Sturm; deutscherseits erwartete man nichts weniger als einen Ausfall, und die bairischen Vorposten sahen ruhig mit zu, wie mehrere französische Mobilgarden-Bataillone dicht vor dem Fort Montrouge exerzirten, was nichts Ungewöhnliches war. Tags vorher war das Feuer der feindlichen Artillerie gegen Meudon besonders stark gewesen, auch wieder einige Granaten in den Park von Saint-Cloud geworfen worden.

Um neun Uhr Morgens begann die Kanonade von den Forts Vanvres, Montrouge und der neuerbauten Schanze bei Villejuif wieder sehr heftig zu werden; sie richtete sich gegen die Dörfer

Bagneux, Bourg la Reine, Sceaux und die deutsche Schanze von Moulin la Tour. Auf einmal fielen aus der Richtung des Forts Banvres sieben Bataillone gegen Clamart und das letzterwähnte, von den Baiern besetzte Werk aus, zwei andere Bataillone wandten sich gegen Bourg; wie sich bald erweisen sollte, waren dies aber nur Scheinmanoeuvres, welche den eigentlichen Angriff gegen das in der Mitte liegende Dorf Bagneux begünstigen sollten, indem sie die Aufmerksamkeit davon abzögen.

Sofort waren das ganze bairische Corps (Hartmann) und auch die eilfte preussische Division alarmirt worden; indessen gelang es doch einem raschen Vorbruche jener bis dahin scheinbar so ruhig exerzirenden Bataillone, unterstützt durch starkes Artilleriefeuer, die Vorposten aus Bagneux und Chatillon gegen Sceaux zurückzuwerfen, worauf die Franzosen sich beeilten, diese Orte zu besetzen und ihrerseits zu verbarrikadiren.

Die Baiern hatten sich indessen bald von dieser Ueberraschung — auf französischer Seite kamen nach und nach sechszehn Bataillone in das Gefecht —holt und Verstärkungen erhalten und griffen nun die ihnen entrissenen Positionen mit Ungestüm wieder an; schließlich, von preussischen Abtheilungen unterstützt, gelang es ihnen auch, dieselben noch vor Einbruch des Abends wiederzunehmen und den Feind unter die Kanonen seiner Forts zurückzutreiben.

Auf beiden Seiten wurde mit Bravour und Ausdauer gekämpft, was schon aus dem Verluste der Baiern — 10 Offiziere und 370 Mann — hervorgeht; die Franzosen hatten wohl nicht weniger Leute verloren, aber sie nahmen ihre Todten und Verwundeten mit sich zurück, so daß sich die Anzahl derselben nicht bestimmen ließ. Während dessen begann um ein Uhr Mittags plötzlich eine anhaltende Kanonade vom Fort des Mont Valerien aus, und das Ziel der rasch aufeinanderfolgenden Granaten war, ohne daß irgend eine Bewegung auf preussischer Seite dazu Veranlassung gegeben hätte, das Schloß von Saint-Cloud; es schien den Franzosen also nur darum zu thun zu sein, dieses alte historische Denkmal, das für sie doch so großen Werth haben sollte, zu vernichten.

Schon die zweite einschlagende Granate zündete in dem südlichen Flügel des Schlosses, der dem Park zugewandt war, bei dem



starken Winde und der fortgesetzten Beschießung stand aber auch bald das Mittelgebäude in hellen Flammen, und an die Möglichkeit, dem Brande Einhalt zu thun, war gar nicht zu denken.

So überrascht die Preußen durch diesen schwer zu erklärenden Vorgang waren, — denn die Zerstörung des Schlosses konnte doch nicht den mindesten Einfluß auf die Besetzung des Parks und das Halten der ganzen Position haben, — fasten sie doch sogleich die Rettung der unersehbaren Kunstgegenstände und Denkwürdigkeiten in das Auge. Von ihren Offizieren aufgefordert, meldeten sich die Soldaten freiwillig, sich dieser höchst gefährlichen Aufgabe zu unterziehen, und riskirten dabei ihr Leben, bis es geradezu unmöglich wurde, bei der fortgesetzten heftigen Beschießung und der wüthenden Feuersbrunst in dem Gebäude anzuhalten.

Sehr bald brannte die große Haupttreppe, l'Escalier de l'Empereur, dann der sich rechts daran schließende Salon de Mars, in dem sich die zur Zeit Ludwig's XIV. von Mignard gemalten berühmten Plafonds befanden, die Apollogalerie, — kurz, Alles stand in Flammen. In dem Schlafzimmer Napoleon's III. krepirte eine Granate und zerschmetterte Wände und Meubles. Gegen Abend war das ganze prächtige Gebäude bis auf die Umfassungsmauern vollständig niedergebrannt.

Dennoch wurden ein großer Theil der Bibliothek, viele Meubles, worunter sich auch der Tisch befand, an welchem Kaiser Napoleon die Kriegserklärung gegen Preußen unterzeichnet hatte, die berühmte Marmorbüste Napoleon's I. als Consul, das goldene Kreuz aus der Kapelle, Statuen, Vasen, Gemälde und andere Kunstgegenstände und Sachen von bedeutendem Werthe durch die preussischen Soldaten gerettet, in den Alleen des Parks bewacht und nachher von dem Kronprinzen von Preußen in Obhut genommen.

Die Franzosen hatten sich aber immerhin selbst einen unerseßlichen Verlust ohne jeden Nutzen zugefügt.

Auch noch am folgenden Tage setzten sie die Beschießung auf die noch rauchenden Trümmer fort.

Man höre und staune, wie Gambetta, der bei der republikanischen Regierung jetzt, nach Art eines Dictators, die Hauptrolle spielte, das französische Volk über den Erfolg dieser Ereignisse

nisse zu täuschen versuchte! Am 15. erließ er in Tours, wohin er sich seit Kurzem vermittelst eines Luftballons aus dem belagerten Paris, unter mancherlei Abenteuer und der Gefahr, von den deutschen Soldaten gefangen genommen zu werden, begeben hatte, die nachfolgende Proclamation:

„Mit unbeschreiblicher Freude verkündige ich Euch eine Nachricht aus Paris: Das Volk, das von Tag zu Tag heroischer wird, wurde ungeduldig hinter den Wällen der Stadt und wollte dem Feinde entgegengehen. Hier habt Ihr den Bericht über seinen ersten Sieg:

„In der ganzen Umgebung der Stadt Paris sind die Preußen aus den seit drei Wochen innegehabten Stellungen vertrieben worden. Auf der Seite von Saint-Denis sind sie über Stain, Pierrefittes und Dugny zurückgedrängt. Im Osten hat man Joinville, Créteil, Bobigny und das Plateau von Avron zurückgenommen. Die Preußen sind aus Bas-Meudon und Saint-Cloud bis Versailles zurückgeworfen.

„Der Feind weiß jetzt, was ein Volk werth ist, das entschlossen, seine Institutionen und seine Ehre zu vertheidigen. Mögen nun auch die Provinzen ihre Pflicht thun, wie Paris die seinige thut! Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!“ —

Wir kehren noch einmal zu Fritz von Hellborff zurück.

Bergeblich hoffte er von Tag zu Tag, irgend eine Nachricht von Herrn de Montrouge oder Eugenie zu erhalten; es war am Ende nicht gerade unmöglich, eine solche zu ihm gelangen zu lassen, da ein lebhafter militairischer Verkehr stets zwischen den Vorposten und Versailles stattfand, und besonders die Liebe wagt ja gern und macht erfinderisch in den Mitteln, wo es einen mit Sehnsucht von ihr erstrebten Zweck zu erreichen gilt.

Aber wenn auch nicht seine Liebe, so war doch sein Vertrauen zu der Eugenie's seit ihrer letzten Zusammenkunft bedeutend erschüttert worden; er fühlte sich durch die Zurückhaltung, die sie gezeigt hatte und bewahren zu wollen schien, sogar empfindlich verletzt; wäre sie auch wirklich genöthigt gewesen, momentan ihm gegenüber eine Maske für ihre wirklichen Empfindungen zu tragen, so hätte ihr selbst doch daran gelegen sein sollen, ihm je eher desto lieber eine vollständige, versöhnende Er-

